Herrn von Büffons

Naturgeschichte

der vierfüßigen Thiere.

Mit Anmerkungen und Vermehrungen aus dem Franz. übersetzt.

Zweeter Band.

Mit allergnädigstem Königl. Preuß. Privilegio.

Berlin 1773.
Bey Joachim Pauli, Buchhändler.

Vorerinnerung.

Der gegenwärtige Theil der von Büffoni=schen Thiergeschichte ist an Kupfer=platten ungleich reicher, an der Anzal der Bo=gen aber, nicht völlig so stark, als der erste. Vielleicht sind unter unsern Lesern einige, wel=chen das Versprechen des Verlegers, jedesmal wenigstens 20 Bogen zu liefern, bey der jetzo

 vermin=

verminderten Zahl derselben verdächtig vorkommen mögte. Mir scheint es daher sehr billig, den eigentlichen Grund hiervon kürzlich anzugeben. Freylich könnte schon die Menge der Kupferplatten als eine reichliche Entschädigung für etliche Bogen angesehen werden. Allein ich muß zur Ehre des Verlegers gestehen, daß ihn ein weit beträchtlicherer Aufwand auf mehrere Kupfer im geringsten nicht abgeschreckt haben würde, wenn es bloß darauf angekommen wäre, diesen Theil noch um einige Bogen zu verstärken. Er ist allemal bereit, lieber mehr, als er versprochen, wie es schon bey etlichen Bänden geschehen, als weniger zu liefern. Diesmal hat er meinen Vorstellungen mehr, als irgend einem andern Bewegungsgrunde gefolget. Wir hatten einmal die Ordnung und Ein-

theilung des Hrn. von Büffon beyzubehalten für gut gefunden. Da er, vermöge derselben, erst von lauter einheimischen zahmen oder Hausthieren, hernach von einheimischen wilden und endlich von ausländischen zahmen und wilden Thieren handelt, in diesem Band aber gerade die erste Klasse der Hausthiere zu Ende gieng; so schien es mir unschicklich, das erste Geschlecht einheimischer wilden Thiere, mit dem letzten Geschlechte der zahmen in einem Bande zu vermischen, um so viel mehr, da die folgende Geschichte der Hirsche, Rehe u. s. w. diesen Band über die Hälfte der gewöhnlichen Stärke vergrössert haben würde. Wo die Regeln einer guten Abtheilung der Bände mehr Kupfer und Bogen, als gewöhnlich, erfordern, wird man den Liebhabern

dern dieses Werkes eben so willig stärkere Bände für einerley Preiß liefern, als man jetzo hoffet, wegen der Paar fehlenden Bogen dieses Theils, um des angeführten Grundes willen, alle gewünschte Nachsicht willig zu erhalten.

D. Martini.

Herrn

Herrn von Büffons

Naturhistorie

der

vierfüßigen Thiere.

II. Band.

1773.

V.

Die Ziege. [1])

Alle Thiergattungen pflegen zwar durch einen gewissen Zwischenraum, dessen Grenzen die Natur selbst nicht überschreiten kann, von einander abgesondert, dennoch aber einige durch eine so grosse Menge von Beziehungen einander ähnlich zu seyn, daß man zwischen ihnen kaum

 den

1) Capra Hircus *Linn.* S. N. XII. p. 94 Tragus domesticus, Caper, si castratus. *Klein.* Quadr. p. 15. *Briss.* Quadr. p. 38. Bouc et Chevre domestique Hallens Thiere p. 302. Hircus et Capra domestica *Gesn.* Quadr. Fig. p. 270. Ic. Quadr. p. 17. *Aldrov.* Quadr. bisulca p. 619. fig. 635. *Jonst.* Quadr. p. 46. T. 26. 27. Capra domestica *Raj.* Quadr. p. 77. n. 1. *Sloan.*

den Raum zu einer nöthigen Scheidungslinie wahr-nehmen kann. So bald wir also diese nahe verwandte Gattungen zusammen vergleichen und in Absicht auf uns näher betrachten, findet man, daß einige für uns von vorzüglichem Nutzen sind, die andern aber nur auf den Nothfall dienen, in Ermangelung der ersten ihre Stelle zu vertreten und uns gleichen Vortheil als jene, zu stiften. So können wir z. B. den Esel fast eben so gut, als das Pferd, und, wenn es uns an Schafen zu fehlen anfienge, die Ziegen an ihrer Stelle gebrauchen. Die Ziege versorgt uns eben so wohl, und fast noch reichlicher mit Milch, als das Schaf, sie liefert uns eben so häufigen Talg, und ihr Haar, ob es gleich etwas gröber, als die Schafwolle zu seyn pfleget, giebt eben so gute Zeuge, als diese. Ihr Fell steht in einem höhern Preiß, als die Schafhäute, und man weis, daß auch das Fleisch junger Ziegen dem Hammelfleisch im Geschmack we-nig

Sloan. Jam. Vol. II. p. 328. Caper. Capra *Rzac.* Hist. Nat. Pol. p. 239. Ejusd. Auctuar. p. 331. Hircus domesticus *Charlet.* Exerc. p. 9. Hoedus *Gesn.* Quadr. p. 314 Chevre privée ou domestique *Kolbe* T. III. 35. Der Ziegenbock heißt bey den Franzosen *Bouc*, lateinisch *Hircus*, in der Jugend *Hoedus*, Chald. *Ize*, Hebr. *Gdhies*, Griech. Τράγος, Arab. *Maez*, Saracen. *Anse*, Persisch *Busan*, Span. *Cabron*, in der Jugend *Cabrito*, Ital. *Beccho*, jung *Cavretto*, Illyr. *Kozel*, Pohln. *Koziel*, Schwed. *Get*, Engl. *Gote-Bucke*, jung *Kydd.* Holl. *Bok.*

Die Ziege oder Geise wird im Franz. *Chevre*, in der Jugend *Chevreau*, im Lat. *Capra*, im Chald. *Eza*, im Griech. Αἴξ, im Arab. *Schaah*, im Persischen *Buz*, im Span. *Cabra*, im Ital. eben so, im Illyrischen oder Dalmatischen *Koza*, Holl. *Geit*, im Engl. *Goat*, die jungen aber im Deutschen Zickel genennet

M.

nig oder nichts nachgebe u. s. w. Man bemerkt an dergleichen für den Nothfall dienlichen Geschlechtern, daß sie es den Hauptgeschlechtern mehrentheils an Härte und Stärke zuvor thun. Esel und Ziegen sind lange nicht so vieler Aufsicht und Wartung benöthigt, als Pferde und Schafe. Allenthalben finden jene für sich eine schickliche Nahrung; sie genüssen mit gleichem Vortheil alle Arten von Pflanzen, groben Gewächsen und sogar von dornichten Sträuchern. Unempfindlicher gegen die rauhe Witterung, können sie auch leichter den Beystand der Menschen entbehren. Je weniger sie uns als nothwendig angehören, desto mehr scheint sich die Natur ihrer anzunehmen. Anstatt also sich einzubilden, diese geringere Geschlechter wären aus den vorzüglichern durch die Ausartung entstanden, oder den Esel sich als ein ausgeartetes Pferd zu denken, hat man vielmehr Ursach zu glauben, das Pferd sey ein zu mehrerer Vollkommenheit gebrachter Esel, das Schaf hingegen eine feinere Art von Ziegen, die wir durch sorgfältige Wartung verbessert und, um unsrer eignen Bequemlichkeit willen, so stark vervielfältiget haben; oder die vollkommensten Geschlechter, besonders von Hausthieren, wären aus den weniger vollkommenen wilden, ihnen nächsten verwandten Geschlechtern entstanden; die Natur allein unmöglich so viel, als in der Vereinigung mit den menschlichen Bemühungen, auszurichten vermögend ist.

Dem ohnerachtet ist die Ziege doch ein besonderes und von den Schafen wohl noch stärker, als das Pferd vom Esel, unterschiedenes Geschlecht. Zwar beleget ein Ziegenbock das Schaf eben so gern, als der Esel die Stute, und ein Widder hält sich zur Zie-

ge so gut, als der Hengst zur Eselin. Ob sich aber wohl dergleichen Begattungen oftmals zutragen, und vielmal fruchtbar ablaufen, so hat man daraus doch niemals Mittelgattungen zwischen Ziegen und Schafen entstehen gesehen. Vielmehr bleiben es immer ein Paar von einander merklich, in gleichem Grad, unterschiedene Geschlechter. Es ist also durch die mannigfaltige Vermischung derselben im Grunde nichts verändert worden. An statt neuer Mittelgattungen von Thieren, entstanden vielmehr lauter einzelne Verschiedenheiten, welche in keines von den ursprünglichen Geschlechtern einen merklichen Einfluß hatten und vielmehr die Wirklichkeit des Unterschiedes ihrer eigenthümlichen Geschlechtsmerkmale bestätigten.

Indessen giebt es Fälle, wo es uns unmöglich ist, entweder diese Merkmale unterscheiden oder ihre Verschiedenheiten zuverläßig angeben zu können. In vielen andern Fällen müssen wir unser Urtheil gänzlich zurück halten; in unzähligen andern sind wir gar nicht vermögend, es zu einer deutlichen Einsicht zu bringen. Wenn auch die Ungewißheit, in welcher uns die von unsern Vorfahren aufgezeichnete, und einander widersprechende Nachrichten gelassen oder die Unzuverläßigkeit nicht mit in Anschlag gebracht würde, die noch in den vernachläßigten Beobachtungen mancher Naturforscher herrschet, so hätte man doch noch ein grosses Hinderniß im Fortgang unserer Kenntnisse in der unvermeidlichen Unwissenheit zu bestreiten, worinn wir uns, in Ansehung so vieler Vorfälle, befinden, welche die Zeit allein unsern Augen unmöglich darstellen konnte, und welche sogar unsern Nachkommen, erst durch öftere Gegeneinanderhaltung wiederhohlter

hohlter Beobachtungen und Erfahrungen, in einem deutlichern Licht erscheinen werden. Bis dahin müssen wir uns gefallen lassen, im Finstern zu tappen, und schüchtern zwischen Vorurtheilen und Wahrscheinlichkeiten herum zu irren, oftmals noch wegen der Möglichkeit gewisser Begebenheiten in Zweifel zu stehen und alle Augenblicke die Meynungen der Menschen mit den eigentlichen Wirkungen der Natur zu verwechseln. Es fehlt uns nicht an bestätigenden Beyspielen. Wir dürfen so gar nicht einmal von unserm Gegenstand abgehen, um eines zu finden. Vom Bocke selbst ist ja bekannt, daß er sich mit dem Schafe paaret und Junge zeuget. Niemand aber hat uns noch gesaget, ob aus dieser Vermischung ein unfruchtbares Mittelthier oder ein Thier entspringe, das zur künftigen Fortpflanzung seiner Gattung fähig sey. So wissen wir auch, daß der Widder sich allenfalls zu einer Ziege hält; ob sie aber etwas, oder was für ein Geschöpfe sie mit einander zeugen? das können wir hier so wenig, als im ersten Falle, bestimmen. Man hält gemeiniglich dafür, daß alle solche Mittelthiere, die aus der Vermischung zwo unterschiedener Gattungen entstehen, völlig unfruchtbar sind, weil sowohl die von einem Esel und einer Stute, als die von einem Hengst und einer Eselin erzeugte Thiere, weder unter sich selbst, noch mit den Gattungen, von welchen sie entsprungen waren, etwas scheinen hervorbringen zu können [2]). Diese Muthmassung beruht

2) Ueber diesen Punkt hat die hiesige Akademie der Wissenschaften, wie die *Gaz. Salut.* 1772. No. 42. p. m. 335. meldet, ein Schreiben vom Hrn. von Nort aus dem französischen Vorgebirge, vom 26ten May 1769. datirt, erhalten, worinn eines Maul,

beruht aber vielleicht auf einem seichten Grund. Die Alten bestehen darauf, ein Maulesel werde im siebenten Jahre zur Zeugung geschickt und fähig eine Stute mit

Maulthieres gedacht wird, das einen jungen Maulesel zur Welt gebracht hatte, welchen Vorfall wir bey den hiesigen Maulthieren des Königlichen Stalles gar nicht mehr seltsam finden. "Man brachte, heißt „es daselbst, gestern eine Mauleselin vor mich, wel„che für krank gehalten wurde. Ich dachte anfäng„lich, sie mögte von giftigen Kräutern etwas ge„nossen haben und fieng an, das Thier näher zu be„trachten. Ausser einer starken Ausspannung des „Leibes fand ich, daß etwas Darmähnliches aus „der Gebährmutter hervor hieng. Sogleich ließ „ich einen Hufschmidt kommen, der, als er das „Thier auf die Erde warf, um ihm die nöthigen „Mittel beyzubringen, sowohl die Mutter, als den „jungen Maulesel stark verletzte. Doch wurde die„ser noch lebendig, und an allen Theilen des Kör„pers wohl gebildet, zur Welt gebracht. Er war „mit ausserordentlich schwarzen Haaren bewachsen, „hatte sehr lange Ohren und war, mit einem Wort, „ein ordentlicher junger Maulesel; er starb aber „nach Verlauf einer halben Stunde, weil der „Schmidt, indem er der Mutter die Geburth er„leichtern wollte, dem jungen Maulesel beyde Schul„tern zerbrochen hatte. Die Mauleselin war eben„falls stark verletzet und blieb, nachdem sie geworfen „hatte, kaum noch 13 oder 14 Stunden am Leben. „Aller Vermuthung nach war dies junge Thier von ei„nem Esel erzeugt worden, weil ich einige Hengste „davon zu halten pflege; da ich aber auch Maulesel „habe, die nicht geworfen oder geschnitten worden, „so läßt sich nicht gewiß bestimmen, ob die Befruch„tung durch einen Esel oder durch ein Maulthier ge„schehen sey". Diese Geschichte dient wenigsten zu einem Beweiß, daß die Alten Recht hatten, wenn sie vorgaben, die Mittelgattungen von Thieren können auch zuweilen ihres Gleichen wieder hervorbringen und wären also nicht für ganz unfruchtbar zu halten. M. . .

mit Vortheil zu bespringen [3]) Sie behaupten, eine Mauleselin könne zwar trägtig werden, aber die Frucht nicht ganz zu ihrer Vollkommenheit bringen [4]). Man sollte daher vorzüglich darauf bedacht seyn, dergleichen Begebenheiten in der Natur entweder zu bestätigen oder die Unmöglichkeit solcher Vorfälle begreiflich zu machen, um die Dunkelheit aufzuklären, welche sie noch immer über den wesentlichen Unterschied und über die Theorie der Zeugung verbreiten.

Ueberdies kennen wir zwar die Arten derjenigen Thiere sehr genau, die wir in der Nähe haben, wir können aber nicht bestimmen, was aus einer Vermischung derselben mit ausländischen Thieren erzeugt werden mögte. Von den sogenannten Maulochsen, oder von Thieren, die aus der Vermischung einer Kuh mit einem Esel oder einer Stute mit einem Ochsen entspringen [5]), haben wir noch sehr dunkle Begriffe. Ob sich ein Waldesel oder Zebra mit einem Pferd oder Esel vermehren könne, ist uns noch gänzlich unbekannt. Eben so wenig sind wir überzeugt, ob das breitschwänzige Thier, welches mit dem Namen des barbarischen Schafes [6]) belegt worden, mit

3) Mulus septennis implere potest et jam cum equa conjunctus Hinnum procreavit. *Arist. H. Anim.* L. IV. Cap. XXIV.

4) Itaque concipere quidem aliquando mula potest, quod jam factum est; sed enutrire atque in finem perducere non potest. Mas generare interdum potest. *Aristot.* de *Gener. Animal.* Libr. II. Cap. VI.

5) Man lese im Iten Theil von den vierf. Thieren S. 224. die Anmerk. * M. . .

6) Linn. S. N. XII. p. 97. Ovis laticauda. La Brebis à large queuë. s. Hallens Thiere 1 B. p. 301. *Jonst.* Tab. 23. M. . .

unserm Schafe sich paaren könne; ob der Gems nicht eine wilde Ziege, oder durch eine Vermischung mit unsern Ziegen, eine Mittelgattung von beyden zu erzeugen fähig sey? Ob die Affen wirklich von einander so stark, als es scheint, unterschieden sind, oder, wie die Hunde, nur aus einem einzigen Geschlecht bestehen, das bloß durch eine Menge unterschiedener Arten sich auszeichnet? Ob der Hund fähig ist, mit einer Füchsin oder Wölfin, der Hirsch mit einer Kuh, die Hindinn mit einem Damhirsch u. s. w. sich fruchtbar zu begatten? Wir leben, wie gesagt, in Absicht aller dieser Vorfälle, in einer gleichsam erzwungenen oder nothwendigen Unwissenheit, weil die Versuche, welche hierinn etwas Entscheidendes lehren könnten, weit mehr Zeit, Sorgfalt und Aufwand erfordern, als das kurze Leben und eingeschränkte Vermögen eines Privatmannes darauf zu wenden erlaubet. Ich habe vordem unterschiedene Jahre hindurch Versuche dieser Art angestellet, wovon ich bey der Beschreibung der Maulthiere ausführliche Nachricht ertheilen werde. Vorläufig muß ich aber bekennen, daß ich durch alle diese Versuche nicht viel klüger, und bey den meisten in meinen Hofnungen getäuschet worden.

Inzwischen scheinet von diesen Umständen unsere ganze Kenntniß von den Thieren, die genaue Eintheilung ihrer Gattungen, die vollkommene Einsicht in ihre Geschichte, so gar die Art, wie diese geschrieben und abgehandelt werden muß, lediglich abzuhängen. Da es uns aber in diesem Fall einmal an den unentbehrlichsten Kenntnissen fehlet, da es, in Ermangelung der nöthigen Erfahrungen, unmöglich ist, Aehnlichkeiten vest zusetzen und richtige Schlüsse darauf zu gründen; so ist es wohl am sichersten, Schritt vor

Schritt zu gehen, jedes Thier für sich zu betrachten, alle diejenigen aber für besondere Gattungen zu halten, die sich nicht vor unsern Augen vermischen, folglich ihre Geschichte in besondern Artikeln, doch mit dem Vorbehalte, zu beschreiben, daß wir da, wo eigne oder fremde Erfahrungen uns mehr Licht ertheilen, einige dieser Artikel gleichsam in einen zusammen schmelzen.

Hieraus läßt sich der Grund abnehmen, warum wir hier bloß der zahmen Schafe und Ziegen gedenken, ob es gleich noch viel andere Thiere giebt, welche beyden Geschlechtern sehr ähnlich sind 7). Wir sind wenig-

7) Von den Schafen haben wir bereits im ersten Band S. 287. angezeiget, welche fremde Gattungen von den Hrn. von Linne und Brisson dahin gerechnet werden. Unter das Geschlechte der Ziegen und Böcke bringt erster, ausser

a) der gemeinen Ziege oder dem zahmen Ziegenbock Capra, Hircus *Linn. S. N.* XII. p. 94. Hircus et Capra domestica. Le Bouc et la Chevre domestique *Briss.* Quadr. p. 38. auch β) die angorische Ziege, als eine Abänderung. Capra angorensis *Linn.* ib. β) Chevre d'Angora. *Briss.* l. c. p. 39. *Tourn.* voy. du Levant. Tom. II. p. 463.

b) den Steinbock. Capra Ibex. *Linn.* l. c. p. 95. Hircus ferus *Bellon.* obs. 20. Dama veterum *Klein.* Quadr. p. 16. Bouc-estain. *Briss.* l. c.

c) die Syrische Ziege. Capra mambrica *Linn.* l. c. Capra Syriaca *Gesn.* et Prosp. Alp. La Chevre de Syrie. *Briss.* l. c. p. 47.

d) die Gemse. Capra Rupicapra *Linn.* l. c. Le Chamois ou l'Yzard. *Briss.* l. c. p. 41. Brisson l. c. p. 42. fügt dieser noch die Siberische Gemse aus dem IVten Bande der *Nov. Comment. Petropol.* p. 388.

wenigstens noch ungewiß, ob die ausländische Gattungen mit unsern einheimischen wirklich neue Arten hervor:

388. bey, die von ihm Chamois de Siberie, von den Kalmucken *Argali* genennet wird.

e) Zwey Arten amerikanischer Zwergböcke mit aufliegenden und aufrechtstehenden Hörnern. Capra depressa et reversa *Linn.* l. c. Petite Chevre d'Amerique et Petit Chamois d'Amerique. *Briss.* l. c. p. 41. Der letzte heißt auch die Amerikanische Gemse.

f) die egyptische Gazelle. Capra Gazella *Linn.* l. c. p. 96. Elan. *Kolb.* La Gazelle des Indes *Briss.* l. c. p. 43.

g) die Gazelle mit gewundnem Horn oder Hirschbock. Capra Cervicapra *Linn.* l. c. p. 96. Strepsiceros *Gesn.* La Gazelle. *Briss.* p. 44.

h) den Bezoarbock. Capra bezoardica *Linn.* l. c. Capri-Cerva *Kaempf.* La Gazelle du Bezoar. *Briss.* l. c.

i) die afrikan. Gazelle oder lybische Ziege. Capra Dorcas *Linn.* l. c. La Gazelle d'Afrique. *Briss.* l. c. p. 45. *Knorr Delic. Nat.* Tom. II. Tab. K v. f. 3. p. 10

k) die unbärtige tartarische Ziege oder Steinbock. Capra tartarica *Linn.* l. c. p. 97. Le Bouc-estain sans Barbe. Ibex imberbis *Briss.* l. c. p. 40.

l) die oriental. oder siberische Ziege. Capra Ammon *Linn.* l. cit. Tragelaphus *Bell.* La Chevre du Levant. *Briss.* l. c. p. 46.

Hr. Brisson rechnet [illegible] diesem Geschlechte noch:

m) den hochgehörnten Widder oder das Kretische Schaf, La Chevre de Crete. Aries s. Ovis cretensis *Jonst.* T. 45. welches beym Ritter unter dem Namen Ovis Strepsiceros p. 98. den Schafen beygesellet

hervorbringen würden. Daher müssen wir sie mit Recht so lange wie besondere Gattungen betrachten, bis uns die Erfahrung lehret, daß einzelne Thiere von jeder dieser fremden Gattungen sich mit unsern gemeinen vermischen und andern Thieren das Daseyn geben könnten, die einer fernern Zeugung untereinander fähig wären. Da nun dieser Charakter allein das Wesentliche von dem, was ein Geschlecht heisset, so wohl bey Thieren, als Pflanzen ausmachet, so muß er auch, bey Bestsetzung eines Geschlechtes allemal zum Grunde geleget werden können.

Die Ziege ist schon ihrer Natur nach belebter und erfindungsreicher, als das Schaf. Sie nähert sich ohne Bedenken den Menschen und ist leicht an seinen Umgang zu gewöhnen. Seine Liebkosungen machen auf sie die angenehmsten Eindrücke und pflegen ihr bald eine Art von Ergebenheit einzuflößen. Ausser dem ist auch die Ziege stärker, flüchtiger, schlanker, und viel beherzter, als das Schaf. Bey vieler Lebhaftigkeit ist es ihr eigen, zugleich trotzig und geil zu seyn, auch überall herum zu schweifen. Es ist höchst mühsam, sie zu leiten und bey der Heerde zu erhalten. Ihr Geschmack treibet sie mehr nach den Einöden, wo es ihre Lust ausmachet, auf steilen Anhöhen herum zu klettern, auf den Gipfeln der höchsten Felsen, an

stellet worden. Ausserdem hat er bey den Ziegen auch noch

n. o) eine Gazelle und eine Ziege aus Neuspanien unter den Namen Gazelle de la nouv. Espagne, Tamamacame *Jonst.* p. 63. und La Chevre de la Nouv. Espagne oder Mazame angeführt S. l. c. p. 46. 47. M. . .

an den Rändern der steilesten Abgründe sich zu lagern und wohl gar daselbst ruhig zu schlafen. Auf die Gesellschaft ihres Mannes ist sie ungemein begierig; sie nimmt seine Liebkosungen mit erhitzter Sehnsucht an und pflegt nicht lange nach vorhergegangener Paarung ihre Jungen zu werfen. Ihre dauerhafte Natur ist ihr behülflich, mit wenig und leichter Kost sich zu begnügen. Unter allen Arten von Kräutern finden sich nur sehr wenige, die einer Ziege nicht schmecken oder wohl bekommen sollten. In so fern indeßen das Temperament einen merklichen Einfluß in das Naturell der Thiere hat, läßt sich in dieser Absicht unter den Ziegen und Schafen kein wesentlicher Unterschied entdecken. Beyde Geschlechter von Thieren, deren innerer organischer Bau sich beynahe vollkommen gleichet, wachsen, nähren und vermehren sich fast auf einerley Weise. So gar in Ansehung ihrer Krankheiten pflegen sie viel mit einander gemein zu haben. Es giebt nur wenige Schafkrankheiten, von welchen die Ziege nie befallen wird. Von der grossen Hitze hat eine Ziege lange nicht so viel, als ein Schaf, zu fürchten. Sie schläft gern unter den Einflüssen der heissesten Sonnenstralen, ohne davon krank, drehend oder schwindlich zu werden. Gewitter können ihre Herzhaftigkeit nicht erschüttern, und Regengüsse pflegen sie nicht aus ihrer Fassung zu bringen. Nur der Kälte suchen sie nach Möglichkeit auszuweichen. Von ihren äusserlichen Bewegungen haben wir bereits erinnert, daß sie nicht so wohl nach der Bildung des Körpers, als vielmehr nach der Stärke desselben und nach den unterschiedenen Bedürfnissen des Hungers und anderer Begierden eingerichtet, und aus diesem Grunde lange nicht so abgemessen, auch bey den Ziegen allemal weit lebhafter, als bey den Schafen, sind.

Von

Von der Ungleichheit ihrer Handlungen läßt sich leicht auf die Unbeständigkeit des Naturels einer Ziege schlüssen. Bald geht sie und steht wieder stille, bald läuft, bald hüpft und springet sie. Jetzt fällt es ihr ein, sich uns zu nähern, gleich darauf aber, wieder fort zulaufen. Indem sie eben sich zeiget, verbirgt sie sich wieder oder entfliehet; alles nach ohngefähren Einfällen. Ueberhaupt bestimmt bloß die wunderliche Lebhaftigkeit ihrer innern Regungen die Seltsamkeit ihres abwechselnden Betragens. Die biegsamsten und geschmeidigsten Werkzeuge nebst dem ganzen Vorrathe der Nerven ihres Körpers, sind kaum vermögend, dem ganz besondern Muthwillen und Ungestüm aller Bewegungen eines dergleichen Thieres Genüge zu thun.

Es ist aus Erfahrungen bekannt, daß alle Ziegen den Menschen von Natur zugethan sind, und nicht einmal in öden Gegenden eine merkliche Wildheit annehmen. Im Jahr 1698. als ein englisches Schiff an der Insel Bonavista landete, kamen zween Schwarze an Bord, um den Engelländern unentgeldlich so viel Böcke anzubiethen, als ihnen mit sich zu nehmen belieben würde. Der Schifskapitän äusserte über ein so unerwartetes Anerbiethen seine Verwunderung, die sich aber bald verlohr, da er von den Schwarzen erfuhr, daß auf der ganzen Insel mehr nicht, als 12 Personen sich aufhielten, welche von der anwachsenden Menge der Ziegen und Böcke wirklich überlästigt würden. Man fügte hinzu, daß es gar nicht schwer hielte, sie zu greifen, weil sie, gleich andern Hausthieren, den Menschen hartnäckig folgten [8]).

Der

8) S. *Hist. générale des Voyages* Tom. I. p. 518.

Der Bock ist schon am Ende des ersten Jahres, die Ziege in einem Alter von 7 Monathen, fähig zur Zeugung. Die Frucht einer so frühzeitigen Vermehrung pflegt aber allemal schwach und mangelhaft zu seyn. Daher ist man darauf bedacht, beyde wenigstens 18 Monathe bis 2 Jahre alt werden zu lassen, ehe man sie zusammen bringet. Der Bock ist ein ziemlich artiges, ungemein lebhaftes und sehr hitziges Thier. Ein einziger ist auf zween oder drey Monathe lang hinreichend, eine Heerde von mehr als hundert und funfzig Ziegen zu befruchten. Diese abmattende Hitze kann aber bey ihm nicht leicht über drey oder vier Jahre dauern. Im fünften oder sechsten Jahre sind solche Thiere schon ausgemergelte Greise. Zu einem Zuchtbock muß also ein junger wohlgewachsener oder ein zweyjähriger Bock von grossem Wuchs, kurzem fleischigem Hals, kleinem Kopf, herabhängenden Ohren, dicken Oberschenkeln, starken Füssen, schwarzen, dicken und weichen Haaren, langem und starkem Bart, ausgesuchet werden [9]).

Bey den Ziegen kostet es weniger Schwierigkeit, eine Wahl zu treffen. Doch hält man diejenigen für die besten, die einen langen Leib, ein breites Kreutz, derbe Oberschenkel, einen leichten Gang, starke Euter, lange

9) Vom Widder oder Schafbock (S. I Band S. 286.) unterscheidet sich der Ziegenbock durch die Form des Kopfes, durch die Länge und Richtung der Hörner, durch die Dicke der Beine, durch die Beschaffenheit der Haare und Verschiedenheit seiner Länge. Der Ziegenbock ist am untern Kinn mit einem ansehnlichen Barte, auf dem Hals und Rücken aber, bis an den Schwanz mit einer Mähne versehen. Die Grösse des Bockes ist fast eben so mancherley, als die Grösse des Widders.

M . .

der Ziegenbock.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere II. T.

C.B. Glaßbach sculp.

Tab. XIV. die Ziege. Pag. 17.

Büff. - - - - - - - - - - - - - - II. T. C.B.G. sc.

lange Striche, auch lange dichte Haare haben [10]. Die Zeit, wo sich ihr Vermehrungstrieb reget, fällt gemeiniglich in den September, Oktober und November oder in den Herbst- und Wintermonath. Wenn sie aber auch zu andern Zeiten ein Weilchen in Gesellschaft eines Bockes zubringen, so lassen sie sich gar bald bereit finden, ihn anzunehmen, ohne sich an erwähnte Monathe zu binden. Sie können daher in allen Jahreszeiten sich paaren und vermehren. Im Herbste pflegen sie aber am sichersten trächtig zu werden. Man giebt auch noch aus der besondern Ursache dem Herbst- und Wintermonath einen Vorzug, weil es gut ist, wenn die junge Ziegen, so bald sie anfangen zu weiden, gleich zartes aufkeimendes Gras antreffen.

Die Ziegen tragen fünf Monathe und pflegen im sechsten ihre Jungen zu bringen. Diesen erlauben sie, einen Monath oder 6 Wochen zu saugen [11]; folglich hat

10) Bey den meisten Ziegen, auch bey manchen Böcken, findet man vor dem Halse zwo Verlängerungen der Haut, welchen man den Namen der Eicheln (Glands,) in einigen Gegenden auch der Glöckchen (S. Tab. XIV. lit. A.) gegeben. Gemeiniglich befinden sie sich zween Zoll unter dem untern Kinnbacken und stehen anderthalb Zoll auseinander, haben etwa zween Zoll in der Länge und einen Zoll im Umfang, sind auch, gleich den andern Theilen, mit Haaren bedeckt. Sie entstehen bloß aus der Haut, und pflegen länger nicht, als bis auf 3 Zoll zu wachsen. M. . .

11) Wenn sie mehr als ein Zickel bringen, pflegt man ihnen das gröste und beste zu lassen, das andere hingegen einer andern Ziege zu übergeben, welches, die Mutter zu schonen und eine schöne Heerde zu erhalten, sehr nothwendig ist. Ausser der Milch, wel-

hat man etwa sechs und einen halben Monath von der Zeit an zu rechnen, wo die Ziege belegt wurde, bis auf den Zeitpunkt, wo die junge Ziege zu weiden anfangen kann.

In Gesellschaft von Schafen sind sie beschwerlich zu hüten, weil sie fast nie bey der Heerde bleiben, sondern immer voran laufen. Es ist also viel besser, sie allein auf grüne Hügel zu treiben, weil ihnen die Höhen und steile Berge vorzüglich angenehm sind. So viel als ihnen Futter nöthig ist, finden sie leicht in Büschen, Brachfeldern, unbebauten Gegenden und unfruchtbaren Plätzen. [12]) Von angebauten Feldern, vom Getreide, von Weinbergen und Waldungen muß man sie so viel als möglich ist, entfernen, weil sie an den jungen Holzschlägen grosse Verwüstungen anrichten können, auch durch begieriges Abnagen der zarten Rinden und junger Schößlinge ver-

welche die Zickel im Ueberfluß haben müssen, füttert man sie auch mit allerley Kräutern, mit Erlensaat u. s. w. M. . .

12) Wilde Kastanien sind, wegen ihrer Bitterkeit, für die Ziegen ein gesundes und schmackhaftes Fressen, besonders dienen sie denselben zur Vermehrung der Milch und können ihnen in dieser Absicht mit Vortheil vorgeleget werden. S. Hannöv. Magaz. 70. p. 229.

So gar die Wolfsmilch, welche sie nach Herrn Pr. Schrebers Erfahrung gerne genüssen, pflegt ihnen, statt schädlich zu seyn, zu einer guten Purganz zu dienen. S. dessen Samml. verm. Schriften rc. V Th. p. 243. M. . .

verursachen, daß fast alle von ihnen benagte Bäume ausgehen [13]).

Feuchte Gegenden, sumpfichte Wiesen und fette Weide gereichen ihnen offenbar zum Schaden. In ebenen Gegenden pflegt man daher selten Ziegen zu halten. Man hat gesehen, daß sie daselbst schlecht gedeyhen und ein schlechtes, unschmakhaftes Fleisch ansetzen. In den meisten warmen Himmelsstrichen werden grosse Heerden von Ziegen gehalten, die aber niemals in einen Stall kommen. In Frankreich müßten sie bey der Strenge des Winters unter freyem Himmel des Todes seyn [14]), wenn sie nicht unter Dache gehalten würden. Im Sommer können sie die Streue gar wohl entbehren; im Winter ist sie aber nothwendig, und muß oft erneuert werden, damit sie nicht auf ihrem Miste liegen, der ihnen, wie alle Feuchtigkeit, sehr nachtheilig seyn würde.

Man bringt sie gerne so früh als möglich auf die Weide. Das bethaute Gras, welches den Schafen

13) Ein Englischer Landwirth ist aus diesem Grund auf den Einfall gerathen, den Ziegen die Vorderzähne auszubrechen, um seine Bäume zu sichern. Die Schweden zerschneiden ihnen eine Sehne am Hinterfusse, um das Ueberspringen zu verwehren. Letzteres ist ungleich besser, weil dadurch dem Thiere die Verdauung nicht gestöhret wird. S. Beckmanns phys. ökon. Bibl. I B. S. 185. M. . .

14) Die norwegischen und schwedischen Ziegen können schon mehr Kälte vertragen, weil sie den ganzen Winter im Walde gehen und kaum vier Tage, nachdem sie geworfen haben, geschonet werden. Ob aber diese harte Lebensart auch dienlich sey, gute Art in Absicht auf die Milch und Haare zu erhalten, daran ist billig zu zweifeln. M. . .

ein Gift ist, thut bey den Ziegen die herrlichste Wirkungen. Um ihrer Ungelehrigkeit und ihres beständigen Herumschweifens willen ist auch der stärkste und flüchtigste Mensch nicht im Stande, mehr als höchstens funfzig Ziegen zu hüten. Wenn es schneyet und reifet, pflegt man sie nicht auf die Weide zu führen, sondern vielmehr im Stalle mit Kräutern und im Herbste gesammleten kleinen Reisern oder mit Kraut, Rüben und andern Hülsenfrüchten zu füttern [15]). Je mehr sie fressen, desto reichlichere Milch hat man von ihnen zu erwarten. Um sich dieses Vortheils desto länger und in desto grösserm Ueberfluß bedienen zu können, giebt man ihnen viel zu saufen und mischet bisweilen ein wenig Salpeter oder Salz unter das Wasser [16]). Vierzehn Tage nachher, wenn

15) Das Laub von Birken und andern Bäumen, das im September abgestreift und an der Sonne getrocknet worden, muß ihr gewöhnliches Futter seyn. Kräuter, Kohl, Rüben und Linsen geben ihnen ebenfalls gute Nahrung. Die Heiden sind für Ziegen die beste Weide. Sie fressen allerley, sowohl dürre, als frische Blätter und Kräuter. So gar an Dornen und Brombeerstauden wissen sie etwas nahrhaftes zu finden und pflegen auch den Schierling und Schlangen gelegentlich zu genüssen (S. von Linne vollst. Natursyst. I B. p. 405.) Flohkraut, insonderheit aber die Blätter und Frucht vom Spindelbaume, sind für diese Thiere tödliche Gewächse. Zu viel Eicheln verursachen ihnen Schmerzen und machen daß sie leicht unzeitig werfen. S. Abilgaard am angef. Orte p. 244.
M. . .

16) Da man sie oft an Mauern und Felsen, wo Salz ist, lecken siehet, so läßt sich hieraus schlüssen, daß bey ihnen das Salz unter die gewöhnlichen Bedürfnisse zu rechnen, auch allem Ziegenvieh sehr zuträglich sey. M. . .

wenn sie gezickelt haben, kann man sie zu melken anfangen. Vier bis fünf Monathe hindurch können sie uns Abends und Morgens mit reichlichem Vorrathe von Milch versorgen.

Gewöhnlicher Weise bringt eine Ziege nur ein Junges, bisweilen zwey, selten drey, niemals aber mehr, als viere [17]). Der Zeitpunkt ihrer Fruchtbarkeit reicht vom ersten oder von anderthalb Jahren bis zum siebenten Jahr ihres Lebens. Beym Bocke würde bloß eine mehrere Schonung erfordert, um ihn bis zu eben diesem Alter, und wohl noch länger, zur Zeugung tüchtig zu erhalten. Gemeiniglich aber pflegt er nach dem fünften Jahre diese Fähigkeit gänzlich zu verlieren. Er wird alsdann abgeschaffet und mit alten Ziegen oder jungen Böcken gemästet, welche letztere man gleich nach dem ersten halben Jahre schneidet, um ihnen zu einem säftigern und zärterm Fleische behülflich zu seyn.

Sie werden eben so, wie die Schöpse gemästet. Man bemühet sich aber, auch bey der besten Fütterung, vergebens, ihrem Fleisch den reinen Geschmack des Schöpsenfleisches zu verschaffen; es müßte dann in den hitzigsten Himmelsstrichen seyn, wo das Schöpsenfleisch, selbst einen schlechten Geschmack hat. Der starke Geruch des Bockes ist nicht so wohl von seinem Fleisch, als von seinem Felle herzuleiten. Ob gleich diese Thiere gar wohl zehn bis zwölf Jahre leben könnten, so läßt man sie doch nicht gern alt werden, weil ihr

17) Indessen versichert Bankroft in seiner Naturgeschichte von Guiana p 73. die Guianische Ziegen wären so fruchtbar, daß man bey einem Wurf gemeiniglich 3, 4 bis 5 junge Ziegen erhielte.
M. . .

ihr Fleisch mit dem zunehmenden Alter immer unschmakhafter wird [18]). So bald sie demnach aufhören, ihr Geschlecht fortzupflanzen, pflegt man sie ohne Bedenken abzuschaffen. So wohl die Ziegen, als die Böcke sind gewöhnlich mit Hörnern bewafnet. Man findet nur sehr wenige, denen diese natürliche Waffen fehlen. Die Farben der Haare sind bey diesen Thieren ebenfalls häufigen Abänderungen unterworfen [19]). Die ganz weissen und ungehörnte Ziegen sollen den größten Ueberfluß von Milch, die schwarzen aber vorzügliche Stärke und Munterkeit oder Dauer haben.

Obwohl diese Thiere fast gar nichts zu erhalten kosten, so gehören sie doch allerdings unter die sehr einträgliche Hausthiere. Man pflegt von ihnen das Fleisch, den Talg, die Haare, und das Fell zu verkaufen.

18) Sonst gelangen sie, nach Lord Ansons Reisen um die Welt, zu einem ziemlich hohen Alter. Ein gewisser Schotte, Selkirk, der auf dem Eylande Juan Fernandez zurück gelassen worden, bis ihn ein anderes Schiff wieder mitgenommen, erzählet, er habe oft mehr Ziegen, als er gebraucht, gefangen, die übrigen an den Ohren gezeichnet und wieder laufen lassen. Lord Ansons Reisegesellschaft, kam etwa 32 Jahre nach ihm auf diese Insel. Der erste Bock, den sie bey ihrer Landung tödeten, hatte geschlitzte Ohren. Ein ausserordentlicher Bart und andere Merkmale des Alterthums machten es an diesem und hernach an mehrern sehr wahrscheinlich, daß eben diese Thiere unter Selkirks Händen gewesen. M. . .

19) Die gewöhnlichsten sind entweder weiß oder schwarz, oder bunt oder Lichtgelb S. Abilgaards Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen rc. Kopenh. 1771. 8vo p. 241.

kaufen. Ihre Milch ist gesunder und besser, als die Schafmilch. Sie wird von den Aerzten in unterschiedenen Krankheiten angerathen und es lassen sich daraus, weil sie leicht gerinnet, gute Käse machen. Die Sahne darf nicht von derselben abgenommen werden, weil sie nur wenig butterige Theile hat. Die Ziegen lassen sich so gern und so leicht melken, daß auch Kinder, welchen die Milch sehr nahrhaft und gesund ist, gar wohl dieses Geschäfte verrichten können. Sie haben mit Kühen und Schafen die Beschwerde gemein, daß oft Schlangen oder eine gewisse Art von Vögeln, die man unter dem Namen der Ziegensauger [20]) kennet, sich des Nachts an ihre Striche hängen und ihnen, wie man behaupten will, die Milch aussaugen.

 An

20) Geismelker, Nachtschwalbe, Tageschläfer, Nachtwanderer, Nachtrabe, Nachthabicht, ostind. Fledermaus. Hallens Vögel p. 345. Seeligm. Vögel I B. T. XVI. III B. T. XXI. Caprimulgus *Linn.* S. N. XII. p. 346. *Briss.* Av. Tom. I. p. 289. Franz. Le *Tette-chevre*, *Crapaud-volant*, Grand Merle. Effraye, Fresaye. Chauche - branche. Die kurze Naturgeschichte und eine Abbildung dieses bemerkenswürdigens Vogels, der seine meiste Benennungen von seiner Lebensart erhalten, findet man im IIIten Jahrg. der hiesigen Mannigfaltigkeiten von S. 11 bis 16. Die Ehre, der Geismelker oder Ziegensauger genennt zu werden, hat wohl dieser Vogel ohnstreitig der ehemaligen ausgelassenen Neigung zum Fabelhaften zu verdanken. Wir sind überzeugt, Hr. von Büffon habe diesen Umstand selbst für nichts anders, als für eine Fabel der Alten ausgeben wollen. Sonderbar genug ist wohl die Einbildung der Indianer, welche in diesen Vögeln die Seelen ihrer Vorfahren verehren, die ehemals von den Engelländern getödet worden, weil sich, wie sie behaupten, vor diesem Blutbade nie ein solcher Vogel in ihrem Lande blicken lassen.

M. . .

An den obern Kinnbacken fehlen den Ziegen die Schneidezähne; diese Zähne pflegen ihnen aber im untern Kinnbacken zu eben der Zeit und in eben der Ordnung auszufallen und wieder zu wachsen, die man bey den Schafen beobachtet. Ihr Alter wird aus den Zähnen und Knoten der Hörner beurtheilet. Eigentlich haben die Ziegen keine bestimmte Zahl von Zähnen, gemeiniglich zählet man bey den Böcken mehrere. Man bemerkt an den letztern auch gröbere Haare, längere Bärte und grössere Hörner. Diese Thiere haben, wie die Rinder und Schafe, vier Magen, und gehören unter die wiederkäuende Geschöpfe. Ihr Geschlecht hat sich viel weiter, als das Schafgeschlecht verbreitet. Es giebt in unterschiedenen Welttheilen Ziegen, welche den unsrigen gleichen; doch pflegen sie in Guinea und andern heissen Ländern kleiner [21]), in Rußland aber und in andern kalten Gegenden [22]) grösser, als bey uns zu seyn.

Der angorische Bock und Ziege.

(15 und 16 Tafel.)

Die Angorische [23]) und Syrische Ziegen mit lang herabhängenden Ohren gehören zu der Gattung der unsrigen, weil sie mit einander, sogar in unsern Himmelsstrichen, sich vermischen und Junge hervor=

21) Die Guianische Ziege zum Beweis ist, wie Bankroft in seiner Naturgesch. von Guiana p. 73. versichert, nicht viel grösser als ein europäisches Ziegenlamm. Ihre Hörner sind kurz, schwach und niederwärts gedrücket. M. . .

22) Cf. Er. Pontoppidans Naturgesch. von Norw: II Theil p. 14. ꝛc. M. . .

23) S. 7te Anmerk. lit. a. p. 11.

Tab. XV. der Angorische Bock. Pag. 24.

C.B.G. sc.

Büff. - - - - - - - - - - - - - II.T.

Tab. XVI. die Angorische Ziege Pag. 24.

Büff. ---------------- II. T. C.B.G. sc.

hervorbringen [24]). Das Männchen hat fast eben so lange, doch anders gedrehte und gewundne Hörner, als der gemeine Bock. Sie breiten sich in einer wagerechten Richtung von beyden Seiten des Kopfes aus und winden sich in Schneckenlinien, welche denselben beynahe das Ansehen eines Pfropfziehers geben. Die Hörner der angorischen Ziege sind kürzer und vorne ganz niedergebogen. Sie reichen mit ihrer gekrümmten Spitze bis ans Auge und scheinen übrigens verschieden abwechselnde Biegungen und Richtungen zu haben. Der Bock und die Ziege von Angora, die man uns auf dem königlichen Vorwerk beyde zeigte, waren mit Hörnern, wie sie hier beschrieben sind, bewafnet. Sie sind, wie alle Syrische Thiere, mit langen, feinen Haaren dichte bewachsen. Aus diesen werden Zeuge, so fein und glänzend, als unsere seidene Zeuge, verfertigt [25]).

24) Die Engelländer und Holländer haben diese Gattung auch bey sich mit gutem Erfolge fortgepflanzt. Es wäre zu wünschen, daß ihnen hierinn die Deutschen auch nachahmen mögten, weil man sich von dieser angorischen Art so merkliche Vortheile zu versprechen hat. Sie weiden an den magersten und unfruchtbaresten Orten und geben dennoch weit mehr Milch, als die unsrigen. Sie bringen überhaupt jedesmal zwey Zickel, haben weit feinere und reichlichere Haare, als die gemeine Ziegen und können des Jahres zweymal geschoren werden.

M. . .

25) Der Hr. Verf. redet hier von den Zeugen, die aus Kämelhaaren bereitet werden. Diese kommen, wie der Hr. D. Schreber im 45sten St. des IVten Th. der Hannöv. nützlichen Samml. 1769. angemerket, von den Ziegen, welche in klein Asien zu Angora und Begbazar in Natolien in Menge gehalten werden. Von diesen Thieren hat Hr. Alström in Schweden 1742. einen Bock und eine Zie-

ge mitgebracht. Letztere gieng ihm zwar zu Grunde, der Bock aber paarte sich mit schwedischen Ziegen. Die Jungen wurden gröstentheils dem Stammbock ähnlich. Dies beweiset genugsam, daß bemeldete Ziegen und Böcke, wider die Anmerkungen der Reisebeschreiber, nicht allein zu bekommen, sondern auch in andern Gegenden gar wohl fortzubringen sind.

Das Haar der weissen angorischen Ziege hat seines gleichen fast nirgends an Feinheit. Nach dem 2 Buch Mosis, 25. Kap. 4. v. 26. Kap. 7. v. ꝛc. soll die Decke des Heiligthums aus denselben gewebet seyn. Plinius (L VIII. c. 50.) Aelianus (L. XVI. c 30.) Solinus (Cap. 46.) Aristoteles (Hist. anim. L. VIII. c. 22.) gedenken ihrer unter dem Namen licischer, pamphilischer und cilicischer Ziegen. Tournefort (in seiner Voyage du Levant. Tom. II. p. 185.) ertheilt von ihr folgende Nachricht:

„Die schönste Ziegen von der Welt ziehet man „zu Angora. Ihre Weisse blendet; ihr Haar, das „so fein ist, als die schönste Seide, und in acht bis „neun Zoll langen Locken herabhängt, giebt die „Materie zu den feinsten Stoffen, besonders zum „Kamelot. Man läßt sie aber ungezwirnt nicht „ausführen, weil die Einwohner dortiger Gegend „ihren Unterhalt von dieser Arbeit haben. Es scheint „als ob Strabo diese schöne Ziegen gemeint, wenn „er saget: um den Fluß Halis ziehet man Schöpse, „deren Wolle sehr dicht und gelinde ist, besonders „hat man daselbst auch Ziegen, die anderswo nicht „angetroffen werden. — Die Arbeiter zu Angora „brauchen das gezwirnte Ziegenhaar ganz allein zu „ihren Kamelotten, da man es zu Brüssel, ich weis „nicht warum? mit gezwirnter Wolle zu vermengen „genöthigt ist. In Engelland mischet man dieses „Haar unter die Perüquenhaare. Nur muß es zu „diesem Gebrauch nicht gezwirnet seyn. Es macht „eigentlich den Reichthum von Angora, wo alle „Bürger sich auf diesen Handel zu legen pflegen. „Man ziehet das Haar der angorischen Ziegen mit „Rechte dem von Kugna vor, denn die letztern Ziegen sind alle braun oder schwarz.

Nach

Nach der vom Tournefort gelieferten Abbildung und nach den Erzählungen solcher Personen, welche die angorische Ziegen gesehen haben, sind sie fleischiger, als die unsrigen. Ihre herabhangende Ohren aber machen einen besondern Unterschied von den übrigen Arten der Ziegen aus, wozu noch die zurückgebogene Hörner und kürzere Beine kommen, welche über die Hälfte mit lockichten Haaren bedecket sind. Die ganze Gegend um Begbazar, sagt Hr. Tournefort, ist leer und trocken, wenn die Obstbäume nicht gerechnet werden. Die Ziegen genüssen daselbst nichts, als die Aestchen der Kräuter. Vielleicht kann dieses, nach Busbequius Anmerkung, etwas dazu beytragen, die Schönheit ihrer Haare zu erhalten, die sich mit der Veränderung der Lebensart und sogar der Winde, verlieret. Die Hirten von Begbazar und Angora kämmen sie oft und waschen sie fleißig in den Bächen.

Im Arabischen heissen diese Thiere Kämel. Daraus hat man Kameel gemacht und das Kämelhaar, das Kameelhaar, nebst dem daraus verfertigten Garne miteinander verwechselt, ob gleich beydes weit von einander unterschieden ist. Man weis, daß auch die Haare der Kameele, welche ihnen im Frühjahr binnen wenig Tagen am Schopfe, am Rücken, an der Brust und am Bauch ausfallen, mit Fleiß gesammlet, hernach zu Garne gesponnen und in vielen Manufakturen gebraucht werden. Es ist aber ein Versehen, wenn man dieses mit den eigentlichen Kämel- oder angorischen Ziegenhaar verwechselt. Man lese hiervon ausführlicher in dem angezeigten Hannöv. nützl. Samml. l. c. und in den Stuttg. phys. ökon. Auszüg. II B. S. 495—508. Cf. Abh. der Schwed. Akad. der Wissensch. V B. S. 222. rc. und Schrebers Samml. versch. Schriften III Th. p. 98. rc. M. . .

Anhang.

In den innern Theilen von Afrika und am Vorgebirge der guten Hofnung wimmelt es, nach dem Berichte reisender Naturforscher, von allerhand Arten der Böcke, die uns zum Theil nicht hinlänglich, zum Theil noch gar nicht bekannt sind. Es vergehet selten eine Gelegenheit, wo die kapische Bauern und Hottentotten, wenn sie landwärts eingehen, nicht etwas neues in diesem Geschlecht entdecken sollten. Das in Afrika sogenannte Koutou oder Kututhier 26) gehöret mit unter die neuesten Entdeckungen und Kolbe scheint ebenfalls noch von Böcken zu reden, die nicht unter die Linneischen Arten gebracht sind. Wir wollen unsern Lesern hier kürzlich die Kolbische Nachrichten von Ziegen und Böcken, die er beobachtet, in diesem Anhange vorlegen.

Er theilet alle Ziegen und Böcke der vorgebirgischen Gegenden in zahme und wilde. Von 1) den zahmen sagt er 27), sie wären den unsrigen in allen Stücken ähnlich, doch etwas kleiner und minder übelriechend, als die europäischen. Seine zwote Art oder die blaue Ziegen kommen an Gestalt den zahmen gleich, an Grösse hingegen erreichen sie beynahe die Statur eines kapischen Hirsches. Ihr Haar ist sehr kurz und von schöner blauer Farbe, die sich aber nach dem

26) S. Hr. Prof. Müllers Linneisches Natursyst. I B. S. 429. Tab. XXVI. fig. 1.

27) In seiner Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung rc. Frft. und Leipz. 1745. 4to p. 332.

dem Tode des Thieres verlieret und abgeschossen blau oder graulicht wird. Ihr Bart, welcher vorzüglich lang ist, giebt ihnen ein besonders gutes Ansehen. Die Hörner sind, in Vergleichung mit andern Ziegen, wohl nicht sehr lang, aber desto schöner und künstlicher gedrehet. Sie laufen bis über die Hälfte rings herum in schraubenförmigen Windungen und von da, bis nach oben, immer spitziger zu. Ihre Beine sind lang, aber wohl gemacht; ihr Fleisch ist von gutem Geschmack, aber ziemlich mager; man pflegt es daher gemeiniglich den Hunden vorzuwerfen, weil die Einwohner an fetterm Wildpret keinen Mangel haben. Bloß um des Felles willen tödtet man diese Thiere, weil dieses eben so gut ist, als von irgend einem andern wilden Thiere. Eigentlich findet sich diese Art blauer Ziegen bloß im Innern des Landes und werden fast gar nicht in den Kolonien gesehen. In Hallen p. 308. wird das Männchen unter dem Namen des himmelblauen afrikanischen Bockes beschrieben.

Die 3te Art heißt beym Kolbe die gefleckte Ziege, weil sie mit rothen, weissen und braunen Flecken gezieret ist. Ihrer Grösse und Gestalt nach treffen sie beynahe mit angezeigten blauen Ziegen überein. Ihre Hörner haben etwa zwölf Zoll in der Länge, sind ein wenig hinterwärts gebogen, bis in die Mitte geringelt und an den Enden sehr spitzig. Sie brüsten sich mit einem sehr langen, dunkelrothen Barte. Ihre Beine stehen mit ihrem übrigen Körper in einem richtigen Verhältniß. Ihr Fleisch ist wohl etwas hart, aber sehr wohlschmeckend. Gespickt und gebraten hat es einen guten Wildpretgeschmack. Man kann diese schäckichte Ziegen leicht jung fangen, zäh-

men

men und mit den Schafen weiden lassen. In diesem Fall verlieren sie aber den Wildpretgeschmack, den wir an den freyen Ziegen dieser Art gerühmet haben. In den Gegenden, welche die Hottentotten bewohnen, sind sie dermassen häufig, daß man ihrer oft mehr als tausend auf einmal zu sehen bekömmt. Im Hallen wird das Männchen p. 309. der geschäckte afrikanische Bock genennet.

In *Knorrii Deliciis Nat.* Tom. II. Tab. K. I. fig. 1. p. 99. findet man den Kopf eines afrikanischen bunten Bockes (Bouc bigarré) abgebildet. Er ist grau und vom Rückgrad bis an den Bauch hinunter weiß gestreift. Am Kopfe geht von beyden Seiten ein weisser Streif schief nach der Nase herunter. Die Hörner sind glatt und etwas gekrümmet. Wegen seiner breiten und langen Ohren gleicht er beynahe einem gehörnten Esel. Er unterscheidet sich merklich von Kolbens geflecktem Bocke, weil dieser auch gerade unten her geringelte Hörner hat.

Die vierte oder die graue Ziege gleicht an Gestalt beynahe der zahmen (n. 1.). Sie hat einen geschickten oder wohlgebauten Leib, ein schwarzes Maul, kurze Haare, wie die gefleckte (n. 3.), eine dunkelrothe Farbe mit vielem Grau vermischet, wovon sie den Beynamen erhalten. Ihr Schwanz ist sehr kurz, und, wie der ganze Leib, mit vermischten Haaren besetzet. Sie trägt schöne dunkelbraune Hörner, die aber an Länge niemals einen halben Fuß übersteigen. Rings um dieselben läuft gleichsam eine Schneckenschraube, am Ende sind sie zugespitzt. Ihr Fleisch ist vortreflich, auch gesund, und oft mit Fette ziemlich durchwachsen; daher man sie auf dem Vorgebir-

ge vor andern zu schätzen pfleget. Die Ziegen dieser Art sind etwas kleiner, als die Böcke, und mit keinen Hörnern bewafnet. Bey Hr. Hallen p. 308. ist ein solcher Bock unter dem Namen des afrikanischen Graubockes angeführet.

Die 5te Ziegenart nennt Hr. Kolbe die wilde Ziege. Seiner Ausmessung nach ist sie grösser, als ein Hirsch. Ihr zierlicher Kopf pranget mit zwey glatten, runden Hörnern, die gerade und spitzig, drey Fuß lang sind, und deren Enden zwey Fuß weit aus einander stehen. Von der Stirn an läuft über den Rücken ein weisser Strich, der sich bis an den Schwanz ausdehnet. Ein anderes Band von gleicher Farbe durchschneidet den ersten unten am Halse, den er ganz umgiebet. Noch zwey ähnliche breite Bande legen sich, einer hinter den Vorderfüssen und einer vor den Hinterfüssen ganz um den Leib herum. Das Haar, welches den übrigen Leib decket, fällt ins Graue mit einzelnen weissen Flecken; ausgenommen am Bauche, wo es weisser aussiehet. Der Bart ist grau, mit etwas Roth untermenget und von ansehnlicher Länge. Die Beine sind wohl etwas lang, übrigens aber sehr wohl gestalltet. An den Hörnern und gestreckten Füssen gleicht gegenwärtige Ziege den Gazellen, am Bart und Schwanz aber den ordentlichen Böcken. Im Hallen ist sie p. 309. als der weißgestreifte, rundhörnige afrikanische Bock beschrieben.

Ihr Fleisch ist beynahe schmackhafter, als das europäische Hirschwildpret. Das Weibchen ist kleiner und ohne Hörner. Hr. Kolbe glaubt in den Hottentottischen Gegenden keine Thierart häufiger, als diese, wovon er eine gute Abbildung liefert, gesehen zu haben.

Die

Die 6te oder die Tuckziege, (oder nach Hr. Hallen p. 313. der afrikanische Komplimentirbock) ist grösser als die zahme, der sie aber an Farbe ziemlich nahe kömmt. Sobald sie jemanden erblickt oder eine Gefahr merkt, legt sie sich ausgestreckt auf den Bauch ins Gras nieder. Weil sie dann weiter nichts, als Gras um sich siehet, glaubt sie vielleicht ebenfalls nicht gesehen zu werden. Dann und wann reckt sie den Kopf empor, legt ihn aber gleich wieder ins Gras nieder, bis die Gefahr, ihrer Meynung nach vorüber, oder bis sie gefangen oder getödtet worden ist.

Was Kolbe 7) die kongoische Ziege zu nennen gut gefunden, ist, unsers Erachtens, nichts anders, als das kleine guineische Böckchen (Moschus Pygmaeus *Linn. S. N.* XII. p. 92. Tragulus guineensis *Klein*. Quadr. p. 21. *Seba* Vol. I. T. 43. fig. 1—3. p. 70. Cervus Juvencus perpusillus guineensis. Fr. Petite espece de biche. Petit Cerf. Chevrotain.) Er hat sie in Kongo, zu Viga, auf der guineischen Küste, auch an andern dem Kap nahe liegenden Orten gefunden. Sie werden, wie er sagt, niemals grösser als ein Haase gefunden; sie haben aber ein gutes Ansehen und an ihren Hörnern Enden, wie die Hirsche an ihren Geweyhen. Die Füsse dieser artigen Thierchen sind so klein, daß man das untere Theil oft statt eines Tobacksstopfers gebrauchet, ohne die ganz nahe beysammenstehende Klauen vorher absondern zu dürfen. Hr. Adanson [28]) hat in Senegal eben diese kleine Thierchen wahrgenommen, und sagt von ihnen, sie schlichen einem gleichsam unter den Füssen hinweg und

28) S. Dessen Reise nach Senegal, mit Anm. von D. Martini. Brandenburg 1773. gr. 8vo p. 170.

und würden von den Schwarzen oder Negern mit ihren Sagudie oder Wurfspies gejagt, und hernach verzehret.

Hr. Prof. Müller beweist im Linneischen Natursystem p. 418. aus dem Houttuynischen Werke, daß es auch vielhörnichte Ziegen gebe. Hr. Houttuyn hat selbst eine solche, die aus Amerika, besonders aus Kajenne gebracht worden, gesehen, aber billig noch gezweifelt, ob es eine beständige Art oder vielmehr eine Mißgeburth und ein zufälliges Spiel der Natur seyn mögte. Zwey Hörner haben ihre natürliche Richtung, aus der Wurzel aber eines jeden Horns kam auf jeder Seite wieder ein anderes eben so langes, gesundes und starkes Horn heraus, wovon eines vorwärts, das andere hinterwärts gebogen war. Durch die Figuren, welche Jonston auf der XXIV und XXVII Tafel von seinem Eale und Hircus Cotilardicus giebt, ist er verleitet worden zu glauben, daß es nicht allein vielhörnichte Thiere, auch Thiere mit einer außerordentlichen Richtung der Hörner gebe, sondern daß sie auch mehrmal auf gleiche Art entstehen. Beydes kann seine Richtigkeit haben, ohne daß es darum ausgemacht wäre, ob man dergleichen Thiere für eine beständige Art halten dürfe.

Den Suhak oder das Ziegeneinhorn, welches in Podolien bey Braklcu, auch, wie Steller berichtet, in Siberien gefunden wird, hält Hr. Prof. Müller mit erwähnten Houttuyn für eine Capra mambrica Linn. oder für eine Syrische Ziege. Zum wenigsten, heißt es, hat man bisher noch keine vierfüßige Einhörner gekannt. Es ist aber

möglich, wenn das eine Horn mehr erhaben oder vorwärts steht, daß man von weitem verführt werden und glauben kann, man sähe ein Thier mit einem einzigen Horn, wie es den Engländern an den afrikanischen Küsten ergangen ist, wo man hernach in der Nähe zwey Hörner entdecket.

M. . .

VI.

Büff. - - - - - - - - - - - - - - - II. T. C.B.G. sc.

VI.

Das gemeine zahme, das Siamische und wilde Schwein. [29]

Das gemeine, Siamische und wilde Schwein machen alle drey nur ein einziges Geschlecht aus, und können also hier füglich zusammen beschrieben werden. Das letzte gehört unter die wilde, die

 beyden

29) Zum Geschlecht der Schweine rechnet Hr. von Linne und Brisson folgende Gattungen:

a) Das zahme Schwein. Sus Scropha *Linn.* S. N. XII. p. 102. *Ejusd* Faun. 21 und 36. *Amoen. acad.* V. p 461. *Briss.* Quadr. p. 74. Sus domesticus Cochon domestique Raj. Quadr. 92 n. 1. *Sloane* Jam. II. p. 328. *Klein* Quadr p 25 Porcus. Sus. Scropha, Verres. *Gesn.* Quadr. p 982. f p. 983. *Gesn.* Ic. Quadr. f. p 24. *Aldrov* Quadr. bis p 937. fig. p. 1006 *Jonst.* Qu. p 70 T. 47. *Charlet* Exerc p. 13. *Rzac.* H N. fol p 243 *Ejusd.* Auctuar p 333. Das männliche Thier heißt im deutschen der Eber, das geschnittne, Bork, das weibliche, Sau, die verschnittne Sau, Börgen; Schwein, das geschnittne, Galze, Mos, das Junge, Ferkel, wenn es noch sauget, Spanferkel, wenn es von der Sau genommen wird, Absetzferkel. Im Franz. *Porc*, der Eber *Verrat*, der geschnittne *Cochon*, die Sau *Truye*, im Lat. der Eber *Verres*, der geschnittne *Majalis*, die Sau *Scropha*, das Ferkel *Porcellus*, im Hebr. *Chasir*, im Chald. *Chasira*, im Arab. *Kanisir*

beyden erstern aber unter die zahme Hausthiere. Sie unterscheiden sich zwar in gewissen äußern Merkmalen,

im Griech. Ὗς, Χοῖ[illegible], Pers. *Mar* und *Buk*, im Span. *Puerco*, im Ital. *Porco*, der Eber *Verro*, der geschnittne *Porco castrato*, auch *Majale*; die Sau *Scropha* und *Trojata*, im Pohln. *Wieprz*, im Engl. *Hog*, der Eber *Boar*, die Sau *Sow*, das Ferkel *Pig*, im Holländ. *Beer*, *Zeug* und *Big*, das ganze Geschlecht heißt bey ihnen *Swin* und *Varken*, die saugende *Spaanvarken*. Zu dieser Gattung rechnet auch der Ritter noch:

α) Das wilde Schwein. Sus Aper l. c. Aper. Le Sanglier. *Briss.* Quadr p. 75. *Gesn* Quadr. 146. et *Icon.* Quadr. p. 81. Sus ferus vel sylvaticus. *Aldr.* Bisulc. 1013. *Jonst.* Quadr. 74. T 47. *Raj* Quadr 96. n. 2. Porcus sylv. *Klein.* Quadr. p. 25 *Charl.* Exerc. p. 13. Aper. et Verres sylvaticus *Rzac.* l. c p. 213. et Auct. p. 305. Franz. der wilde Eber oder Hauer, *Sanglier*, *Porc sauvage*; die Bache oder wilde Sau *Laye*, Lat. Sus fera, Scropha sylvestris. das Ferkel oder der Frischling; Porcellus sylvestris, Franz. *Marcassin* Griech. Χοῖρος ἄγριος, Span. *Puerco Sylvestre* oder *Puerco Montes* oder *Javali*; Ital *Porco sylvatico*, *Cinghiale*, *Cinghiare*. Illyr *Werprz* Pohln. *Wieprz Lesny*, Schwed. *Will-Swin*, Engl. *Wild Boar*, *Wild-Swine*. Raj. *Bore.* Gesn. die Jungen im Franz. *Pourceaux.*

β) Das Chinesische oder Siamische Schwein. Sus Chinensis Linn. S. N. l. cit. It. *Wgothl.* 62. It. *Scan.* 72. Zu den wilden Schweinen rechnet man in des Ritters vollst. Natursystem I Th. p. 464. noch:

γ) Das äthiopische wilde Schwein. Aper aethiopicus. Sanglier enorme de l'Afrique, Hardlooper der Holländer, wovon der Hr. Pr. Pallas in seinen Specilegiis Zoologicis Fasc II p. 3. oder in der vom Hrn. Prof. Baldinger übersetzten Ausgabe S. 4. u. s. w. eine weitläuftige Beschreibung, auf der 1ten Kupfer-

Tab. XVIII. Fig. 1. der Wilde Eber. Pag. 36.

Fig. 2. das Sianische Schwein. Pag. 77.

C. B. G. sc.

Büff. ––––––––––––– II. T.

malen, vielleicht auch durch Eigenschaften, die eines vor dem andern eigenthümlich besitzet; dieser Unter-

Kupfertafel aber eine getreue Abbildung gegeben. Eben dieses Thier ist auch in des Hrn. Prof. Eberhards Anhang zur Thiergeschichte Halle 1768. 8vo p. 259. Tab. I fig 2. beschrieben und abgebildet. Herr Adanson nennet es in seiner Senegalischen Reise, Brandenb. 1773. p. 111. ein ungeheures wildes Schwein, das nur in Afrika zu Hause gehöret und, seines Wissens, nirgends war beschrieben worden. Sie sind eben so schwarz, aber viel grösser, als die europäische wilde Schweine. Er hat an ihnen vier grosse Hauer bemerket, deren beyde oberste sich in in einem Zirkel nach der Stirne hinkrümmeten, wo sie beynahe den Hörnern glichen, die andre Thiere auf dem Kopfe tragen. Das merkwürdigste daran ist, daß sie keine Schneidezähne und einen monströs grossen Kopf haben, der ohne Hals ein blosser Fortsatz des Körpers zu seyn scheinet.

δ) Das kapsche Schwein. Es zeichnet sich zwar vor andern auch durch den grossen Kopf sehr merklich aus, unterscheidet sich aber von dem vorigen besonders durch die Gegenwart der Schneidezähne.

b) Das guineische Schwein. Sus Guineensis. Le Cochon de Guinée. *Briss* Quadr. p. 76. *Linn.* S. N. Ed. VI. gen. 28. sp. 2. Sus dorso pone setoso, caudâ nudâ. Ed. XII. p. 103. Sus Porcus. *Raj.* Quadr. p. 96. n. 3 Porcus Guineensis Marcgravii. *Klein.* Quadr. p 26. *Jonst.* Quadr. p. 73 fig. Tab. 46. *Marcgrav.* Hist Bras. p. 230. Hallen l. c. p. 366.

c) Das Bisam- oder Muskusschwein. Hallens Thiere p. 364. das kurzschwänzige mexikanische Muskusschwein fig. 10. Sus Tajacu *Linn* l c. Sus umbilicum in dorso habens. *Aldrov.* Bisulc. 979. Porcus americanus *Sebae* Mus I Tab. 111. f. 4 Tajacu. *Pison* Ind. 98. Porcus moschiferus *Klein* Quadr. p. 28. Tajacu S. Aper mexicanus moschiferus *Raj* Quadr.

schied betrift aber nichts wesentliches, sondern er beziehet sich blos auf die Beschaffenheit der Umstände, worinn sie sich befinden. In so fern also ihr Temperament kaum eine merkliche Veränderung durch die Zahmheit leidet, und sie noch überdies mit einander Thiere zeugen, die wieder andere dieser Art hervorbringen können, besitzen sie gemeinschaftlich den Charakter, welcher das Einförmige und Beständige eines Geschlechts ausmachet, und konnten also nicht füglich von einander getrennet werden.

Es läßt sich an diesen Thieren so viel Eigenthümliches bemerken, daß man ihr Geschlecht gleichsam für

Quadr. p. 97. Caaigoara Cuaiguara *Marcgr.* Bras. 229. Porcus americanus *Charlet.* Exerc. p. 14 Zainus *Jonst.* p. 75. T. 46. *Eus. Nier.* p. 170. Aper indicus, *Zainus*, aliis Coja-metl. *Mus. Worm.* p. 340. Quauthla Coymatl. Quapizotl. Aper mexicanus *Hernand.* f p. 637. Coyametl seu Quaucoyamltl. *Fern.* H. Nov Hisp. p. 8. Sanglier appellé *Pecaris.* Des *March.* Tom III. p. 312. Sanglier du Mexique *Briss.* Quadr. p. 77. *Cochon noir* des François de la Guiane *Barr.* Musk-Hog der Mexikaner. *Javaris.* Hallens Thiere I. p. 364. fig 10.

d) Das Sumpfschwein. Sus Hydrochaeris *Linn.* l. c. Capybara Marcgr. bras. 230. *Raj.* Quadr. 126?

e) Den Hirscheber oder Eberhirsch. Hallen l. c. p. 366 fig 9. Sus Babyrussa *Linn.* l c. p 104. Babyroussa *Bontii* Java 61. *Barthol.* Cent. 3. obs. 96. *Grew Mus.* T. I. *Seb. Mus.* I p. 80. Tom. 50. fig. 2 *Raj* Quadr. p 96. *Klein.* Quadr p 25. Holl. Hoorn-Varken. *Knorr* Delic. Nat Select. II. Tab K. VII. p. 107 Sanglier-Cerf. Aper orientalis Le Sanglier des Indes orientales *Briss.* Quadr. p. 76. *Charlet. Exerc.* p. 14. *Babi-Roesa* der Einwohner der Insel Boero. Dappers Afrika p. 552.

für das Einzige in seiner Art halten muß. Es unterscheidet sich von allen andern, und scheinet mit keinem andern so nahe verwandt zu seyn, daß man selbiges auf gleiche Weise für eine Haupt- oder Nebengattung von ihm ansehen könnte, wie es vom Pferd und Esel, von den Schafen und Ziegen behauptet wurde. Man beobachtet unter den Schweinen auch nicht eine so große Verschiedenheit der Arten oder Raßen, wie bey den Hunden. Sie haben zwar mit vielen Thieren etwas gemein, sind aber in der Hauptsache von allen wesentlich unterschieden. Hier mögen einmal diejenige, welche die Natur in kleine Lehrgebäude zwingen, und ihrer Unermeßlichkeit durch Formeln Grenzen setzen wollen, dies Thier mit uns betrachten, um zu begreifen, wie unmöglich es ist, solches unter eine von ihren Methoden zu bringen. In Ansehung der äußersten Theile gleicht es weder den behuften Thieren. (Solipedes); denn es hat einen getheilten Fuß; noch den Thieren mit gespaltenen Klauen (Fourchus), weil es inwendig in der That vier Klauen hat, ob gleich von außen mehr nicht als zwo derselben in die Augen fallen. Es gehört aber auch nicht unter die vierzeeichten Thiere, (Fissipedes), weil es nur auf zwo Zeen einher gehet, die beyden andern aber weder sichtbar, noch wie bey andern vielzeeichten Thieren geordnet, noch auch lang genug sind, im Gehen davon Gebrauch zu machen. Dies Thier hat also sehr schwankende, zweydeutige Merkmale, wovon einige sichtbar erscheinen, die andern vor unsern Augen ganz verborgen liegen. 30)

30) Man muß wider alle Methoden schon so sehr, als Herr von Büffon selbst, eingenommen seyn, wenn man

Wollte man hier einen Irrthum der Natur annehmen, und sagen, diese äußerlich nicht sichtbare Gliederreihen und Zeen wären gar nicht mit in Rechnung zu bringen; so muß man doch erwägen, daß dieses ein beständiger Fehler, daß auch dieses Thier noch außerdem von andern Thieren mit gespaltenen Klauen durch die Beschaffenheit der Knochen an den Füßen und andere stark in die Augen fallende Merkmale sehr unterschieden sey. Denn die andere zweyklauige Thiere sind mit Hörnern versehen, an dem obern Kinnbacken fehlen ihnen die Schneidezähne, dabey haben sie, zum Wiederkäuen vier Magens u. s. w. Dem Schweine fehlen aber nicht allein die Hörner, sondern es ist auch oben und unten mit starken Zähnen bewafnet; dabey

man seine hier angeführte Gründe, warum das Schwein allen Methodisten zum Anstoß dienen müsse, für gegründet und unumstößlich halten will. Der Herr V. gestehet den Schweinen, wie billig, nicht allein gespaltne, sondern auch gerade nur einmal gespaltne Klauen ein; er weis, daß ein solches Thier bloß, wie andere dieser Klasse, auf den beyden Klauen jedes Fusses einher gehet und findet den einzigen Grund seines Widerspruchs bloß in dem, was in diesen Klauen verborgen ist. Was hat aber der Methodist, welcher nach äussern Merkmalen ordnet, mit unsichtbaren Theilen zu thun? Wenn in dieser einmal gespaltenen Klaue des Schweins auch zehn knorplichte oder fleischige Abtheilungen und Fortsätze verborgen wären, so bleiben es doch immer Klauen die äusserlich nur einmal getheilt sind; und wir finden daher eben so wenig Ursache, die Schweine der vier innern Klauen wegen von den zwoklauigen Thieren zu trennen, als es den Methodisten zugemuthet werden kann, bey ihren Anordnungen ihr Augenmerk auf das zu richten, was der Magen eines Thieres vor andern zu verdauen hat.

M. . .

dabey haben sie auch nur einen Magen, und also die Fähigkeit nicht, wiederzukäuen. Sie können demnach unter keinerley Vorwand, weder unter die Thiere mit Hufen, oder unter die mit gespaltenen Klauen, noch unter die vielzeeichten Thiere gerechnet werden; denn von allen diesen Thieren unterscheidet sich das Schwein so wohl an den äußern Theilen des Fußes, als an den Zähnen, am Magen, an den Eingeweiden und an den innern Zeugungstheilen. 31)

Alles, was man hier mit Gewißheit sagen könnte, würde darauf hinauslaufen, daß bey den

31) Der Magen eines Thieres, die Eingeweide und innere Zeugungstheile sind gerade dasjenige nicht, worum ein Methodist, als Methodist, sich zu bekümmern hat. Die andere hier angeführte Charaktere sind aber von Hr. Klein in seiner Anordnung nicht unbemerkt geblieben. Er hatte sich einmal die Beschaffenheit der Füsse zum Hauptcharakter seiner Eintheilungen gemacht, und wer kann wohl in einer Ordnung von Geschöpfen einen Anstoß an einer vernünftigen Unterabtheilung finden? Mit einer einzigen Unterabtheilung in der Ordnung der zwoklauigen Thiere wußte der berühmte Klein auf einmal allen Schwierigkeiten bey diesem Geschlecht abzuhelfen. Er nahm in der 1ten Klasse seiner vierfüßigen Thiere mit Klauen zur ersten Ordnung die Behufeten, als Pferde und Esel; die zwote Ordnung der zwoklauichten theilte er A) in gehörnte wiederkäuende, die oben keine Vorderzähne haben, als Ochsen, Schafe, Ziegen, Hirsche u. s. w. und B) in ungehörnte, die, nicht wiederkäuen und alle Zähne haben, als Schweine, Eberhirsche rc. Bey dieser Abtheilung ist, unsers Erachtens, der Natur so wenig, als der Methode, den Schweinen selbst nicht einmal, Gewalt angethan worden. M. . .

Schweinen in gewissen Stücken die Eigenschaften der behuften und vielklauichten Thiere, in andern Stücken aber der vielklauichten und vielzeeichten Thiere vermischt sind. Denn in Ansehung der Ordnung und Anzal der Zähne sind sie den behuften Thieren ähnlicher, als andern. Sie haben auch, wie diese, lange Kinnbacken, und nur einen, ob wohl etwas größern Magen. Den vielklauichten oder wiederkäuenden Thieren aber gleichen sie noch mehr durch den Anhang am Magen und durch die Lage der Eingeweide, auch in Ansehung der äußern Zeugungstheile; den vielzeeichten Thieren aber nähern sie sich durch die Bildung ihrer Füße, durch ihre Leibesgestalt und starke Vermehrung.

Aristoteles war der erste, [32]) welcher die Thiere in behufte, mit gespaltnen Klauen versehene, und vielzeeichte theilte. Die Schweine hält er ebenfalls für ein zweydeutiges Geschlecht, aber bloß darum, weil in Illyrien, Päonien, und an einigen andern Orten behufte Schweine beobachtet worden. Dieses Thier macht also eine Ausnahme von zwo allgemeinen Regeln der Natur. Je größer nämlich 1) die Thiere

32) Quadrupedum autem, quae sanguine constant, eadem quae animal generant, alia *multifida* sunt, quales hominis manus pedesque habentur. Sunt enim quae multiplici pedum fissurâ digitentur, ut *Canis*, *Leo*, *Panthera*. Alia *bisulca* sunt, quae forcipem pro ungulâ habeant, ut *oves*, *Caprae*, *Cervi*, *equi fluviatiles*. Alia *infisso* sunt *pede*, ut quae *solipedes* nominantur, ut *Equus*, *Mulus*. Genus sane Suillum ambiguum est; nam et in terra Illyriorum et in Paeonia, et nonnullis aliis locis *sues solipedes* gignuntur. *Arist. de Hist. Anim.* Libr II Cap I.

Thiere sind, um so viel kleiner oder geringer sollte die Anzal ihrer Nachkommenschaft seyn, und unter allen Thiergeschlechtern sollten 2) die vielzeeichten sich am stärksten vermehren. Das Schwein ist schon von einer mehr als mittelmäßigen Größe, dennoch wirft es mehr Jungen, als irgend ein vielzeeichtes oder anderes Thier zu werfen pflegt. Durch diese Fruchtbarkeit so wohl, als durch die Gestalt und Bildung der Geilen oder Eyerstöcke der Muttersau, scheint es unter den Geschlechtern, die lebendige Junge hervorbringen, den letzten Rang einzunehmen, und sich den eyerlegenden Geschlechtern sehr zu nähern. 33) Mit einem Wort, es ist in allen

33) Wenn diese Fruchtbarkeit auch, als eine Merkwürdigkeit, in der Geschichte des Schweinegeschlechts einer Anzeige werth ist, so begreifen wir doch nicht, was Hr. von Büffon sich aus der daraus gezogenen Folge für Vortheile verspricht. Wenn die Schweine wegen ihrer Fruchtbarkeit den Eyerlegenden Geschlechtern sich nähern, so ist es noch sehr unbestimmt, mit welchen Thieren sie dadurch in Verwandschaft gerathen sollen. Vögel, Schlangen und Fische legen Eyer; diese können uns aber bey dieser Verwandschaft unmöglich einfallen — also vielleicht Schildkröten, Krokodille u. s. w? Wer wird aber auch wohl hier die Aehnlichkeiten so leicht entdecken? Ueberdies giebt es ja unter einerley Klasse von Thieren lebendig gebährende und eyerlegende Gattungen, wie unter den Fischen die Aale und unter den Flußkonchylien die lebendig gebährende Schnecke (Cochlea vivipara Berl. Mag. IV B. S. 234.) und kleine Gienmuschel (Chama fluviatilis Ebend. p. 449 und 453.). Kann man also wohl überhaupt im eigentlichen Verstande sagen, daß ein gewisses Geschlecht von Thieren die Grenzen zwischen lebendig gebährenden und eyerlegenden ausmache? M. . .

allen Stücken von einer so besondern und zweydeutigen Natur, daß wenigstens diejenigen, welche sich einbilden, die angenommene Ordnung ihrer Begriffe sey auch die wirkliche Ordnung der Dinge, oder die von der unendlichen Kette der Wesen bloß die sichtbarsten Gelenke sehen, und alles darnach beurtheilen wollen, gar nicht mit sich einig werden können, wo sie das Schweinegeschlecht am füglichsten hinbringen sollen. 34)

Wir machen uns vergebliche Hofnung, die Natur dadurch kennen zu lernen, daß wir entweder ihren Umfang zu erweitern, oder sie vielmehr in engere Grenzen einzuschlüßen uns bemühen. Es läßt sich weder mit Wahrscheinlichkeit, noch viel weniger mit Gewißheit von ihr urtheilen, so bald wir sie nach gewissen besondern Absichten wirken laßen. Können wir wohl vermuthen, in die Plane des Allmächtigen einzudringen, wenn wir die Wirkungen der Natur bloß nach unsern Begriffen lenken und erklären? Wäre es nicht viel klüger gehandelt, wenn wir die Allmacht, anstatt ihr Grenzen zu setzen, vielmehr in ihrer ganzen Unermeßlichkeit uns vorstelleten? Billig sollte man in dieser Rücksicht nichts für unmöglich halten, von der Allmacht alles erwarten, und sich alles, was nur möglich ist, als wirklich vorstellen. So bald wir uns in diese Verfassung gesetzt haben, werden die unbestimmte Geschlechter, die ungewöhnlichsten

34) Von dieser grossen Verlegenheit haben wir so wenig im Linne, oder Klein und Hallen, als in andern Systemen eine sichtbare Spur gefunden. Das Schwein steht bey allen Methodisten viel sicherer, als an der Grenze der eyerlegenden Thiere. M. . .

lichsten oder sonderbarste Geschöpfe, und alle Zweydeutigkeiten wirklich vorhandener Wesen alsbald aufhören, uns in Erstaunens-volle Verwirrung zu setzen; wir werden in der unendlichen Reihe der Dinge alles gleich unentbehrlich finden. Was uns zweydeutig und wunderbar vorkommt, ergänzet eigentlich die Kette da, wo sie unterbrochen zu seyn scheinet; es macht eigentlich die Knoten, oder die Zwischenglieder aus, und bemerket öfters die äussersten Enden der Kette. Dergleichen Wesen sind für den menschlichen Verstand allemal die schätzbarsten, und gleichsam die einzigen Gegenstände, bey welchen die Natur, indem sie von ihrer gewöhnlichen Ordnung abzuweichen scheinet, sich unsern Augen immer näher enthüllet und uns gewisse Besonderheiten und flüchtige Züge sehen läßt, wodurch wir uns überzeugen können, daß ihre Absichten weit unumschränkter, als unsre Einsichten sind, und daß die geschäftige Natur zwar nichts vergebliches, aber doch vieles in ganz andern Absichten thut, als wir uns dabey vorstellen.

Sollte man über die bisher angeführte Umstände nicht billig ernstliche Betrachtungen anstellen, und aus der sonderbaren Bildung des Schweins allgemeine Folgerungen ziehen? Die Natur scheint es gar nicht nach einem ursprünglichen, besondern und vollkommenen Entwurf gebildet zu haben. In der That stellt es ein Gemische von allerley Thieren vor, und ist offenbar mit unnützen oder solchen Theilen versehen, wovon es gar keinen Gebrauch machen kann. Haben wohl die Zeen, ohnerachtet ihre Knochen vollkommen gebildet sind, auch nur den geringsten wahrscheinlichen Nutzen? Und sieht man hieraus nicht mehr als zu deutlich, daß die Natur, bey Hervorbrin-

vorbringung der Wesen, sich gar nicht an Endursachen zu binden pflege? Was könnte sie wohl hindern, zuweilen überflüßige Theile hervorzubringen, da sie nicht selten wesentliche Theile bey gewissen Thieren oder Geschöpfen ausläßt? Wie viel giebt es nicht Sinnen- und Gliederlose Thiere? Aus welchem Grunde können wir verlangen, daß jeder einzelne Theil dem andern nützlich, und in Betrachtung des Ganzen, sogar nothwendig seyn solle? Ist es nicht genug, wenn von allen angebrachten Theilen keiner dem andern schädlich, keiner dem andern in seinem Wachsthum und Bildung hinderlich ist? Alles was nur, ohne dem andern zu schaden, beysammen seyn und mit einander bestehen kann, befindet sich wirklich beysammen; und vielleicht bestehen die meisten Wesen aus viel weniger zu einer gewissen Absicht erschafnen, sehr nöthigen oder nützlichen, als aus gleichgültigen, unnützen und überflüßigen Theilen: 35) In so fern wir bey allen erschafnen Dingen

35) Wir haben schon in der allgemeinen Geschichte der Natur an unterschiedenen Stellen angemerket, daß Hr. von Büffon sehr geneigt ist, in der Natur alles, was Absicht und Endursachen voraussetzt, gänzlich zu verwerfen. In der That mögen einige von unsern Physikotheologen in Erklärung dieser Absichten und Endursachen zu weit gegangen seyn oder ihren Einsichten zu viel getrauet haben. Sollte man aber dieses Mißbrauches wegen wohl berechtiget seyn, in den Werken der Natur lieber eine gleichgültige Zusammenhäufung unnützer und überflüßiger Theile, neben einigen brauchbaren und nothwendigen, als Absichten und weise Ordnung anzunehmen? Ist es lächerlich zu sagen, das Thier habe seine Augen zum Sehen, das Maul zum Fressen, seine Waffen zur Vertheidigung, den Magen zur Verdauung, und seine Füsse zum

gen eine gewisse Endursache vorauszusetzen pflegen, so bemühen wir uns, Theilen, deren Gebrauch und Nutzen wir nicht einsehen, einen verborgenen Nutzen anzudichten; wir erfinden ganz ungegründete Beziehungen, welche gar in der Natur der Dinge nicht vorhanden sind, und unsre Kenntniß von denselben immer mehr verdunkeln. Wir bedenken gar nicht, wie sehr wir dadurch das Ansehen oder die Vortheile der Weltweisheit vermindern, wenn wir sie von ihrem eigentlichen Vorwurf, wie nämlich die Dinge geschehen, oder von Untersuchung der Art, wie die Natur wirket, abziehen, an die Stelle dieses wirklichen

zum Laufen? Wenn man sich die Natur nicht als eine durch sich selbst ursprünglich wirkende Kraft vorstellet, sondern sich unter ihr bloß einen Innbegriff der von der höchsten Weisheit und Allmacht in Bewegung gesetzten, bildenden, vermehrenden und das Wachsthum befördernden Kräfte gedenket, so läßt sich ohne Verletzung der Ehrerbiethung, die wir unserm Schöpfer schuldig sind, unmöglich annehmen, daß die Natur oder alle durch Gottes Macht und Weisheit in Bewegung gesetzte physische Kräfte, bey dem, was durch sie hervorgebracht wird, nirgends nach Absichten wirkten oder daß ihr Urheber sich dabey keinen Zweck vorgesetzt habe. In unserer Seele wenigstens kann der Gedanke, daß Gott in der Natur eine Anhäufung gleichgültiger, unnützer und überflüßiger Theile, besonders an organischen Körpern, seiner Weisheit gemäß gefunden, unmöglich Wurzel fassen. Wir wollen gerne zugeben, daß es uns nur selten glücken mag, die wahre Absichten und Endursachen des Schöpfers zu errathen, aber dazu wird uns niemand bereden, in seinen Werken jemals etwas wirklich unnützes und überflüßiges, oder einen Defekt wesentlicher Theile, nach Ausnahme der Mißgeburthen, einzugestehen.

chen Gegenstandes aber dadurch einen leeren Begriff setzen, daß wir uns immer bemühen, das Warum? oder die Absicht errathen zu wollen, die sie bey ihren Wirkungen zum Grunde hat. [36])

Aus diesem Grunde muß man ja kein Beyspiel unangezeigt oder unbemerkt lassen, welches diesem Verfahren Abbruch thun kann, und sich, so viel als

36) Liesse sich aber die Untersuchung des Wie und Warum oder die Erforschung der Wirkungsart und der Absicht jeder natürlichen Wirkung nicht auf eine vernünftige Art mit einander vereinigen? Mag es doch seyn, daß wir in der Beurtheilung des Warum einmal fehlen. Für einen christlichen Weltweisen scheint es uns doch allemal höchst anständig zu seyn, wenn er sich bemühet, nicht allein zu wissen wie die Natur in diesem und jenem Falle wirket, sondern auch zu welcher Absicht sie dieses oder jenes Geschöpfe, diesen oder jenen Theil der Geschöpfe hervorgebracht habe? Die Weltweisheit verlieret nicht sowohl durch dergleichen Untersuchung, als vielmehr durch ihre gänzliche Einschränkung, in diesem lehrreichen Fache rühmlicher Nachforschungen. Wenn wir in der Natur einen Körper ohne Vorurtheile, nach allen sichtbaren Verhältnissen kennen lernen, wenn wir seine Entstehung- und Vermehrungsart so genau als möglich erforschet und uns von seiner wahren und natürlichen Beschaffenheit einen deutlichen Begriff gemacht haben, was kann alsdann der Weltweisheit oder unsern historischen Kenntnissen der Natur dadurch für ein Uebel zuwachsen, wenn ein eifriger Verehrer der Natur und ihres allmächtigen Urhebers auch einen schüchternen Blick auf die weisen Absichten des Schöpfers in Hervorbringung der Geschöpfe und in Bildung derselben zu werfen waget? Wenn wir uns noch so eifrig bemühen, so begreifen wir dennoch die Gefahr nicht, welche dadurch der Naturgeschichte zuwachsen könnte.

M. . .

als möglich, auf solche Fälle berufen, die fähig sind, ein so allgemein angenommenes, durchgängig so beliebtes Vorurtheil, einen Fehler der Methode zu vertilgen, der bloß zu einem Deckmantel unsrer Unwissenheit dienet, bey Untersuchung und Erörterung der Wirkungen der Natur aber, so angenehm er sich auch gemacht hat, nicht bloß unnütze, sondern sogar schädlich ist. Ohne unsern Gegenstand aus den Augen zu setzen, können wir noch andere Beyspiele geben, welche die falsche Meynung von den Absichten der Natur augenscheinlich widerlegen.

Von den Phalangen oder Gliederreihen glaubt man, sie gehörten bloß zur Bildung der Zeen. Wozu hat sie aber das Schwein, da es unfähig ist, seiner Zeen sich zu bedienen? Oder worzu haben einige vielzeeichte Thiere gewisse kleine Knochen, 37) die nicht einmal für ordentliche Phalangen gelten können? Wenn also dem Endzwecke der Natur gemäß, alle Zeen aus ordentlichen Gliederreihen bestehen müssen, so muß man offenbar zugeben, sie habe beym Schwein ihren Vorsatz nur zur Hälfte ausgeführt, bey andern aber kaum angefangen, ihn ins Werk zu richten. 38)

Das

37) Wie Hr. Daubenton entdecket hat.

38) In der Natur herrscht überall zu viel Mannigfaltigkeit, als daß man sagen könnte, dieser oder jener Theil des Thieres muß, vermöge der Absicht der Natur, allemal so und nicht anders gebildet seyn. Sie kann durch mancherley Mittel einerley Absicht erreichen. Es ist also zwar gewöhnlich, aber gar nicht nothwendig, daß jedes Thier mit Zeen ordentliche Gliederreihen oder ein anderes

 mit

Das Harnhäutchen (allantoide) findet sich an den Früchten der Sau, der Kuh, der Stute und vieler anderer Thiere. Gemeiniglich ist diese Haut am Blasengrunde der Frucht bevestigt. Man behauptet, sie wäre bestimmt, den Harn aufzufangen, welchen die Frucht, so lange sie noch in Mutter-Leibe verborgen lieget, von sich ließe. In der That wird man auch bey der Geburth eines Thieres einigen, aber keinen beträchtlichen Vorrath von einer gewissen Feuchtigkeit in dieser Haut gewahr. Bey der Kuh ist sie vielleicht häufiger, als in irgend einem andern Thier vorhanden; dennoch erstreckt sie sich kaum über etliche Nößel, ohnerachtet diese Haut von einer solchen Ausdehnung ist, daß man zwischen ihr und der darinn enthaltnen Feuchtigkeit gar kein Verhältniß finden kann. Wenn man dieses Häutchen aufbläset, bildet es gleichsam einen doppelten Beutel in Gestalt eines halben Mondes, und beträgt an dreyzehn bis vierzehn Schuh in der Länge, gegen ohngefähr neun, zehn, eilf oder gar zwölf Zoll im Durchmesser. War aber wohl, um drey oder vier Nößel einer Feuchtigkeit aufzubewahren, ein Gefäß von vielen Kubikschuhen erforderlich? Die Blase der Frucht, wenn sie nicht unten offen wäre, könnte schon allein diese Feuchtigkeiten in sich fassen, wie es bey

mit gespaltenen Klauen einen nur einfach gespaltenen Fuß haben müsse. Die Absicht, warum beyde Arten ihre Füsse haben, kann doch erreicht werden, ob es gleich in manchen Fällen durch ungewöhnliche Mittel geschiehet. Es läßt sich daher, aus den vom Hrn. Verf. angeführten Gründen gar nicht schlüssen, daß die Natur irgend ein Werk unvollendet gelassen, oder ihre Absicht verfehlt habe.

M. . .

bey Menschen und andern Thieren, an welchen man dies Harnhäutchen bisher noch nicht entdecket hat, auch in der That geschiehet. Dieses Häutchen ist also weder zur Aufbewahrung des vorräthigen Harns, noch zu irgend einer andern von unsern vermeinten Absichten vorhanden. Der weitläuftige Umfang desselben stiftet weder dem Thiere selbst, noch irgend einem andern Gegenstande den geringsten Vortheil, denn es läßt sich nicht vermuthen, daß es jemals ausgefüllt werden könnte. Wäre dies aber möglich, so würde dieses Häutchen fast eben so viel Raum, als das ganze Thier, worinn es befindlich ist, einnehmen, und könnte folglich nicht von demselben eingeschlossen werden. Da es auch überdies bey der Geburth gleich zerreisset, und mit andern Fruchthüllen weggeschmissen wird, so ist klar, daß es alsdann viel weniger, als vorher, nutze [39].

Man glaubt gemeiniglich, ein jedes Thier habe gerade so viel Zitzen oder Striche, als es

39) Ohne uns hier in weitläuftige physiologische Erklärungen einzulassen, die man in einzelnen Anmerkungen zu sehr abkürzen, folglich ausser ihrem Zusammenhang und undeutlich vortragen müßte, können wir doch nicht umhin, die Folge zu läugnen, daß alles, wovon wir die eigentliche Absicht und Bestimmung nicht wissen, deßwegen auch ohne Absicht vorhanden oder zufällig und überflüßig sey. Wenn überdies hier der Ort wäre, die angenommene Meynung der Physiologen zu vertheidigen, so würden sich in der That mehr Gründe für, als wider sie finden. Diese Gründe können aber viel ehe den Stoff zu einer ganzen Abhandlung, als zu einer kurzen Anmerkung an die Hand geben.

M. . .

Junge werfen und saugen solle. 40) Wozu dient aber den Männchen, die niemals Junge zur Welt bringen oder zu säugen haben, eine gleiche Anzal von Brustwarzen? Und warum ist eine Muttersau, die oft achtzehn bis zwanzig Ferken wirft, niemals mit mehr als zwölf, zuweilen aber wohl mit noch weniger Zitzen versehen? Liegt hierinne nicht ein offenbarer Beweis, daß es unmöglich sey, die Werke der Natur durch Endursachen zu beurtheilen, daß wir derselben doch ja nicht so kleine Aussichten und Endzwecke, als die unsrigen sind, andichten, oder sie nach moralischen Uebereinstimmungen wirken lassen sollten? Wir müssen uns vielmehr bemühen, ihre eigentliche Wirkungsart kennen zu lernen, und, um diesen Zweck nicht zu verfehlen, alle physische Aehnlichkeiten zu Hülfe nehmen, welche die unermeßliche Mannigfaltigkeit ihrer Werke uns darbiethet. 41) Frey-

40) Dieser höchst unbestimmte Satz ist ohnstreitig aus den Zeiten genommen, wo man auf die erste Muthmassung gleich eine allgemeine Wahrheit zu gründen suchte. Unter den jetzigen Naturforschern wird nicht leicht einer seyn, der ihn anzunehmen Lust hätte. Um aber eine gewisse Meynung zu vertheidigen, muß man freylich alles zusammen suchen, was derselben auf irgend eine Art günstig seyn kann. M. . .

41) Allerdings ist dieses nützlich und nothwendig; wenn wir aber alle physische Aehnlichkeiten wirklich zu Hülfe genommen; wenn wir der Natur auf den Spuren ihrer Wirkungsart so weit, als möglich war, nachgegangen sind, und einen Körper nach allen seinen begreiflichen Verhältnissen kennen gelernt

Freylich ist diese Methode, als die einzige, die uns zu wahren Kenntnissen behülflich seyn könnte, ungleich mehrern Schwierigkeiten unterworfen, als die andere, und es kommen in der Natur unendlich viele Begebenheiten vor, bey welchen es, wie bey den vorigen Beyspielen, unmöglich scheint, sie mit Vortheil anzubringen. Es würde demohnerachtet viel nützlicher seyn, an statt einer Untersuchung, wozu der grosse Umfang des Harnhäutchens diene, die uns doch endlich überführen würde, daß es gar zu nichts nütze sey noch seyn könne, lieber den physischen Verhältnissen genauer nachzuforschen, die allein fähig wären, uns auf dessen Ursprung zu führen.

In so fern man also z. B. gefunden hat, daß den Früchten solcher Thiere, die einen engen Magen und eben dergleichen Eingeweide haben, das Harn-

lernt haben; wenn wir nun wissen, daß und wie er vorhanden ist; wird uns nicht allemal ein unwiederstehlicher Trieb reitzen, auch zu erfahren warum oder zu welcher Absicht er da ist? Allerdings muß die Methode des Hrn. von Büffon vor derjenigen hergehen, deren sich die Physikotheologen bedienen. Wenn man aber in der ersten so weit gegangen ist, als die Grenzen unsers Verstandes erlauben; so kann es der Aufnahme und Beförderung natürlicher Kenntnisse unmöglich nachtheilig seyn, wenn man bey Betrachtung der Geschöpfe und ihrer Theile sich auch um die Absichten ihres Daseyns bekümmert. Die Naturgeschichte würde sicher einen ihrer wesentlichsten und herrlichsten Vortheile verlieren, wenn man von der eigentlichen Geschichte die Physikotheologie gänzlich trennen wollte.

häutchen entweder gänzlich fehlet, oder nur sehr klein ist; so läßt sich vermuthen, daß die Entstehung dieser Haut einige Beziehung auf die Grösse des Magens und der Eingeweide haben müsse ꝛc. Betrachtet man ferner die Ungleichheit in der Anzal der Zitzen und der Jungen und gestehet ein, daß allemal diejenigen Thiere, welche sich am stärksten vermehren, auch die meiste Zitzen haben; so läßt sich daraus folgern, die starke Vermehrung müsse von der Bildung der innern Zeugungstheile abhängen. Da nun auch die Warzen äusserliche Abkömmlinge dieser Zeugungstheile sind, so muß allerdings zwischen der Anzal und Ordnung so wohl dieser Theile, als der Zitzen ein physisches Verhältniß statt finden, dessen Ausforschung unser ganzes Bestreben ausmachen sollte.

Ich habe mich hier bloß bemühet, den rechten Weg anzudeuten. Hier ist es aber der Ort nicht, ihn weiter zu verfolgen. Dennoch kann ich nicht umhin, im Vorbeygehen anzumerken, daß man die zahlreiche Vermehrung der Bildung der innern Zeugungstheile mit weit mehrerem Grund, als irgend einer andern Ursache, beyzumessen habe. Der Ueberfluß der Saamenfeuchtigkeit ist es nicht, worauf man hier besonders zu sehen hat. Bekanntermassen sind Pferde, Hirsche, Widder, Böcke und andere Thiere, die sich nicht stark vermehren, ungemein reich an dieser Feuchtigkeit. Hingegen sieht man bey Hunden, Katzen und andern, mit sehr wenig Saamenfeuchtigkeit versehenen Thieren, daß ihre Nachkommenschaft, nach dem Verhältniß ihrer Grösse, ungleich zahlreicher ist. Auch die öftere Vermischung läßt sich nicht zum wahren Grunde der stärkern Vermehrung angeben. Man weis aus überzeugenden Erfahrun-

fahrungen, daß Schweine und Hunde sich nur einmal paaren oder belaufen dürfen, um eine Menge Junge hervorzubringen. Es scheint auch in diesem Fall nichts auf eine anhaltende Paarung oder auf die Länge der Zeit anzukommen, in welcher die Saamenfeuchtigkeit ausgelassen wird. Ein Hund verweilet nur darum lange bey den Hündinnen, weil ihn ein Hinderniß zurück hält, welches in der Bildung seiner Zeugungstheile selbst gegründet ist. Obgleich der Eber nichts von diesem Hinderniß weis, und sich länger, als die meisten Thiere bey der Paarung aufhält, so läßt sich doch aus diesem Umstand nicht auf die zahlreichere Vermehrung schlüssen, weil man überzeugt ist, es koste dem Hahne nur einen Augenblick, um so viel Eyer zu befruchten, als eine Henne in einem ganzen Monath legen kann. Es wird sich künftig schon eine vortheilhafte Gelegenheit finden, wobey ich die Gedanken besser entwickeln und mit gehöriger Deutlichkeit beweisen kann, welche ich hier bloß in der Absicht beyläufig angeführet, um zu zeigen, daß eine blosse Wahrscheinlichkeit, eine blosse Muthmassung, wenn sie nur auf physikalische Aehnlichkeiten gegründet ist, ein viel helleres Licht aufstecken und weit mehr Nutzen stiften kann, als der ganze Innbegriff der Endursachen zu leisten fähig ist.

Zu den bisher angeführten Merkwürdigkeiten der Schweine ist auch noch ihr Fett zu rechnen, welches nicht allein in Ansehung der Dichtheit und natürlichen Beschaffenheit, sondern auch der Lage im Leibe derselben, von dem Fette fast aller vierfüßigen Thiere merklich abweichet. Bey den Menschen und bey Thieren, welche, gleich den Hunden, Pferden u. s. w. kein Talg haben, findet man immer Fett und Fleisch in

in einer gleichen Mischung. Beym Widder, Bock, Hirsch u. a. m. sitzt immer der Talg an den Enden des Fleisches. Der Schweinespeck hingegen ist weder mit Fleische vermischt, noch bloß an den Enden des Fleisches angewachsen, er hüllet vielmehr den ganzen Körper des Schweines ein und stellet, zwischen Haut und Fleisch, eine ganze, starke, ununterbrochne Lage vor. In diesem Stücke haben die Schweine viel Aehnlichkeit mit dem Wallfisch und andern wallfischartigen Thieren, deren Fett ebenfalls aus einer Art von Speck bestehet, welcher fast eben so dichte, doch etwas öllichter ist, als der Schweinespeck. Bey den wallfischartigen Thieren macht er unter der Haut, wie bey den Schweinen, ebenfalls eine Lage von einigen Zollen, welche das Fleisch rings um bedecket.

Noch ein besonderer Umstand ist bey den Schweinen merkwürdiger, als alles, was bisher von ihnen gesagt worden. Das Schwein verlieret nämlich durchaus keinen von seinen ersten Zähnen. Andere Thiere, z. B. das Pferd, der Esel, das Rind, das Schaf, die Ziege, der Hund, sogar der Mensch, pflegen alle die erste vordere Schneidezähne zu verlieren. Diese Milchzähne fallen ihnen aus, ehe sie mannbar werden. Es kommen aber bald andere wieder an deren Stelle. Die Milchzähne des Schweines hingegen bleiben, an statt auszufallen und wieder ergänzet zu werden, so lange das Thier lebet, in einem fortdauernden Wachsthum. Im untern Kinnbacken ist es mit sechs scharfen Schneidezähnen, im obern ebenfalls mit sechs auf jene passenden Zähnen bewafnet, welche aber durch einen Fehler, der in der Natur nicht seines Gleichen hat, ganz anders, als

die

die Zähne des untern Kinnbackens gebildet sind. An statt scharf und schneidend zu seyn, haben sie vielmehr eine lange, cylindrische, und an den Enden so stumpfe Figur, daß sie mit den Zähnen des untern Kinnbackens fast einen rechten Winkel machen und mit ihren Spitzen sehr schief auf einander treffen.

Bloß das Schwein und etwa noch zwey bis drey andere Geschlechter, sind mit Fängen oder langen Haken versehen. Sie unterscheiden sich von andern Zähnen darinn, daß sie aus dem Rüssel hervorstehen und so lange fortwachsen, als das Thier lebet. Beym Elephanten und bey der Meerkuh haben sie eine walzenförmige Figur und etliche Fuß in der Länge; bey wilden Schweinen hingegen und bey zahmen Ebern erscheinen sie vorn zirkelförmig umgebogen, flach und schneidend. Ich habe sie von etwa neun bis zehn Zoll gesehen. Sie stecken sehr tief in den Zahnhöhlen und haben am obern Ende, wie die Elephantenzähne, eine Vertiefung (oder einen Rüst). Der Elephant aber und die Meerkuh sind nur am obern Kinnbacken mit Gewehr bewafnet, an den Unterkinnbacken pflegen ihnen sogar die Hundszähne zu fehlen; dahingegen der Eber und das wilde Schwein in beyden Kinnbacken Hauer zeigen, wovon die unterste dem Thier am nützlichsten, zugleich aber die gefährlichste sind, weil das wilde Schwein vorzüglich mit diesen zu schlagen und andere zu verwunden gewohnt ist.

Die Muttersau, die Bache und das geschnittne zahme Schwein sind am untern Kinnbacken ebenfalls mit vier solchen Haken oder Hundezähnen versehen, die aber bey diesen lange nicht so stark, als bey den

männlichen Schweinen wachsen und fast gar nicht an den Seiten des Rüssels hervorragen. Ausser den zwölf Schneidezähnen und vier Haken oder Hundezähnen lassen sich an jedem Schwein auch noch acht und zwanzig Backenzähne, folglich überhaupt vier und vierzig Zähne zählen. Das wilde Schwein übertrift allemal das gemeine an Grösse der Waffen, an Stärke des Rüssels und Länge des Kopfes; es hat auch stärkere Läufe, weiter auseinander stehende Klauen und allemal schwarze Borsten.

Unter allen vierfüßigen Thieren scheinen wohl die Schweine das ungeschickteste zu seyn, und ihr Naturell scheint an den Unvollkommenheiten ihrer Gestallt grossen Antheil zu nehmen. Sie beweisen sich in allen ihren Handlungen ausserordentlich plump, in ihrem Geschmack und ihren Begierden sehr unflätig. Ihre vorzüglichste Regungen pflegen auf eine wütende Brunst und auf eine grosse Gefräßigkeit hinauszulaufen, vermöge welcher sie ohne Unterschied alles, was ihnen vorkömmt, so gar ihre eigne Junge zu verzehren gereitzet werden. Ihre unmäßige Freßbegierde scheint, aller Wahrscheinlichkeit nach, von dem dringenden Bedürfniß, ihren weiten Magen beständig anzufüllen, ihr schmutziger Appetit aber, von den stumpfen Empfindungen des Geschmacks und Gefühles abzuhängen.

Die grobe Borsten, die Härte der Haut, ihr dicker Speck, machen diese Thiere gegen die Schläge sehr unempfindlich. Es hat sich sogar schon zugetragen, daß Mäuse sich auf ihrem Rücken eingenistet, ihre Haut und Speck angefressen haben, ohne daß es ihnen fühlbare Beschwerden machte. Sie haben

also ein sehr stumpfes Gefühl und einen eben so groben Geschmack. Den andern Sinnen fehlt es nicht an gehöriger Feinheit. Den Jägern ist es mehr als zu bekannt, wie gut ein wildes Schwein in der Ferne sehen, hören und wittern kann. Sie müssen daher, wenn sie eins überschleichen wollen, sich des Nachts in möglicher Stille und gegen den Wind anstellen, wenn ein solches Schwein die Witterung von ihnen nicht schon von weitem bekommen, und gleich zur Flucht gereitzet werden soll.

Die erwähnte Unempfindlichkeit im Geschmack und Gefühl, pflegt durch eine gewisse Krankheit, welche die Finnen [42]) heisset, einen so starken Zuwachs zu

42) Unter die vornehmste Zufälle und Krankheiten der Schweine gehöret besonders dieser, daß sie gerne finnicht werden, oder über den ganzen Leib einen scharfen Ausschlag, welcher sich hernach leicht, wofern ihm nicht frühzeitig vorgebauet wird, entweder in Blattern, oder in eine Art von Pocken verwandelt, oder gar Läuse bekommen. Jene Zufälle machen sie mager, und die Läuse saugen ihnen Saft und Mark dermassen aus, daß ihnen gar kein Futter mehr gedeyhen will.

Haben die Schweine die Finnen einmal bekommen, so ist gar keine Hülfe wider dieses Uebel auszumachen. Das Fleisch wird eckelhaft und für unbrauchbar gehalten. Man spüret es bald an ihrem heiseren Geschrey. Gemeiniglich setzen die Finnen sich zuerst an der Zunge und in den Lungen an, pflegen sich aber sodann bald im ganzen Körper zu verbreiten.

Wider

zu bekommen, daß ihnen dabey fast alles Gefühl vergehet. Die Ursache dieser Krankheit, oder ihren ersten Ursprung, hat man ohnstreitig nicht so wohl in dem Gewebe des Fleisches und der Haut, als in der natürlichen Unsauberkeit solcher Thiere, und in der Verderbniß zu suchen, welche die unreine Nahrungsmittel, die sie gemeiniglich in so grossem Ueberfluß genüssen, zu einer nothwendigen Folge haben. Denn das wilde Schwein, dem es an Gelegenheit fehlet, so vielen Unflath zu verschlingen, und welches mehrentheils von Körnern, Früchten, Eicheln und Wurzeln lebet, weis von dieser Krankheit eben so wenig, als ein Ferkel, das noch an seiner Mutter sauget. Man kann auch bey zahmen Schweinen diesem Uebel nicht anders

Wider den Ausschlag und Läuse der Schweine ist nichts besser, als eine Lauge, die aus Tobacksstängeln und reiner Holzasche am Feuer zubereitet worden, wenn man die schadhaften Schweine damit, so warm sie es vertragen können, einige Tage nach einander wäschet. Man bedienet sich eines starken Strohwisches. s. Hannöv. Mag. 67. St. 1430. rc. Ein ander Mittel wider den Aussatz der Schweine, das aus rohem Spiesglas und Gerstenmehl bestehet, welches als ein Pulver auf die Zunge des kranken Thieres gestreuet wird, finden wir im Hamb. Mag. X B. S. 135. als untrüglich empfohlen Cf. Abh. der Schwed. Akad. der Wissenschaften III B p. 297.

Diese Thiere pflegen auch der Bräune zu gewissen Zeiten unterworfen zu seyn. Die Ursachen dieses Uebels und Mittel dagegen werden im Hann. Mag. 72. p 607. angezeigt. M. . .

anders vorbauen, als wenn man sie auf einen reinen Koven stellet und ihnen satt gesundes Futter vorwirft. Ihr Fleisch erhält sogar, nach meiner eignen Erfahrung, einen vortreflichen Geschmack, und ihr Speck eine derbe Vestigkeit, wenn sie vierzehn Tage oder drey Wochen vor der Schlachtzeit in einen gepflasterten, reinlichen Stall, ohne Streue, aufgestellet werden, und lauter trocknen, reinen Weitzen zu fressen, aber nur sehr wenig zu saufen bekommen. Hierzu wählet man einen Jährling, der wohl bey Leibe und schon halb gemästet ist.

Gemeiniglich mästet man sie mit reichlich vorgeworfener Gerste, Eicheln, Kraut, gekochten Küchenfrüchten und Kleytrank 43). Nach Verlauf zweener

43) Wenn man auf wilde Kastanien kochendes Wasser giesset, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen, sind sie ebenfalls ein vortrefliches Futter zur Mästung der Schweine. Was ausserdem von der Mästung derselben zu bemerken und was damit für Erfahrungen angestellt worden, darüber lese man im Hann. Mag 70. S 401. rc. Hrn. Arthur Youngs Erfahrungen über das Mästen und Aufziehen der Schweine.

Wie schädlich das Mutterkorn auch so gar den Schweinen sey, beweiset Hr. Tissot in seiner Nachricht von der Kriebelkrankheit aus einigen Beyspielen. Hr. Salerne, sagt er, hat ein Schwein gesehen, das mit Mutterkorn und zweymal soviel Gerste eine Zeitlang gefüttert war, von dieser Nahrung aber einen aufgeschwollenen harten und schwarzen Unterleib, auch eine Menge von Geschwüren an den Beinen bekam und hernach starb. Leber und

ner Monathe sind sie fett, haben überflüßigen, dicken, aber keinen derben, weissen Speck, und allemal zwar ein gutes, aber etwas abschmeckendes Fleisch. Mit noch wenigern Kosten werden sie auf dem Lande, wo es viel Eicheln giebt, gemästet. Wenn im Herbste die Eicheln abfallen, oder die Kastanien und Buchäckern sich aus ihren Hülsen losmachen, treibt man sie daselbst in die Wälder. Sie fressen mit gleichem Appetit alle Arten wild wachsender Früchte und legen in kurzer Zeit häufigen Speck an, besonders wenn man ihnen des Abends bey ihrer Zurückkunft laulicht Wasser zu saufen giebt, welches mit einem wenig Kleye und Trespenmehl vermischt worden. Nach diesem Getränke pflegen sie ruhig und mehr zu schlafen, wodurch sie gemeiniglich dermassen an Fleisch und Specke zunehmen, daß man schon oft Mastschweine gesehen, die sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnten. Der Herbst, wenn sich die erste Kälte fühlbar macht, ist überdies zur Mast viel bequemer, als andere Jahreszeiten. Es findet sich nicht allein alsdann die häufigste Mastung, sondern die Ausdünstung ist auch alsdann viel minder beträchtlich, als im Sommer 44).

Das

und Eingeweide waren zum Theil brandicht geworden. Einem andern Schwein waren von der Kleye des Mutterkorns, die es gefressen hatte, beyde Ohren und alle 4 Füsse abgefallen. M. . .

44) Allerley nützliche zur Schweinemast und Fütterung gehörige Nachrichten stehen in den Abh. der Schwed. Akad. der Wissensch. IV B. 145. VI. 275. IX. 223. 257. 259. XII. 106. XV. p. 19. XXIII. p. 260. und XXV. p. 266. rc. M. . .

Das Mästen wird bey den Schweinen nicht, wie bey anderm Zuchtvieh, bis zu ihrem Alter verschoben. Denn je länger sie schon gelebt haben, desto schwerer hält es mit ihrer Mästung und desto schlechter pflegt ihr Fleisch, dem Geschmacke nach, auszufallen.

Das Verschneiden muß nothwendig vor der Mast hergehen 45). Es wird mit Schweinen von sechs Mo-

45) Wenn man aber fragt: ob es den Sauschweinen, wenn sie zur Mast aufgelegt werden, schädlich, oder am Fettwerden hinderlich sey, wenn sie unverschnitten bleiben? So wird hierauf im Hann. Mag. 67. S. 1428. ꝛc. geantwortet, daß man in einigen Gegenden von Niedersachsen, aus Mangel guter Gelegenheit, fast alle Sauschweine unverschnitten, aber dennoch mit Nutzen mästet und schlachtet, ohne dabey weder an der Mästung, noch am Fleisch oder Speck irgend einen Unterschied wahrzunehmen. Es haben zwar einige dafür gehalten, daß unverschnittne Sauschweine nicht so starke Flohmen oder Fett, als die verschnittne ansetzten; noch mehrere Landwirthe wollen aber auch das Gegentheil hiervon erfahren haben.

Wenn eine zur Mast aufgelegte unverschnittne Sau ohngefähr brummisch wird, nicht gut fressen will und stark in den Mist arbeitet, so gebe man ihnen ganz wenig Futter. Sobald ihre brümmische Hitze vorbey ist, wird alles versäumte richtig nachgehohlet und man darf ihnen sodann die Portion ihres Futters, so lange nur einmal mehr geben lassen, bis sie wieder damit in Ordnung sind. Nur die einzige Vorsicht hat man hierbey noch zu beobachten, daß ein solch unverschnittnes Mastschwein, wenn

Monathen, gemeiniglich im Frühjahr oder Herbst, niemals aber bey grosser Hitze oder starkem Froste, vorgenommen. In beyden letzten Fällen würde die Wunde gefährlich und schwer zu heilen seyn. Denn die Operation wird mehrentheils durch den Schnitt, selten durchs Unterbinden auf die Art verrichtet, wie ich sie bey den Hammeln beschrieben habe (s. I. Band S. 296.). Die Schweine, welche man im Frühjahr schneiden lassen, werden im folgenden Herbste gleich auf die Mast gestellet. Nur selten läßt man sie zu einem zweyjährigen Alter gelangen. Indessen pflegen sie doch im zweyten Jahre noch stark fortzuwachsen, und würden dieses, wenn sie lebend blieben, auch noch im dritten, vierten, fünften und folgenden Jahren thun. Die Schweine, die wegen einer beträchtlichen Grösse und Fettigkeit ihres Körpers vorzüglich in die Augen fallen, sind vornämlich solche, die man hat alt werden und oft auf die Eichelmast stellen lassen. Die Dauer ihres Wachsthums pflegt sich

wenn es auch das bestimmte Mastkorn bereits verzehret hat, nicht gerade zu der Zeit, wo es eben brümmisch ist, geschlachtet werde. Man verziehet lieber noch einige Tage, bis der Anfall vorüber ist, weil in der Folge bemerket worden, daß, bey Vernachläßigung dieser Vorsicht, der Speck das gehörige Salz nicht gut annehmen, auch sich hernach nicht lange halten will, sondern gern weich und schläckericht wird. In so ferne nun bey der Mästung kein Unterschied zu spüren, beym Verschneiden aber viel Unbequemlichkeit und Gefahr zu befürchten ist, halten die meiste, besonders niedersächsische Haushälter dafür, daß es zuträglicher sey, die Sauschweine gar nicht verschneiden zu lassen.

M. . .

sich nicht auf das vierte oder fünfte Jahr einzuschränken. Die Eber oder männliche Schweine, die man zur Zucht behält, pflegen bis ins fünfte und sechste Jahr immer grösser zu werden. Ein wildes Schwein wird immer stärker, grösser und schwerer, je mehr es an Jahren zunimmt.

Ein wildes Schwein kann zu einem Alter von fünf und zwanzig bis dreyßig Jahren gelangen [46]. Aristoteles hat überhaupt zum Lebensziel der Schweine zwanzig Jahre angenommen. Zugleich behauptet er, daß Eber und Sauen bis ins funfzehnte Jahr fähig wären, Junge zu zeugen und zu werfen. Die Fähigkeit, sich mit gutem Erfolge zu paaren, zeigt sich schon in einem Alter von etwa neun Monathen, oder von einem Jahre. Vortheilhafter ist es aber, wenn man es abwartet, bis Eber und Sau wenigstens achtzehn Monathe oder zwey Jahre völlig erreicht haben. Wenn eine Muttersau ihr erstes Jahr noch nicht überlebet hat, pflegt sie zum erstenmal wenige, schwache und unvollkommene Ferkel zu werfen. Von der Sau kann man sagen, sie fühle beständig den Vermehrungstrieb; auch dann, wenn sie schon trächtig ist, pflegt sie dem Eber nachzugehen. Bey den Thieren kann dieses für eine ganz ungewöhnliche Ausschweifung angesehen werden, weil die Weibchen fast aller andern Thiergeschlechter, von dem Augenblicke der Empfängnis an, das Männchen weiter nicht mehr zulassen.

Die

46) S. *La Venerie de du Fouilloux* (oder des du Fouilloux Jagdbuch) à Par. 1614. p. 57.

Die unaufhörliche Hitze der Muttersau äussert sich durch unmäßige Anfälle und Bewegungen, die sich allemal damit endigen, daß sie sich im Kothe wälzet und abkühlet. Während dieser Zeit verliert sie eine beträchtliche Menge von einer weissen, dicken Feuchtigkeit. Sie trägt vier Monathe, wirft im Anfang des fünften, sucht alsdann gleich wieder den Eber, wird nochmals trächtig, und pflegt aus diesem Grunde zweymal des Jahres zu ferkeln, die Bache hingegen, so ähnlich sie auch sonst in allen Stücken der zahmen Sau ist, nur einmal des Jahres zu tragen. Dies rührt ohnstreitig von der Sparsamkeit ihres Futters und von der Nothwendigkeit her, alle Frischlinge, die sie geworfen hat, lange Zeit an sich saugen zu lassen; da man hingegen einer zahmen Sau ihre Ferkel gleich nach vierzehn Tagen oder höchstens drey Wochen abnimmt und sie hernach, bis auf acht oder neune, die sie noch eine Weile behalten kann, verkaufet. Binnen vierzehn Tagen ist ein Spanferkel sehr wohl zum Essen tauglich. In so fern man also nicht vieler Muttersauen bedarf, und von geschnittnen Schweinen den meisten Vortheil ziehet, auch von ihnen das beste Fleisch bekömmt, sucht man sich von den meisten weiblichen Ferkeln loßzumachen, und begnüget sich, der Mutter höchstens nur zwey, nebst sieben bis acht Eberferkeln zu lassen.

Ein guter Zuchteber muß einen kurzen, untersetzten, mehr dicken, als langen Leib, einen dicken Kopf, kurzen und stumpfen Rüssel, grosse, hangende Ohren, kleine feurige Augen, einen grossen, dicken Hals, schmächtigen Bauch, breite Keulen, kurze und dicke Schenkel, auch starke schwarze Borsten haben. Die schwarze pflegen allemal stärker und dauerhafter, als die weisse, zu seyn.

Von

Von einer Muttersau fordert man einen langen Leib, breiten, dicken Bauch und lange Zitzen, ein ruhiges Naturel und eine Abkunft von einer fruchtbaren Rasse. So bald sie trächtig ist, muß man sie vom Eber entfernen, welcher ihr sonst leicht Schaden zufügen könnte. Wenn sie geferkelt hat, gebührt ihr ein reichliches Futter und eine strenge Aufsicht, um zu verhindern, daß es ihr nicht möglich sey, von ihren jungen Ferkeln einige aufzufressen; welches noch sicherer vom Eber zu besorgen wäre, wenn er nicht sorgfältig davon zurück gehalten würde. Die beste Zeit, sie belegen zu lassen, ist im Anfange des Frühlings. Die Sau wirft alsdann im Sommer, und ihre Ferkel gewinnen Zeit, vor Einbruch des Winters groß, stark und fett zu werden. Soll eine Sau unsrer Absicht gemäß, zweymal des Jahres ferkeln, so läßt man den Eber im November zu ihr. Sie wirft alsdann im März und kann im May zum zweytenmal belegt werden. Es giebt unter den Sauen sogar einige, die regelmäßig alle fünf Monathe Junge bringen.

Von der Bache haben wir bereits erwähnet, sie pflege des Jahres nur einmal zu werfen. Der Jenner und Hornung sind eigentlich die Monathe, wo sich der Eber oder Hauer ihr nahen darf [47]), der May oder Junius, ihre gewöhnliche Wurfzeit. Ihre Jungen säugt sie drey bis vier Monathe. Sie führet und begleitet sie als eine treue Mutter und ist eifrig

 besorgt,

47) Bey den Jägern heißt dieses: die Bache oder Lehne tritt zur Brunft oder sie fängt an zu rollen. von Heppe wohlredender Jäger. Regensb. 1763. p. 52. M. . .

besorgt, daß keines von ihnen sich vor dem zweyten oder dritten Jahre verlaufe. Es ist nichts ungewöhnliches, eine Bache, in Gesellschaft ihrer jährigen oder zweyjährigen Frischlinge 48) gehen zu sehen.

Die Ferkel der zahmen Sau läßt man so leicht nicht über zween Monathe saugen 49). Gegen das Ende der dritten Woche fängt man so gar an, sie mit ihrer Mutter auszutreiben, um sie frühzeitig zu Aufsuchung ihres Futters, nach dem Beyspiel der Mutter, zu gewöhnen. Fünf Wochen darnach pflegt man sie abzustecken 50) oder abzusetzen und ihnen Abends

48) Die Jäger pflegen ein wildes Schwein, das schon ein Jahr überlebet, übergehend, im andern Jahr darauf, angehend, im dritten und vierten Jahr hauend, alsdann aber ein Hauptschwein oder Sau zu nennen. s. von Heppens wohlredender Jäger ꝛc. p. 249. M. . .

49) Auf die gute Wartung der jungen Ferkel pflegt nicht allein in Absicht auf die künftige Mästung, sondern auch auf die Abwendung ihrer gewöhnlichen Krankheiten, viel anzukommen. Es ist, nach gründlichen Erfahrungen, sehr gut, Ferkeln von ohngefähr 14 Tagen täglich eine Handvoll reinen, aber am Feuer aufgewellten und wieder kalt gemachten Rocken zu geben. Er ist, so lange sie noch saugen, weit gesunder und nahrhafter, als saure Kühmilch. Was zu ihrer fernern Futterung, gleich nach dem Absetzen mit Vortheil zu geben sey, ist im Hann. Mag. 67. p. 1431. ꝛc. kurz, aber deutlich beschrieben. M. . .

50) Dieses Ausdrucks bedienet man sich vorzüglich bey den Ferkeln, die man von der Mutter abgewöhnen will. s. Jablonsky Lex. p. 15. M. . .

Abends und Morgens mit Kleyen untermengte Molken oder auch nur laulicht Wasser mit gekochten Gartenfrüchten zu geben.

Die Ursache, warum die Schweine die Erde so gern mit ihrem Rüssel umwühlen, ist in ihrer Begierde nach Regenwürmern und gewissen Wurzeln, besonders nach wilden Mohrrüben, zu suchen. Das wilde Schwein kann vermöge seines längern und stärkern Kopfes, tiefer, als das zahme, in die Erde wühlen. Es pflegt auch fast immer in einer Furche nach einer geraden Linie fort zu brechen, da hingegen das zahme Schwein die Erde hin und wieder, aber nur ganz flach, umwühlet. Wegen des Schadens, den es anrichten kann, muß es von Frucht- und Saatfeldern sorgfältig abgehalten, und nur in Wälder oder Brachfelder getrieben werden [51].

Vor Ablauf des dritten Jahres nennen die Jäger die wilden Schweine deßwegen Rudelschweine (Bêtes de compagnie) weil sie, bis zu diesem Alter, sich nicht von einander trennen und getreue Begleiter ihrer gemeinschaftlichen Mutter sind. Ehe wagen sie es nicht, allein zu gehen, bis sie stark genug sind,

51) Wenn die Schweine, wegen der engen Plätze mancher Gegenden, von den Viehweiden unmöglich zurück gehalten werden können, so bleibt kein ander Mittel übrig, als ihnen einen eisernen oder meßingernen Draht durch den Rüssel zu ziehen, welches in Niedersachsen Wieren oder Wierken genennt wird, und ihrem natürlichen Hang zum Wühlen die gröste Hinderniß in den Weg leget. s. Hannöv. Mag. 67. p. 1641.

M. . .

vom Wolfe nichts mehr fürchten zu dürfen. Sie bleiben also, aus eignem Antrieb in ganzen Rudeln zusammen, weil auf diese Vereinigung sich ihre ganze Sicherheit gründet. Werden sie alsdann von irgend einem Thier angefallen, so setzen sie sich alle gemeinschaftlich zur Wehre, helfen sich nach allen Kräften und lassen es an keinen Mitteln zur wechselsweisen Vertheidigung fehlen. Die grösten stellen sich in einem Kreise hart neben einander und schlüssen gleichsam eine schützende Ringmauer um die wehrlose Kleine. Eben so vertheidigen sich die zahme Schweine. Daher bedarf es keines Hundes, um sie zu vertheidigen. Um ihrer Ungelehrigkeit aber und Halsstarrigkeit willen, ist auch der flüchtigste und stärkste Kerl nicht vermögend, über funfzig Stück zu hüten. Im Herbst und Winter treibt man sie gern in solche Wälder, wo es nicht an wilden Früchten oder an guter Mastung fehlet; im Sommer hingegen an feuchte, sumpfige Oerter, wo sie einen Ueberfluß von Würmern und Wurzeln antreffen. Im Frühjahr pflegt man sie auf unbebauten oder brachliegenden Feldern zu hüten. Vom Märtz bis zum Oktober werden sie des Tages zweymal ausgetrieben und von früh an, wenn der Thau abgetrocknet ist, bis um zehn Uhr, Nachmittag aber von zwey Uhr bis auf den Abend auf der Weide gelassen [52]).

Im Winter darf man die Schweine nur einmal in den schönsten Stunden des Tages austreiben, weil sie

52) Eine weitläuftige Nachricht von der besten Schweinezucht und einer Menge davon handelnder Schriften findet man im Hamb. Mag. XXVI. Band S. 535. rc. und 541. rc. M. . .

sie den Regen, Schnee und Reif nicht wohl vertragen können. Wenn Gewitter oder starke Platzregen einfallen, sieht man sie gemeiniglich, eines nach dem andern, von der Heerde weg und mit grossem Geschrey, welches die jüngsten am höchsten treiben, bis an die Thür ihres Kobens (oder Stalles) rennen. Man hat aber dieses Geschrey nicht mit ihrem gewöhnlichen Grunzen zu verwechseln. Es ist ein schmerzhaftes Geschrey, gleich demjenigen, das man von ihnen höret, wenn man sie binden und abstechen will. Der Eber verhält sich dabey gesetzter, als die Sau. Der wilde Eber enthält sich desselben gänzlich, er müßte dann in einem harten Kampfe stark verwundet werden. Viel öfter hört man ein solches Geschrey von der Bache. Bey plötzlichem Ueberfall und unverhoftem Schrecke schnauben sie dermassen heftig, daß man in einer grossen Entfernung sie deutlich hören kann.

Ohnerachtet ihrer heftigen Gefräßigkeit, pflegen doch die Schweine nicht leicht, wie z. B. die Wölfe thun, andere Thiere anzufallen oder zu fressen; ob sie gleich am Luder sich zuweilen vergreifen. Man hat wilde Schweine gesehen, welche sich das Pferdefleisch recht wohl schmecken liessen. Ich selbst habe in ihrem Magen schon Rehhaut und Vogelklauen wahrgenommen. Ohnstreitig werden sie zu dieser ungewöhnlichen Kost mehr durch Noth gezwungen, als durch natürliche Triebe gereitzet. Indessen kann man sie von der Unart nicht frey sprechen, begierig nach Blut und frischem blutigen Fleische zu seyn; denn man weis klägliche Beyspiele, wo zahme Schweine nicht allein ihre Junge, sondern so gar Kinder in der Wiege angefressen haben. So bald sie nur etwas feuchtes, schmierichtes, fettes oder saftiges wahrneh-

men, machen sie den Anfang damit, es zu belecken, den Beschluß aber damit, es gleich darauf zu verschlucken. Mehr als einmal sah ich eine ganze Heerde von Schweinen auf ihrem Rückwege, um einen Haufen frisch aufgeworfner Lehmerde sich versammlen. Ob diese gleich nur wenig Fettigkeit hatte, wurde sie doch von allen mit grosser Lüsternheit belecket, und ein ziemlicher Theil davon gar verzehret. Man sieht also, daß in ihrer Gefräßigkeit eben so viel Unmäßigkeit als Ungeschicklichkeit in ihrem Naturel herrschet. Es fehlt ihnen fast gänzlich an deutlichen Empfindungen, kaum erkennen die junge Ferkel ihre Mutter; wenigstens ist es bey ihnen sehr gewöhnlich, an eine fremde Sau zu gerathen und sich an der ersten, die es erlauben will, satt zu saugen.

Den wilden Schweinen scheinen Furcht und Nothwendigkeit etwas mehr Empfindung und natürliche Regungen zu ertheilen. Die Jungen halten sich, allem Anscheine nach, viel treuer an ihre Mutter, und diese sorgt für die Bedürfnisse ihrer kleinen Familie mit weit mehrerm Eifer, als eine zahme Schweinemutter.

So lange die Brunftzeit dauert, sucht sich der Hauer eine Bache, folgt ihr auf allen Schritten, und leistet ihr in den dicksten, einsamsten und entlegensten Gegenden des Waldes, wohl dreyßig Tage lang, Gesellschaft. Seine Begierden verursachen in diesem Zeitpunkt in ihm eine ungewöhnliche Wildheit. Er ist lauter Wuth beym Anblick eines Nebenbuhlers, der ihn vertreiben will. Die Begegnung zweener Hauer endiget sich in der Brunftzeit gemeiniglich mit blutigen, oft gar mit tödlichen Kämpfen.

Die

Die Bache wird bloß durch einen Anfall auf ihre Jungen in Wuth gebracht. Fast bey allen wilden Thieren ist es gewöhnlich, das Männchen zur Brunftzeit, das Weibchen aber, wenn es geworfen hat, am grausamsten zu finden.

Die wilde Schweine pflegt man entweder ordentlich zu hetzen oder des Nachts bey Mondschein auf dem Anstande zu überfallen. Da es nur langsam flüchtet, und eine starke Witterung hinter sich läßt, gegen die Hunde sich zur Wehre setzt, und sie oft gefährlich schlägt oder verwundet, so ist es weder nöthig, noch rathsam, sie mit guten, zur Hirsch- und Rehjagd abgerichteten Parforcehunden zu hetzen. Dergleichen Hunde würden, bey dieser Gelegenheit nicht allein die feine Nase verderben, sondern auch an ihrer natürlichen Flüchtigkeit Abbruch leiden. Abgerichtete Bauernhunde sind am besten bey der Schweinehetze zu gebrauchen. Billig dürfen keine andere, als Hauptschweine, die an ihrer Fehrte leicht kennbar sind, gehetzet werden. Es kostet schon viel Mühe, wenn man ein dreyjähriges, angehendes Schwein hetzen will; denn ein solches pflegt, ohne sich aufzuhalten, sehr weit in einem Streiche zu laufen. Ein hauendes Schwein thut aber dieses niemals Man kann es immer in der Nähe hetzen. Es hat keine sonderliche Furcht vor den Hunden und bleibt oft stehen, um sich muthig zu vertheidigen. Ihr Aufenthalt am Tage ist gemeiniglich im dickſten und entlegensten Holze, des Abends und Nachts kommen sie aus ihrem Bruch[53]) hervor,

53) So nennen die Jäger den Ort, wo die Sauen gebrochen oder gewühlet haben.

hervor, um ihre Nahrung zu suchen. Im Sommer können die Sauen, wenn das Getreide reif ist, im Korn und Hafer, wo sie alle Nächte zubringen, leicht überschlichen werden.

Einem gefällten Eber pflegen die Jäger ohnverzüglich die Geilen abzulösen, weil ihr heftiger Geruch in Zeit von fünf oder sechs Stunden, ohne diese Vorsicht, gewiß das ganze Wilpret anstecken würde. Uebrigens ist an einem alten Hauer der Kopf das einzige recht schmackhafte Gerichte; an einem Frischling aber, besonders wenn er noch kein völliges Jahr alt ist, gewinnt man lauter zartes und wohlschmeckendes Wildpret. Das Fleisch eines zahmen Ebers ist im Geschmack noch widriger, als das Fleisch eines wilden. Soll man jenes genüssen, so muß der Eber vorher geschnitten und gemästet worden seyn. Die Alten [54]) bedienten sich der Vorsicht, wenn sie wilden Sauen ihre Frischlinge wegnehmen konnten, solche zu schneiden und ihnen dann wieder ihre Freyheit zu ertheilen. Sie sahen voraus, daß dergleichen geschnittne wilde Schweine weit fetter, als andre, ihr Wildpret aber ungleich wohlschmeckender, als das Fleisch zahmer Schweine werden könnte.

Es bedarf eben keines langweiligen Aufenthaltes auf dem Lande, um die grosse Nutzbarkeit eines Schweines einzusehen. Ihr Fleisch ist fast eben so theuer, als Rindfleisch, ihr Speck aber pflegt wohl zwey bis dreymal so viel zu gelten. Blut, Eingeweide, Gedärme, Füsse, Zunge, kurz: alles ist an den Schweinen

54) S. *Aristot.* Hist Animalium. Libr VI. c. XXVIII.

nen zu brauchen und zu genüssen [55]). Der Schweinemist, weil er kälter ist, als der Dünger von andern Thieren, kann vorzüglich hitzigen und allzutrocknen Feldern zu statten kommen. Das Fett an den Eingeweiden und am Netze, welches vom eigentlichen Speck unterschieden ist, liefert uns den Schmeer, welcher sich zu einer guten Wagenschmiere brauchen läßt. Aus der Haut werden Siebe, aus den Borsten Kehrwische, Bürsten und Pinsel verfertigt. Salz und Salpeter durchdringen dieses Fleisch am stärksten und erhalten das eingesalzene länger, als das Fleisch irgend eines eßbaren Thieres.

In Europa, Afrika [56]) und Asien wimmelt es beynahe von Schweinen. Bloß auf dem vesten Lande

55) Von dem Gebrauch und ehemaligen Mißbrauch der Schweine oder ihrer einzelnen Theile in der Medicin, kann D. Merklein in seinem Thierreiche S. 206. bis 216. nachgelesen werden.

M. . .

56) Hr. Kolbe in seiner Beschr. des Vorgebirges der guten Hofnung rc. Frf. und Leipz. 1745 4to gedenkt S. 336. rc. unterschiedener afrikanischer Schweine, die aber nicht alle zu diesem Geschlechte gehören. In den vorgebirgischen Kolonien, sagt er, giebt es viererley Schweine. Die beyden ersten Arten sind zahm und von andern Orten dahin gebracht worden. Einige aus Europa, einige aus Java. Die javanische Schweine sind schwarz und haben sehr kurze Beine, die Borsten fehlen ihnen, ihr dicker Bauch hängt fast bis zur Erde herab, ihr Fett und Speck ist bey weitem nicht so vest, als an den europäischen Schweinen. Wenn man ein Stück

de der neuen Welt hat man dieses Geschlecht nirgends entdecket. Die Spanier waren die ersten, die sowohl auf dem vesten Lande, als auf den meisten grossen amerikanischen Inseln, schwarze Schweine absetzten, welche sich alsdann in der neuen Welt vermehrten und hernach an vielen Orten derselben wild angetroffen wurden. Jetzt gleichen sie unsern wilden Schweinen, weil sie einen kürzern Leib, stärkern Kopf und eine dickere Haut 57), als die zahme Schweine haben,

Stück davon in den Rauch hänget, so pflegt das Fett in kurzer Zeit abzutröpfeln. Ob also gleich das Fleisch sehr wohl zu essen taugt, so ist es doch weder gewöhnlich, noch möglich, etwas davon zu räuchern.

Unter dem Namen des asiatischen wilden Schweines ist besonders das äthiopische Schwein (S. oben Anm. 24. lit. a. γ.) bekant. Im Vorgebirge der guten Hofnung kommen dergleichen selten in den Gegenden zum Vorschein, wo die Holländer wohnen, weil da wenig Holz stehet, worinn sie am liebsten sich aufhalten. Sie werden ausserdem von Löwen, Tigern und andern reissenden Thieren so stark ausgerottet, daß es ihnen unmöglich fällt, sich hinlänglich zu vermehren.

Hrn. Kolbens 4te Art von Schweinen, die er das Erdschwein zu nennen beliebt, ist eigentlich der Ameisenfresser, den Hr. von Linne im Syst. Nat. XII. p. 51. Myrmecophaga tridactyla, Brisson aber de *Quadr.* p. 15. Le Fourmilier Tamanoir nennet.

M. . .

57) S. Hist. generale des Antilles par le P. *du Tertre*, à Par. 1667. Tom. II p. 295.

haben, welche unter den heissen Himmelsstrichen alle so schwarz, als die wilde Schweine, aussehen.

Durch eines von den lächerlichen Vorurtheilen, welches bloß der Aberglaube zeugen und nähren konnte, müssen die Mahometaner sich dieses nützlichen Thieres gänzlich beraubt sehen. Es ist ihnen keinesweges erlaubt, ein Schwein anzurühren, am wenigsten aber, davon zu essen, weil es unter ihnen für ein unreines Thier gehalten wird. Desto besser lassen sich die Chineser das Schweinefleisch schmecken. Sie halten beständig die zahlreichste Heerden von Schweinen, und nehmen aus denselben ihre häufigste und gewöhnlichste Nahrung. Bloß um dieser Kost nicht entsagen zu dürfen, haben sie, wie man behaupten will, sich nicht entschlüssen können, den mahometanischen Glauben anzunehmen.

Die chinesische Schweine, welche den siamischen (T.XVIII f. 2.) und indianischen am nächsten, oder mit ihnen völlig überein kommen, sind von den europäischen in einigen Stücken sichtbar unterschieden. Ihr Leib ist kleiner, ihre Füsse kürzer, ihr Fleisch weisser und schmackhafter. In Frankreich sind sie ebenfalls bekannt, und werden von einigen Personen als Zuchtschweine gehalten. Sie paaren und vermehren sich mit Schweinen von der gemeinen Rasse. Die Schwarzen erziehen für sich ebenfalls eine grosse Menge von Schweinen. Bey den Mohren und in allen mahometanischen Ländern werden sie nur höchst sparsam, in Afrika und Asien aber werden eben so viel wilde Schweine, als in Europa gefunden.

Es scheint also, daß die Schweine an keinen besondern Himmelsstrich gebunden seyn mögen, daß

aber

aber das wilde Schwein, indem es zahm geworden, in kalten Ländern stärker, als in den warmen ausgeartet sey. Ein Grad mehr in der Temperatur der Himmelsgegend, ist genug, ihre Farbe zu verändern. In den mitternächtlichen Provinzen Frankreichs, auch sogar in Vivarons, pflegen die meisten Schweine weiß, in der nahe gelegenen Provinz Dauphine aber, alle schwarz zu seyn. In Languedok, in der Provence, in Spanien, Italien [58]), Indien, China [59]) und Amerika [60]) findet man die schwarze allenthalben als

58) Von den grossen Heerden der Schweine, die ehemals in Italien angetroffen worden, lese man im Xten Bande des Hamb. Mag. p. 604.

M. . .

59) In der chinesischen Provinz Kiangsi, bey der Stadt Nun-chang sollen, wie Neuhof in seiner Chines. Gesandschaft, Amst. 1669. fol. p. 347. meldet, die Schweine so häufig vorhanden seyn, daß man kaum auf den Strassen davor gehen kann. Die Reinlichkeit leidet aber darunter gar nicht, weil die Chineser allen Dünger sorgfältig auffammlen. M. . .

60) Ausser den Schweinen, welche die Europäer nach Amerika gebracht haben, und die an vielen Orten wild herumlaufen, giebt es, wie Hr. Bankroft in seiner Nat. Gesch. von Guiana S. 74. ꝛc. versichert, noch zwo Arten, welche den südlichen Gegenden von Amerika zwischen den Wendezirkeln eigen und besonders in Guiana häufig sind. Eine derselben wird Pekari oder Sus Tajassu (S. oben not. 24. lit. e) die andere, Warree genennet.

Der Pekary pflegt an Grösse dem Europäischen Schwein lange nicht beyzukommen. Der Rücken ist

als die herrschende Farbe. Am siamischen Schwein findet man ungleich mehr Aehnlichkeit mit einem wilden,

ist mit langen, dicken, steifen, straubichten Borsten, beynahe 5 Zoll in der Länge besetzt, und wegen einer Drüse merkwürdig, die einem Nabel ähnlich siehet und aus Irrthum von vielen dafür gehalten worden. Sie steht auf der Kante des Rückens, über den hintern Lenden und hat eine milchichte Feuchtigkeit in sich, die einen Bisam-Geruch von sich giebet. Es ist bey weitem nicht so furchtbar, als man sich es vorgestellet hat. Ob sie gleich Heerdenweise zu mehr, als hunderten, zusammen gehen, so werden sie doch von den Indianern allezeit angegriffen. Gemeiniglich erlegen sie 20 bis 40 solcher Bisamschweine oder Pikary, ehe sie entfliehen. Den Indianern ist ihr Fleisch sehr angenehm, den Weißen aber, wegen der Drüse auf dem Rücken zuwider. Die Vorsicht, welche *Wafer* (in The Trauel to the Isthmus of America) den Indianern in Darien nachgerühmet, welche diese Bisamdrüse, sobald ein Schwein getödtet ist, absondern, wird von den Indianern bey Guiana ebenfalls beobachtet.

Das Watreeschwein ist ebenfalls von Wafern, sonst aber von keinem Verf. einer Naturgeschichte, angeführet worden. Es hält sich in Guiana noch häufiger, als der Pekary auf, ist auch viel grösser und nicht minder in grossen Heerden zu sehen. An Gestallt und Grösse gleicht es beynahe den europäischen Schweinen; doch hat es kleinere Ohren, grössere Hauzähne und längere Borsten, die an jedem Theile des Körpers dichte neben einander stehen. Das Fleisch ist weniger ölicht und schmackhafter,

den, als am französischen. Eines der allersichtbarsten Merkmale der Ausartung sind ohnstreitig die Ohren. Diese werden desto biegsamer, weicher und herabhangender, je mehr sich das Thier verändert hat, oder deutlicher, je mehr es durch menschliche Pflege, Wartung und Zähmung verbessert worden. In der That hat ein zahmes Schwein viel schlappere, längere und hangendere Ohren, als das wilde Schwein, welches man von Rechtswegen als das Muster des ganzen Geschlechts betrachten muß.

hafter, als das europäische Schweinefleisch, daher es auch die weissen Einwohner dieser Kolonien sehr gerne speisen.

Vom Pekary hat Hr. von Büffon in einem seiner folgenden Theile ausführliche Nachricht gegeben. M. .

Tab. XIX. F. 1. der Frischling od. das junge wilde Schwein. Pag. 81.

Fig. 2. das Spanferkel. Sogschwein. Pag. 82.

C. B. G. sc.

Anhang.

zur

Geschichte des Schweins.

Das wilde, das siamische und hiesige zahme Schwein, sind eigentlich drey unter ein Geschlecht gehörige Rassen, weil die aus ihrer Vermischung entstehende Junge wieder fruchtbar sind. Ueberhaupt sind alle Verschiedenheiten dieser drey Rassen von gar keiner besondern Erheblichkeit. Die wilde Schweine hat man als die ursprüngliche Rasse, woraus die andern entsprossen, zu betrachten. Ihre Beschreibung und Geschichte konnte daher, ohnerachtet es wilde Thiere sind, von der Beschreibung und Geschichte der siamischen und gemeinen Schweine, die zu den zahmen Thieren gehören, gar nicht getrennet werden.

Die Materie, woraus die Borsten der Schweine bestehen, welche viel härter sind, als die Haare und Wolle anderer Thiere, scheint knorplich und derjenigen ähnlich zu seyn, woraus bey andern die Hörner zusammengesetzet sind. Am Ende theilen sie sich in unterschiedene, wenigstens in sieben, acht und mehrere Spitzen, die auf sechs bis acht Linien in der Länge haben. Wenn man die Borsten bey diesen Spitzen fasset, lassen sie sich von einem Ende bis zum andern spalten. Die stärksten und längsten machen

gleichsam eine Art von Mähnen aus, welche sich von der Spitze des Kopfes längs über den Hals, Wieder-riß und Körper, bis auf das Kreutz erstrecket. Zwischen diesen Borsten bemerkt man bey wilden Schweinen auch noch ein kürzer, sehr biegsames und, nach Verschiedenheit sowohl der Theile, als des Alters, bald gelbliches, bald aschgraues, bald schwarzes Haar, das an sich weich und beynahe so krauß ist, als Wolle. Bey den siamischen und europäischen zahmen Schweinen sucht man diese Haare vergebens.

Der Frischling (S. XIX Platte Fig. 1.) oder das junge wilde Schwein, hat gewisse Farben, die es nachhero verlieret. Sie werden der bunte Rock (Livrée) genennt und schon am ungebohrnen Schweine bemerket, so bald es nur anfängt, Borsten zu bekommen. Diese Liberey besteht eigentlich aus Streifen, welche vom Kopf bis an den Schwanz längs über den Körper laufen und wechselsweise hell, fahl, dann wieder braun und fahl gemischet sind. Ueber den Wiederriß und längs über den Rücken läuft ein schwärzlicher Strich. Der übrige Theil des Leibes ist von einer aus weiß, fahl und braun vermischten Farbe.

Wenn die wilde Schweine ihre bunte Röcke verlohren haben, wird man an dem Kopfe gemeiniglich ein Gemische von grau, braunroth und schwarz gewahr. Die längste Borsten befinden sich am Halse, wo sie bis an vier Zoll zu reichen pflegen. Der gröste Theil einer jeden Borste ist schwarz, über dem schwarzen grau, ganz oben aber, bis an ihr Ende, braunroth. Stehen diese Borsten hart aneinander so scheinen diese Farben vermischt zu seyn. Der Körper ist fahl und hat von den unterschiedenen gefärbten Bor-

sten,

sten, schwärzlichte und bräunlichte Flecken. Der Schwanz, oder die sogenannte Blume, ist fahl, bis auf die schwarze Spitze. Der untere Theil der Läufte ist mit eben dieser Farbe bezeichnet.

Ein siamisches Schwein, dessen Länge vom Gebreche [61]) an bis zum Anfange des Schwanzes, in gerader Linie gemessen, drey Schuh, acht und einen halben Zoll betrug, hatte längs am Hals und auf dem Rücken Borsten von sechs Zollen. Die vordersten auf dem Scheitel des Kopfes waren zween bis drey, die andern aber nur einen bis zween Zolle lang. An den Lefzen, an den Seiten des Kopfes, am untern Theile des Halses, an der Brust, am Bauche, an der innern Seite der Schenkel u. s. f. standen die Borsten ziemlich dünne und hatten an einigen Orten die Haut ganz nackend gelassen. Man sahe fast lauter schwarze Borsten. Bloß zwischen den Augen befanden sich weisse und gelblichte, wie bey den meisten zahmen Schweinen die Borsten auf den Lefzen, am äussersten Ende des Schwanzes und an den Füssen. Man hatte viel Ursache zu glauben, daß diese gelblichte Farbe von der Vermischung mit einem europäischen Hausschweine, wovon dieses gefallen war, herrührete; denn Hr. Daubenton hat nachhero noch eines zergliedert, das weder etwas Gelbes, noch Weisses an sich hatte. Am siamischen Schweine wird man keinen bunten Rock gewahr, es kömmt

 gleich

61) Boutoir ist eigentlich der Rüssel, den aber unsere Jäger bey wilden Schweinen das Gebreche oder den Wurf zu nennen pflegen. S. v. Heppens wohlredender Jäger rc. p. 142.

M.

gleich in seiner schwarzen Farbe zur Welt, die allezeit unverändert bleibet.

Die meiste Hausschweine haben, wenn sie geworfen werden, eine weisse Farbe (S. XIX. Platte F. 2.), die sich in der Folge bloß darinn verändert, daß die Borsten an den Enden eine gelbliche Farbe bekommen, welche tiefer zu seyn scheinet, als sie wirklich natürlich ist, weil sich das Schwein durch öfteres Wälzen im Koth und Staube, sehr beschmutzet. In so fern die Borsten auf einander liegen, erblickt man von ihnen bloß die gelbliche Spitzen, daher auch die Schweine mehr eine gelbliche, als weisse Farbe zu haben scheinen. Es giebt auch viel braune, schwarze oder schwarz und braungefleckte, welche diese Flecken mit auf die Welt bringen. Vier bis fünf Zoll machen das längste Maaß an den Borsten zahmer Schweine aus. Das Ende des Mauls, die Seiten des Kopfes, die Gegenden um die Ohren, die Kehle, der Bauch, die Schwanzribbe pflegen fast ganz von Borsten entblösset zu seyn.

Der Schweinerüssel besteht aus einem platten und runden Knorpel, der mitten einen kleinen Knochen enthält, durch welchen die beyde Naselöcher gehen. Er steht vor dem Ende des obern Kinnbackens bedecket heraus.

Das Schwein hat einen langen Kopf, das Ende des Maules ist, nach Maaßgabe der Dicke des Kopfes, nur schmal, der hintere Theil der Hirnschale sehr erhaben, die Augen sind klein, die Ohren groß und breit, der Hals dick und kurz, der Körper dicke, das Kreutz schmal und spitzig, der Schwanz dünne,

von

von mittelmäßiger Länge, die Füsse, vornämlich die vordern, kurz und gerade.

Die merklichste Verschiedenheiten, welche sich zwischen den angeführten drey Rassen befinden, sind folgende: der Kopf des wilden Schweins ist länger, der untere Theil des Stirnblatts gebogener, das Gewehr grösser und schneidender, der Schwanz kurz und gerader, als bey andern Schweinen. Das siamische Schwein hat einen längern Kopf, ein dicker Maul, kleinere Augen, kürzern Hals und Vorderschenkel, dickere Füsse, längern Schwanz, der auch mehr gekrümmet ist, als an den zahmen Schweinen. Die Stirn ist erhaben, der Rücken, wie bey dem wilden Schwein, etwas niedrig und hohl (ensellé). Bey dem zahmen Schwein sind die Ohren vorwärts gerichtet und stehen nicht, wie beym siamischen und wilden Schwein in die Höhe. Diesen Unterschied bemerkt man am deutlichsten zwischen dem Frischling (XIXte Pl. F. 1.) und dem jungen Ferkel oder Sogschwein (Ebend. F. 2.), so lange dies noch an der Mutter sauget.

In diesem Alter scheinet der Kopf nicht so stark, der Körper nicht so dick, und der Schwanz ist bey dem hiesigen zahmen Schwein länger, als bey dem siamischen und wilden; er pflegt aber beym Sogschweine, bevor es etwa sechs Wochen alt ist, an seinem Anfange nicht gekrümmet zu seyn. Um diese Zeit aber, oder nach sechs Wochen krümmt er sich da, wo er aus dem Körper heraus gehet, in die Höhe und bildet insgemein einen kleinen, entweder rechts oder links gedrehten Bogen, läuft weiter unterwärts, und ist am übrigen Theil seiner Länge einigermassen geschlängelt.

Das gemeine zahme Schwein hat einen längern Körper, als das wilde siamische. Unter den zahmen Schweinen haben auch die ungeschnittnen einen längern Kopf, als die geschnittnen. Die Stirn ist auch bey jenen so stark nicht eingebogen, als bey diesen.

Der grosse Kopf, das lange und dicke Maul des Schweines, deuten bey demselben wahrscheinlich ein inneres Unvermögen an, welches die Richtung der Ohren, welche das zahme Schwein vorwärts sinken läßt, bey diesem noch wahrscheinlicher macht, als bey den siamischen und wilden, welche die Ohren gerade tragen. Die Augen sind so klein, das Gesicht hat so wenig Züge, daß man aus der Physiognomie gar nichts erkennen würde, wenn an der Seite des Mauls nicht lange Gewehre hervorständen, welche, indem sie sich aufwärts krümmen, die Oberlefze in die Höhe drücken und ein Zeichen der Wildheit des Schweines zu seyn scheinen, besonders da sie wirklich die fürchterlichste Waffen sind, welche das Schwein in seiner Wuth gebrauchen kann.

Am Körper entdeckt man so viel Unförmlichkeit, als wirkliche Dummheit am Schweine. Der Hals ist so dick und kurz, daß der Kopf auf den Schulterblättern fast aufzuliegen scheinet. Das Schwein trägt ihn auch allezeit sehr schief und so, daß er nicht von der Brust in die Höhe geht. Die Vorderschenkel sind so niedrig, daß es das Ansehen hat, als ob das Schwein gezwungen wäre, den Kopf niederhängen zu lassen, um sich auf seine Füsse zu stützen, und als ob sein Körper vorwärts fallen wollte. Ausserdem zeigt auch das Schwein gar keine Leichtigkeit in seinen Bewegungen. Es hat keine Biegsamkeit in seinen Schen-

Schenkeln; kaum beweget es diese, wenn es die Füsse fortsetzen will. Man sieht es niemals geschwinde laufen, ohne zugleich etwas Gezwungenes und Widernatürliches im Gange wahrzunehmen. In der grösten Wuth hat es allezeit eine traurige Miene und eine gezwungene Stellung. Es schläget und zerfleischet mit seinem Gewehr, aber allezeit ohne Geschicke, ohne den Kopf in die Höhe zu heben, oder sich, wie die meisten andern Thiere, zurück biegen zu können.

VII.

Naturgeschichte des Hundes.[62]

An belebten Wesen können eigentlich weder die Grösse der Leibesgestallt oder Schönheit in der Bildung, weder die Leibesstärke und Geschicklichkeit oder Leichtigkeit in den Bewegungen, noch überhaupt äussere

62) Canis familiaris *Linn.* S. N. XII. p. 56 *Ejusd. Faun.* Suec. n. 5. Amoen Acad. IV p. 43. T. I. fig. 1. Canis domesticus *Briss.* Quadr. p. 170 *Klein. Quadr.* p. 68 *Raj.* Syn Quadr. p. 175. *Gesn.* Quadr. p. 173. *Icon.* Quadr p. 25-27. *Aldr.* Quadr. digit p. 482. *Jonst.* Quadr p. 122. Tab. 69-71. *Charl.* Exerc. p. 26. *Sloan.* Jam Vol. II. p. 329. Rzac. H. Nat. Pol. p. 244. Franz. der Hund *Chien*, die Hündin *Chienne*, Hebr. *Keleb*, Chald. *Kalba*, Arab. *Kelbe*, Griech. Κύων, σκύλος, ὑλάκτωρ, Sarac. *Kepb.* oder *Kolpb.* Pers. *Sag* oder *Sig*, Medisch *Spaca*, Span. *Perro*, Ital *Cane*, Illyr. *Pes* oder *Pas*, Schwed. *Hund*, Holländ. *Hond*, Engl *Dog*. Cf. Hallen l. c. p. 470-495 und Prof. Müllers Linneisches Nat. System, I B. p. 206-228.

Ausser den bekannten geselligen (Canis familiaris) Haushunden, Bauer- oder Hofhunden (Canis domesticus), Jagdhunden (Can. Sagax vel venaticus),

äussere Vorzüge für das Edelste gehalten werden. Bey den Menschen wird der Verstand allemal der Bildung, die Herzhaftigkeit der Stärke, die gute Denkungsart aber und andere Gemüthsgaben werden der äussern Schönheit vorgezogen. Auf gleiche Weise pflegen wir auch an den Thieren auf innere Vorzüge hauptsächlich zu sehen und sie an ihnen vorzüglich zu schätzen. Nur durch diese unterscheiden sich die Thiere von der beweglichen Maschine, durch sie allein erheben sie sich über die Gewächse und nähern sich einiger-

naticus), Windhunden (Can. Grajus), Bullenbeissern, engl. Doggen oder Wachthunden (Molossus), Pudeln oder Wasserhunden (Can aquaticus), Pologneser Hund (Can meliteus), der Steindocke oder dem Mops (Can. Fricator), dem Dachshund (Vertagus), dem Hüner- oder Wachtelhund (Can. avicularius), dem Spanischen Hund (Canis extrarius, l'Espagneul), dem Egyptischen oder Türkischen Hund (Canis aegyptius) u. s. w. zählet auch der Ritter unter dieses Geschlecht noch:

2) Den Wolf.

3) Die Hyäne, woraus Hr. Brisson ein eignes Geschlecht gemacht, und es vor die Hunde gesetzt hat,

4) Den Fuchs.

5) Den Feldfuchs (Alopex)

6) Den Hasenfuß (Canis Lagopus)

7) Den Goldwolf oder Jackal (Can. aureus)

8) Den mexikanischen und

9) Surinamischen Fuchs. Da indessen Hr. von Büffon in den folgenden Bänden aller dieser Thiere besonders gedenket, so werden wir die Synonymie derselben an den gehörigen Orten beyzubringen Gelegenheit finden.

massen der Würde der Menschen. Ihr Wesen zu adeln, sie zu regieren und zu beleben, das ist bloß das Werk der innern Empfindungen, welche den organischen Werkzeugen gebiethen, die Glieder in Bewegung setzen, Begierden rege machen, und der Materie die fortschreitende Bewegung, den Willen und Leben ertheilen.

Die Vollkommenheit eines Thieres beruhet lediglich auf der Vollkommenheit der innern Empfindungen. Je weiter sich dieses innere Gefühl erstrecket, destomehr Fähigkeiten und Geschicklichkeiten wird man am Thiere bemerken, desto ausgebreiteter ist auch der Umfang seiner Wirklichkeit, destomehr Beziehung und Einfluß hat es auf andere Theile des Ganzen. Wenn dieses Gefühl überdis noch fein und vollkommen, oder durch die Erziehung noch einer Verbesserung fähig ist, so bekömmt ein solches Thier dadurch billig ein Recht, unter den Menschen sich aufzuhalten. Es weis ihnen in ihren Verrichtungen Erleichterung zu verschaffen, ihre Sicherheit befördern zu helfen, ihnen beyzustehen, sie zu vertheidigen und sich auf allerley Art einzuschmeicheln. Durch unabläßige Dienstleistungen und wiederhohlte Liebkosungen, weis es dermassen seinen Herrn zu gewinnen, daß es einen Tyrannen unvermerkt in seinen Beschützer verwandelt.

Dem Hunde muß man, ausser seiner guten Leibesgestallt und Lebhaftigkeit, seiner Stärke und Flüchtigkeit, alle innere Eigenschaften vorzüglich eingestehen, welche fähig sind, ihn bey den Menschen beliebt zu machen. Das hitzige, cholerische, das wilde, blutgierige Naturel, welches alle Thiere gegen den wilden Hund in Furcht setzet, verliert sich beym Haus-

hund in den sanftmüthigsten Empfindungen. Es verwandelt sich in eine Neigung, um die Menschen zu seyn und in eine Begierde, ihnen gefällig und angenehm zu werden. Kriechend leget er seine Herzhaftigkeit, Stärke und andre Fähigkeiten zu den Füssen seines Herren. Mit gespitzten Ohren erwartet er die Befehle, denen er nachzukommen bereit ist. Er befragt sich gleichsam aufs demüthigste nach dem Willen seines Herrn, um keinen seiner Wünsche unerfüllt zu lassen. Ein Wink ist ihm genug, seines Herrn Willen zu errathen.

Ohne so verständig, als der Mensch, zu seyn, belebt ihn doch alles mögliche Feuer der Empfindung und er beschämt unzählige Menschen an Treue und Beständigkeit seiner Zuneigung. Weder Stolz oder Eigennutz, noch Rachbegierde, bloß die Furcht, seinem Herrn zu mißfallen, lenket alle seine Handlungen. Er ist ganz Eifer, ganz Emsigkeit und Gehorsam. Der empfangenen Wohlthaten weit lebhafter eingedenk, als erlittner Beleidigungen, unterwirft er sich den Züchtigungen seines Herrn, ohne sich abschrecken zu lassen. Wenn er sie nicht gänzlich vergißt, so erinnert er sich ihrer bloß, um noch thätigere Beweise seiner Unterwürfigkeit und seines Gehorsams zu geben. Nie wird man ihn bey dergleichen Gelegenheiten unwillig oder zur Flucht geneigt finden; er setzt sich vielmehr, aus eigenem Antriebe, neuen Proben aus; schmeichelnd leckt er die Hand, die eben das Werkzeug seines Schmerzes war. Seine ganze Widersetzlichkeit besteht in einem flehenden Winseln, wodurch er, mit Beyhülfe seiner Geduld und Demüthigung, die züchtigende Hand aufs geschickteste zu entwafnen weis.

In so fern der Hund gelehriger, als der Mensch, und williger ist, als alle andere Thiere, so kann er nicht allein hurtig abgerichtet werden, sondern sich auch leicht in alle Bewegungen, Manieren und Gewohnheiten seines Herrn finden. Es weis auf eine geschickte Art den Ton oder die Manieren des Hauses anzunehmen, worinn er wohnet. Gleich andern Bedienten ist er stolz, wenn er einem grossen Herrn, und herablassend, wenn er einem Landmann dienet. Seine vorzüglichste Aufmerksamkeit ist erst auf den Herrn, alsdann aber auf dessen Freunde gerichtet. Fremde Personen scheint er gar nicht bemerken zu wollen und ist ein Feind aller derer, welche durch ihren Stand genöthigt sind, andern beschwerlich zu fallen. Die leztere Klasse von Leuten kennt er an den Kleidungen, an der Stimme und an ihren Gebehrden, und verhindert sie nach allen Kräften, sich zu nähern.

Hat man ihm die Nachtwache für das Haus aufgetragen, so pfleget ihn dieses Aemtchen muthiger, oft gar wild und grausam zu machen [63]). Er gehet, in ununterbrochener Wachsamkeit, beständig um das Haus herum. Alle Fremde wittert er schon in einer beträcht-

63) Der Bischof Erich Pontoppidan in seiner natürlichen Hist. von Norrw. II Th. p. 17. zeigt dieses aus Erfahrungen. Bey den Bergenschen Kaufmannsstuben und Packhäusern werden die Hunde, wie es in Danzig und St. Malo gewöhnlich ist, ordentlich als Nachtwächter gebrauchet. Man wählet aber hierzu die grösten Rassen, welche des Tages ganz friedsam, des Nachts aber, auf ihrer Wache grimmiger, als Wölfe sind.

M . . .

beträchtichen Entfernung. Wer sich durch Annäherung verdächtig macht, sein bewachtes Gebiethe betreten oder einbrechen zu wollen, den fällt er ohne Bedenken an, widersetzt sich ihm nach Möglichkeit, und macht, durch anhaltendes Bellen, durch ein heftiges Toben und grimmiges Geheule, alles im Hause munter. Er ist also darauf bedacht, nicht allein die Gefahr anzukündigen, sondern sich auch den Feinden des Hauses mit allen Kräften zu widersetzen. Gegen Diebe und Räuber ist er eben so wüthend, als gegen die Raubthiere. Hitzig fällt er sie an, reißt ihnen mit geschärften Zähnen blutige Wunden und nimmt ihnen wieder ab, was sie gewaltsam zu rauben dachten. Zufrieden mit einem erkämpften Sieg, legt er sich ruhig auf die abgejagte Beute, ohne sie zu berühren, wenn er auch wirklich durch seinen Appetit hierzu gereitzt würde. Er giebt also zu gleicher Zeit ein grosses Beyspiel der Herzhaftigkeit, Mäßigung und Treue.

Die Unentbehrlichkeit dieses Thiergeschlechtes in der Ordnung der Natur leuchtet am deutlichsten in die Augen, wenn man einen Augenblick annimmt, es wäre nie vorhanden gewesen. Wie hätte der Mensch, ohne Beyhülfe der Hunde, sich anderer Thiere bemächtigen, sie zähmen oder unter seine Bothmäßigkeit bringen sollen? Durch welche Mittel sollte der Mensch noch jetzo wilde und schädliche Raubthiere aufsuchen, jagen und vertilgen? Um bey hinlänglicher Sicherheit Herr aller lebenden Geschöpfe zu seyn, war es nothwendig, sich unter den Thieren selbst erst einen Anhang zu verschaffen, und vornämlich diejenige durch Freundlichkeit und Liebkosungen zu gewinnen, denen er die meiste Bereitwilligkeit, sich an ihn zugewöhnen,

und

und eine vorzügliche Neigung, ihm zu gehorsamen, zutrauete; damit er sich ihres Beystandes hernach wider die andern bedienen könnte. Des Menschen erste Kunst war also die Abrichtung des Hundes; die glückliche Folge dieser Kunst aber war die Eroberung und der ruhige Besitz des ganzen Erdbodens.

Die meisten Thiere sind an Geschmeidigkeit, Hurtigkeit und Stärke, ja sogar an Herzhaftigkeit den Menschen weit überlegen. Die Natur hat sie besser gerüstet und stärker bewafnet, sie auch mit vollkommnern Sinnen, besonders mit einem ausserordentlich feinen Geruch*, beschenket. Durch die Eroberung also, eines beherzten und so gelehrigen Thiergeschlechtes, als die Hunde sind, gewann der Mensch gleichsam neue ihm noch fehlende Sinnen und Fähigkeiten. Von den Werkzeugen und Maschinen, die wir zur Verbesserung und Erweiterung unserer Sinnen erfanden, haben wir uns noch lange nicht so wesentliche Vortheile, als von denjenigen zu versprechen, welche die Natur uns in ihrer ganzen Vollkommenheit anbiethet, um dadurch der Unvollkommenheit unsers Geruchs abzuhelfen und uns die sichersten und unvergänglichsten Mittel zu Bändigung und Beherrschung anderer Thiere an die Hand zu geben. Der Hund selbst erwirbt sich, durch seine Treue gegen den Menschen, einen beständigen Antheil an der Herrschaft und einen gewissen Rang, der ihn über alle andere Thiere hinaussetzet. Er gebiethet über sie, er beherrschet ganze Heerden, bey welchen sein Bellen oft mehr gilt, als die Stimme des Hirten. Sicherheit, Ordnung und gute Zucht, sind die gewöhnlichen Früchte seiner wachsamen Geschäftigkeit. Ist nicht eine Heerde gleichsam ein ihm unterworfenes Volk, das er anführet,

ret, beschützet und niemals mit Gewalt beherrschet, oder dem er nie seine Stärke fühlen läßt, als wenn sie nöthig ist, unter ihnen den Frieden zu erhalten?

Die vorzüglichste Gelegenheit, wo der Hund seine Herzhaftigkeit am vortheilhaftesten zeigen, und alle seine Verschlagenheit am besten anwenden kann, ist hauptsächlich im Kampfe mit feindseligen, freyen Thieren. In diesem Falle vereinigen sich beym Hund alle natürliche, mit allen erworbenen Fähigkeiten, zu gleicher Absicht. Beym ersten Geräusche der Waffen, so bald in das Jagdhorn gestossen, oder durch den Zuruf des Jägers ein Zeichen zum nahen Angriff gegeben wird, funkeln die Augen der Hunde von streitbaren Begierden und freudiger Ausgelassenheit. Jede Bewegung, jeder Ton ihrer Stimme verkündigt ihr ungeduldiges Verlangen zum Streit, und ihre Sehnsucht nach einem rühmlichen Siege. Nun geht er stillschweigend seinen Feinden entgegen, beflissen, die Gegend auszuspüren und seinen Feind im Lager zu überraschen. Begierig sucht er seine witternde Fehrte, geht ihm auf dem Fusse nach und weis, durch unterscheidende Laute, sowohl Zeit und Abstand, als die Gattung und so gar das Alter des Feindes anzugeben, den er verfolget.

Das erschrockne und verfolgte Thier, wenn es keine Rettung mehr durch die Flucht vor sich siehet[64]), bemüht sich ebenfalls, mit Anwendung aller seiner Fähigkeiten, der Verschlagenheit, List entgegen zu setzen.

64) Ein deutliches Beyspiel davon kann in der bald folgenden Geschichte des Hirsches nachgelesen werden. A. d. V.

setzen. Mit Verwunderung sieht man hier die Menge listiger Kunstgriffe, welche der natürliche Trieb einem verfolgten Thier eingiebt, seine Rettung zu versuchen. Um den Hund von seiner Spur abzubringen, macht es auf seiner Fehrte tausenderley Gänge und Wiedergänge, thut grosse Sätze und würde gern, wenn es möglich wäre, die Erde gar nicht berühren und gar keine Spur hinter sich lassen. Mit Bedacht setzt es über Wege und Zäune, schwimmt abwechselnd über Bäche und Flüsse. Weil es indessen, bey fortgesetzter Verfolgung, sich doch nicht ganz unsichtbar machen kann, geht es darauf aus, ein ander Thier an seinen gefährlichen Posten zu bringen. Es bemüht sich, ein jüngeres, unerfahrneres Thier in der Nähe aufzujagen und solches zu nöthigen, daß es mit ihm laufen und fliehen muß. Wenn beyder Thiere Fehrten genugsam untereinander vermischet sind, und das verfolgte Thier einem andern seine Gefahr aufgedrungen zu haben vermeynet, entflieht es weit schneller, als es zu jenem gekommen war, um selbiges dem betrognen Feind allein zum Gegenstande der Verfolgung und zum Schlachtopfer zu überlassen.

Weil indessen der Hund, vermöge häufiger Uebungen, Erziehung und eigenthümlicher Feinheit in den Empfindungen vor solchen Thieren einen grossen Vorzug hat, so läßt er den eigentlichen Gegenstand seiner Verfolgung niemals entwischen. Er unterscheidet richtig die vermengte Fehrten, und entwickelt, ohne zu fehlen, die verschlungene Knoten des Leitfadens, der allein fähig ist, ihn zu seiner gesuchten Beute zu führen. Sein feiner Geruch läßt ihn keinen Irrgang des Labyrinths übersehen; er bemerkt alle die falsche Wege, worauf man ihn verführerisch zu locken gesucht

sucht hatte. An statt seine verfolgte Beute um einer andern willen, die er nicht suchte, zu verlassen, wird er, nach entdeckter List vielmehr noch erbitterter, verdoppelt seinen Eifer, gelanget endlich ans Ziel, fällt sein Opfer an, reißt es nieder und beschlüßt seine Verfolgung mit Abkühlung seines Durstes und seines Hasses im Schweisse des erwürgten Thieres.

Die Neigung zur Jagd und zum Kriege scheint uns fast eben so natürlich, als den Thieren zu seyn. Kämpfen und jagen ist beynahe die einzige und vorzüglichste Beschäftigung wilder Menschen. Alle Fleisch fressende Thiere, welche natürliche Waffen und Stärke genug besitzen, werden von der Natur selbst zur Jagd angetrieben. Der Löwe und Tiger, deren ausserordentliche Kräfte ihnen beständig einen gewissen Sieg versprechen, jagen ganz allein und ohne Kunst. Die Wölfe hingegen, Füchse und wilde Hunde jagen gesellschaftlich, verstehen und helfen sich einander, wechseln mit einander ab und halten bey erbeutetem Raube richtige Theilung. Ist nun, durchs Abrichten, diese natürliche Fähigkeit bey zahmen Hunden zu einer mehrern Vollkommenheit gebracht, haben sie einmal gelernt, ihre Hitze zu mäßigen und ihre Bewegung richtig abzumessen, sind sie erst an einen regelmäßigen Gang und an eine zu dieser Kunst nöthige Ordnung gewöhnet, so darf man von ihnen erwarten, daß sie allezeit kunstmäßig und mit bestem Erfolge jagen.

In wüsten Ländern und unbewohnten Gegenden giebt es wilde Hunde, deren Sitten in allen Stücken mit den Wölfen übereinkommen, ausser daß man sie leichter zähmen kann. Sie rotten sich in Menge zu-

sammen, um gemeinschaftlich wilde Schweine und Ochsen, ja wohl gar Tiger und Löwen gewaltsam anzufallen. In Amerika haben diese wilde Hunde ihr Daseyn einer ursprünglich zahmen Rasse zu danken, welche von den Europäern daselbst abgesetzet worden. Einige von diesen entweder aus Unachtsamkeit oder aus Vorsatz in den Wüsten zurückgelassenen Hunden, vermehrten sich dermassen, daß man sie jetzt Heerdenweise in bewohnte Gegenden kommen, und sowohl das Zuchtvieh, als zuweilen gar die Menschen anfallen siehet. Man findet sich daher gedrungen, sie gewaltsam zu verjagen, und, wie andere wilde Thiere, zu erschiessen. In der That sind alle Hunde wild, so lange sie die Menschen noch nicht kennen. Wenn man sich ihnen aber mit Feundlichkeit nähert, pflegen sie bald nachzugeben, sich mit den Menschen bekannter zu machen, ihrem Herrn aber sehr treu ergeben zu seyn. Der Wolf hingegen, wenn er auch in seiner ersten Jugend aufgefangen und im Haus erzogen wird, ist nur im ersten Alter zahm, verliert aber nie seine Raubbegierde und überläßt sich über lang oder kurz völlig seiner Neigung zum Raub und Verwüstung.

Der Hund ist ohnstreitig das einzige Thier, auf dessen Treue man sich verlassen kann; das einzige, welches immer seinen Herrn, und nächst ihm zugleich die Freunde des Hauses kennet; das einzige, welches die Annäherung eines jeden Unbekannten sogleich bemerket. Nur allein der Hund verstehet seinen Namen, und unterscheidet jede Stimme der Hausgenossen. Nur er allein ist mißtrauisch gegen sich selbst, und ruft seinen verlohrnen Herrn, den er nicht gleich wieder finden kann, durch ein klägliches Winseln. Der

Hund allein ist fähig, auf einer langen Reise, die er nur einmal gethan, den Weg zu merken und wieder zu finden. Er ist unter allen Thieren das einzige, dessen natürliche Fähigkeiten vorzüglich einleuchtend sind, und welches nie ohne glücklichen Erfolg abgerichtet wird [65]).

Wie aber das Naturel des Hundes vor dem Naturel aller andern Thiere, guter Eindrücke fähig und

 leicht

65) Er heulet, wenn man ihn einsperret, und ein kleiner fällt immer einen grössern muthig an, wenn sich dieser an einem unbekannten Ort einfindet, wo er noch kein Bürgerrecht erhalten. Ueberhaupt werden die Hunde leicht gegen einander aufgebracht. Zuweilen kann der geringste Knochen oder eine Liebkosung, die man dem einen anthut, ein Zankapfel werden, der unter ihnen Erbitterungen veranlasset. Eine Nachricht, welche Hr. von Leibnitz der parisischen Akademie einsandte, zeiget, daß ein Hund, welcher einen Bauerjungen zum Sprachmeister hatte, sogar verschiedene Wörter, als Thee, Kaffee, Assemblee, vernehmlich aussprechen gelernt hatte. S. Hallen l. c. p. 474.

Von mehrern Hunden, welche verschiedene Wörter vernehmlich aussprechen konnten, von der Art, wie dieses geschehen und von dem, was man darüber urtheilen könne, lese man im 3 Bande der neuen Anmerk. über alle Theile der Naturlehre S. 534—536. Cf. *Mercure* de *France* Janv. 1728. *Biblioth. germanique* Tom. II. 1720. *Journ. de Trevoux* Mai. 1715. p. 908.

Ob die Hunde ihre Herrn auch vom Ansehen kennen? davon lese man in der *Gaz. litt. de Berl.* 71. p. 146. M. . .

leicht nach sittlichen Gründen zu lenken ist, so hat man ihn auch unter allen für dasjenige Thier zu halten, dessen Natur durch physischen Einfluß die meisten Abwechselungen und Veränderungen leidet. In seinem Temperament, in seinen Fähigkeiten und in seiner ganzen Leibesbeschaffenheit pfleget unbeschreiblich viel Mannigfaltigkeit zu herrschen, welche sich sogar bis auf die Bildung erstrecket. Man findet schon in einem und eben demselben Land einen merklichen Unterschied bey den Hunden; in unterschiedenen Himmelsstrichen aber ist eben dieser Unterschied so auffallend, daß man sie kaum für einerley Geschlecht halten sollte.

Die Verwirrung und Vermischung der mancherley Rassen ist so zahlreich, daß man sie kaum alle zu nennen vermag. Was für Mannigfaltigkeit und beträchtliche Verschiedenheiten in der Grösse, in der Leibesbildung, in der Länge der Schnautzen, in der Gestalt des Kopfes, in der Länge und Richtung der Ohren und des Schwanzes, in den Haaren, so wohl nach ihrer Farbe und Beschaffenheit, als ihrer Anzal u. s. w.! Läßt sich also wohl bey diesen Thieren, ausser der Bildung des innern organischen Baues und dem Vermögen, sich durch einander zu vermehren, etwas wirklich Beständiges und Allgemeines angeben? Weil indessen auch diejenige Hunde, die sich in allen Stücken am stärksten von einander unterscheiden, dennoch zusammen fruchtbare Junge zeugen, die wieder zu Hervorbringung ihres Gleichen fähig sind, so läßt sich daraus augenscheinlich abnehmen, daß bey der grossen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit einzelner Hunde, sie doch alle zu Einem Geschlechte gehören [66].

Bey

Bey der grossen Verschiedenheit der mannigfaltigen Gattungen, liegt ohnstreitig die Hauptschwierigkeit

 in

66) Hr. Prof. Müller wundert sich l. c. daß alle in der Folge beschriebne Hunde für Abkömmlinge von einer einzigen Rasse oder bloß für Abweichungen sollen angesehen werden: da man es doch gut gef[illegible]den, die unterschiedene Affen und andere Thiere, die oft viel weniger von einander abweichen, zu besondern Arten zu machen. Wenn, (sagt er) vom Anfange der Welt nur eine einzige Hunderasse gewesen, so glauben wir nicht, daß diese für sich selbst habe ausarten können, es müßte dann wenigstens noch eine zwote sehr abweichende Art zugegen gewesen seyn, mit welcher sich die erste habe belaufen können, um eine dritte Gattung hervor zu bringen. Aber auch dieses wäre noch nicht hinlänglich; denn die alsdann hervorgebrachte dritte Art hätte zur Begattung wieder keine andere Wahl, als eine Art von väterlicher und mütterlicher Seite zu nehmen gehabt, und was könnte hieraus anders entstehen, als daß die Bastartart sich in der Fortpflanzung wiederum der Hauptart näherte? Mithin müssen wohl unstreitig mehrere Arten vom Anfange gewesen seyn.

Vielleicht, fährt er fort, ist diese Meynung dadurch begünstiget worden, daß man geglaubet, es habe der Schöpfer von jedem Thiergeschlecht nur ein einziges Paar erschaffen; allein auch dieser Satz leidet viel Einwendungen. Die Fleischfressende Geschlechter würden in diesem Fall an einem Tage mit vielen Geschlechtern ein Ende gemacht haben. Sind aber von andern Thieren mehr Paare geschaffen gewesen, warum sollte man denn gerade

von

in Entdeckung der ersten, ursprünglichen, oder derjenigen Rasse, welche man als die Mutter aller übrigen zu betrachten hat. Wer kann sich rühmen, die Wirkungen, welche der Einfluß des Himmelsstriches, der Nahrungsmittel u. s. w. bey diesem Geschlecht hervorgebracht, genau zu wissen? oder diese Wirkungen richtig von den Folgen der Vermischung unterschiedener Arten, so wohl in ihrem freyen, als zahmen Zustande, unterscheiden zu können? Diese Ursachen, einzeln oder zusammen genommen, sind allerdings hinlänglich, mit der Zeit auch die aller beständigsten Formen zu verändern. Das wahre Gepräge der Natur ist bey Gegenständen, womit sich der Mensch viel zu schaffen gemacht, den meisten Verfälschungen unterworfen.

Die unabhängige Thiere, die nach eignem Gefallen den bequemsten Himmelsstrich und ihre schicklichste Nahrung suchen können, haben vom ursprünglichen Gepräge der Natur am wenigsten verlohren. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß wir bey solchen Geschlechtern, ein ziemlich ächtes Bild vom ersten und ältesten Thiere dieser Art, noch jetzt in den spätesten Nachkömmlingen erblicken. Alle Thiere hingegen, welche

von den Hunden bloß die einzige ursprüngliche Rasse des Schäferhundes annehmen?

Hr. Daubenton selbst hat mehrere Hauptrassen angenommen, von welchen er die einfache und doppelte Blendlinge herleitet. Seiner Meynung würden wir also lieber beypflichten, hin und wieder aber andere Hunde zu den Hauptarten gewählet haben rc. M...

welche sich unter dem Joche der Menschen befinden, von ihnen aus einem Himmelsstrich in den andern geschleppt, welche dadurch zu anderm Futter, zu andern Verrichtungen und einer ganz andern Lebensart gezwungen worden, mußten auch ihre Gestallt nothwendig mehr, als andere, verändern. In der That ist auch die Verschiedenheit unter zahmen Thieren viel sichtbarer und häufiger, als unter den wilden. In so fern demnach unter allen zahmen Thieren der Hund sich immer am nächsten um die Menschen befindet, folglich auch, wie die Menschen, am unordentlichsten lebet; in so fern er noch überdies von seinen innern herrschenden Empfindungen am stärksten zur Gelehrigkeit und zum Gehorsam angetrieben wird, auch zu Annehmung aller Arten von Eindrücken, folglich auch zu Duldung alles Zwanges, die vorzüglichste Fähigkeit besitzet, daß man sich gar nicht wundern, wenn das Geschlecht der Hunde unter allen Thieren uns die meiste Verschiedenheiten in Ansehung der Figur, der Bildung, der Farbe und anderer Eigenschaften zeiget.

Das sind noch nicht einmal die Ursachen alle, welche diese Veränderungen bewirken. Es vereinigen sich noch allerley Umstände, sie recht merklich zu machen. Das Leben des Hundes ist gemeiniglich nur von kurzer Dauer, indessen verbraucht er es zu öfterer und zahlreicher Vermehrung seines Geschlechtes. Weil er sich nun fast beständig unter menschlicher Aufsicht befindet, und weil sichs, durch einen in der Natur nicht ungewöhnlichen Zufall gefüget haben kann, daß an einigen Hunden gewisse stark einleuchtende oder sonderbare Verschiedenheiten bemerkt wurden, so ist man ohnstreitig sogleich darauf bedacht gewesen,

diese besondere Arten durch die Begattung fortzupflanzen, wie es noch heut zu Tage geschieht, wenn man die Absicht hat, neue Abänderungen von Hunden oder andern Thieren zu erhalten. Darzu kömmt noch folgender Umstand. Man darf zwar als ausgemacht annehmen, daß alle Thiergeschlechter, in Ansehung ihres ersten Ursprunges ein gleiches Alter haben; bey solchen Gattungen aber, deren einzelne Thiere nur eine kurze Zeit leben, muß die Anzal der Fortpflanzungen von der Schöpfung an, weit beträchtlicher, auch müssen ihre Verschiedenheiten, Veränderungen und Ausartungen selbst viel merklicher, als bey solchen Thieren seyn, die ein viel entferneteres Lebensziel haben, weil die erstern von ihrem Stamme nothwendig viel weiter, als die letztern entfernet sind.

Der Mensch ist jetzo seinem Stammvater Adam wenigstens achtmal näher, als die jetzigen Hunde dem ersten ihres Geschlechts, weil der Mensch achtzig, der Hund aber nur zehn Jahre zu leben hat. Wenn wir also annehmen wollten, diese beyde Geschlechter sollten, aus welcher Ursach es auch wäre, gleich stark ausarten, so müßte diese Veränderung, an den Hunden jetzt wenigstens achtmal stärker und merklicher, als bey den Menschen seyn.

Die kleine Thierchen, deren ganzes Leben sich auf den kurzen Zeitraum eines einzigen Tages einschränkt, folglich so kurz ist, daß ihr Geschlecht sich alle Jahre durch die Zeugung erneuert, sind nothwendig allen Verschiedenheiten und allen Arten von Veränderungen unendlich mehr, als andere Thiere, ausgesetzt. Eben dieses läßt sich auch von Sommergewächsen in Vergleichung mit andern Pflanzen behaupten. Es

giebt

giebt sogar einige, durch die Kunst hervorgebrachte oder gleichsam erzwungne Gewächse. Das Getreide z. B. gehört unter di Pflanzen, welche der Mensch dermassen verändert hat, daß man sie nirgends mehr in ihrem natürlichen Zustand antrift. Zwar bemerkt man etwas Aehnliches am Getreide mit dem Tresp, den Grasen, dem Hundszahn und andern Wiesenkräutern; es ist aber nicht ausgemacht, unter welches von diesen Geschlechtern man es eigentlich bringen sollte. Da es alle Jahre von neuem wächßt, und der Mensch, in so fern es ihm zur Nahrung dienet, auch den meisten Fleiß auf dessen Anbau verwendet, so ist auch die Natur desselben stärker, als irgend eines andern Gewächses, verändert worden. Der Mensch kann also nicht allein alle einzelne Wesen in der Welt sich zinsbar machen, und entweder zu seinen Bedürfnissen oder zu seinem Nutzen verwenden, sondern es steht sogar bey ihm, die Gattungen mit der Zeit zu verändern, zu verbessern und ihnen mehrere Vollkommenheiten zu ertheilen. Welch ein vorzügliches Recht, das er über die Natur selbst erhalten zu haben scheinet! Durch die Verwandlung einer unfruchtbaren Pflanze in ein höchst nutzbares Getreide bewies er sich gleichsam als Schöpfer, ohne jedoch darauf stolz seyn zu dürfen, weil er nicht anders, als im Schweisse seines Angesichts und durch wiederhohlte Bearbeitungen, dieses oft saure Stückchen Brod, welches zu seinem Unterhalte dienet, aus dem Schoosse der Erde hervor bringen kann.

Alle Gattungen also von Gewächsen so wohl, als von Thieren, womit sich der Mensch vorzüglich beschäftigt hat, sind auch durch ihn am stärksten verändert worden. Da nun diese Veränderung zuweilen

so groß ist, daß man von ihrer ursprünglichen Form kaum noch etwas bemerken kann, wie man beym Korne sieht, welches der Pflanze gar nicht mehr gleichet, von welcher es ursprünglich herstammet, so ist es auch gar wohl möglich, daß unter den mancherley Arten von Hunden, die wir heut zu Tage vor uns sehen, sich kein einziger befindet, welcher dem ersten Hunde oder dem ersten Thiere dieses Geschlechtes, gleichet; denn es hat, seit der Schöpfung unstreitig sehr grosse Veränderungen gelitten. Der Stamm kann also von den gegenwärtigen Rassen sich ungemein unterschieden haben, ohnerachtet sie alle von einerley Stamm entsprossen sind.

Indessen säumt die Natur nicht, sich ihrer eigenthümlichen Rechte gleich wieder zu bedienen, so bald man sie ungehindert und frey wirken lässet. Auf einem ungebauten Felde pflegt der ausgestreute Weitzen gleich im ersten Jahre wieder auszuarten. Wollte man die ausgeartete Körner sammlen, um sie wieder zu säen, so würden wir an den Aehren der zwoten Fortpflanzung noch eine stärkere Veränderung wahrnehmen, und in Zeit von einigen Jahren das ursprüngliche Gewächs, woraus der Weitzen entstanden ist von neuem erblicken, aus diesem Umstand aber zugleich abnehmen können, wie viel die Natur Zeit brauchte, die Wirkungen einer Kunst, welche sie gleichsam im Zwange hielt, gänzlich zu vernichten und sich wieder in ihre gewöhnliche Verfassung zu setzen. Dieser Versuch liesse sich leicht am Getreide und andern Pflanzen machen, die alle Jahre wild, und an eben der Stelle wieder von neuem wachsen. Bey den Thieren aber, die man erst aufsuchen, zusammen paaren und mit vielen Schwierigkeiten zähmen und gewöhnen

nen müßte, ist wenig Hofnung zu einem guten Erfolg solcher Versuche, weil sie alle sich entweder bald verlaufen oder meistentheils eine unüberwindliche Abneigung gegen Sachen bezeigen würden, die entweder ihren Gewohnheiten oder ihrem Naturel zuwider liefen. Darf man also wohl hoffen, jemals durch diesen Weg die ursprüngliche Rasse der Hunde oder anderer Thiere, die, gleich den Hunden, dauerhaften Veränderungen unterworfen sind, heraus zu finden? und muß man, in Ermangelung dieser unmöglich zu erlangenden historischen Kenntniß, die uns doch zu Erforschung der Wahrheit ganz unentbehrlich wäre, nicht allen Fleiß anwenden, Gründe und Merkmale zu sammlen, aus welchen sich wahrscheinliche Folgen ziehen liessen?

Die Hunde, welche von Reisenden in den amerikanischen Wüsten zurück gelassen worden, und schon seit hundert und funfzig bis zwey hundert Jahren als wilde Hunde lebten, müssen sich, ob sie gleich ihr Daseyn veränderten Rassen zu danken haben, und ursprünglich von zahmen Hunden abstammen, dennoch in einer so langen Zeit ihrer ersten Form wohl ziemlich wieder genähert haben. Nach dem Vorgeben reisender Beobachter sollen sie aber doch unsern Windhunden gleichen 67). Eben dieses behaupten sie auch von den wilden oder wild gewordnen Hunden in Kongo 68), die ebenfalls, wie die amerikanische, sich

67) S. Hist. des Avanturiers Flibustiers par *Oexmelin*. à Par. 1686. in 12. Tom. I. p. 112.

68) S. Hist. générale des Voyages par Mr. *l'Abbé Prevost*. in 4to. Tom. I. p. 86. Diese Heerden wilder Hunde,

sich Truppweise versammlen, um sich mit Löwen, Tigern u. s. w. in blutige Kämpfe einzulassen. Andere die keine Vergleichung zwischen den wilden Hunden auf Sankt Domingo und unsern Windspielen anstellen, schildern sie bloß [69] als Hunde mit einem platten und langen Kopf, einer langen Schnautze, wilden Miene, schlanken und magern Leib, die sehr schnell im Laufen, im Jagen sehr vollkommen, und ohne viel Mühe zahm zu machen sind, wenn sie ganz jung eingefangen werden.

Diese wilde Hunde sind also ausserordentlich mager und flüchtig. Da sich nun ausserdem das Windspiel vom Bauer - oder Hirtenhund nicht sonderlich unterscheidet, so ist wahrscheinlich, daß alle diese wilde Hunde vielmehr von dieser letzten Rasse abstammen, als

Hunde, welche sich sogar an Elephanten wagen, und an den Küsten von Kongo, Angola und Bengala wild herum laufen, pflegen wenigstens den Einwohnern, die sie häufig fangen und schlachten, kein Leid anzuthun. Auf der Insel Juan Fernandez aber, im westlichen Südamerika, wurden die Engelländer von solchen Heerdenweise herumstreifenden wilden Hunden angefallen. Dagegen hatten die Leute von dem verunglückten Schiffe, der Wager, in den entlegensten Orten vom östlichen Südamerika junge wilde Hunde gefangen und mitgenommen, die nicht allein sehr zahm wurden, sondern ihnen auch alle Treue bewiesen. s. Müller l. c p. 213. M. . .

69) S. Nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique. à Par. 1722. Tom. V. p. 195.

als wirkliche Windspiele sind. Die Sache wird noch wahrscheinlicher durch das Vorgeben der alten Reisebeschreiber, daß die einheimische kanadensische Hunde, gleich den Füchsen mit in die Höhe gerichteten Ohren versehen und unsern Bauer- oder Schäferhunden von mittlerer Grösse ziemlich ähnlich [70], bey den Wilden Einwohnern der antillischen Inseln ebenfalls mit sehr langen Köpfen und Ohren bezeichnet und von den Füchsen an Gestallt nicht sehr unterschieden wären [71]; ferner daß die peruanischen Indianer lange nicht alle in Europa gewöhnliche Arten von Hunden, sondern vielmehr nur grosse und kleine hätten, welche sie Alko nenneten [72]; daß die Hunde der amerikanischen Meerenge häßlich, mit langen, struppigen Haaren bedeckt, und folglich ebenfalls mit steifen Ohren begabet wären [73]. Bey dem allen läßt sich also nicht mehr zweifeln, daß die einheimische amerikanische Hunde, die vor Entdeckung dieser neuen Welt gar keine Gemeinschaft mit Hunden aus unsern Himmelsstrichen hatten, so zu sagen alle nur von einer einzigen Art gewesen, und daß unter allen Arten

70) S. Voyage du Pais des Hurons, par *Sabard Theodat, Recollet.* à Par. 1672. p. 310. 311.

71) S. Hist. gener. des Antilles, par *le Pere du Tertre.* à Par. 1667. Tom. II. p. 306.

72) S. *Hist. des Incas.* à Par. 1744. Tom. I p. 265. *Voyage de Wafer*, imprimé à la Suite de ceux *de Dampier* Tom. IV. p. 223.

73) S. Nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique. à Par. 1722. Tom. V. p. 195.

Arten von unsern Hunden besonders die Hunde mit langen Schnautzen, steifen oder geraden Ohren und langen groben Haaren, wie unsere Schäferhunde haben, sich dieser wilden Gattung vielleicht am allermeisten nähern. Ich werde in der Meynung, daß die zu Sankt Domingo wild gewordene Hunde keine ächte Windspiele sind, noch mehr bestärket, wenn ich erwäge, daß man die Windhunde, welche in Frankreich ziemlich sparsam angetroffen, und für den König aus Konstantinopel und andern Orten der Levante verschrieben werden, so viel mir bekannt ist, niemals von St. Domingo, auch aus keiner andern unserer amerikanischen Kolonien kommen lassen.

Wenn man ausserdem, was bisher gesagt worden, in gleicher Absicht nachschlägt, was die Reisebeschreiber von der Gestallt der Hunde in unterschiedenen Ländern berichtet haben, so wird man finden, daß an allen Hunden der kalten Länder lange Schnautzen und steife Ohren angegeben werden; daß die lappländische [74]) klein, mit langen Haaren, steifen Ohren und spitziger Schnautze versehen, die siberische [75]) und die man **Wolfshunde** zu nennen pfleget, zwar grösser, als die lappländische, aber eben so steifohrig, grobharig und spitzschnautzig; die isländische [76]) den siberischen, bis auf einige Kleinigkeiten, ähnlich

74) S. Voyage *de la Martiniere* à Par. 1671. p. 75. Il Genio vagante. Parma 1691. Tom. II. p. 13.

75) S. die Kupferpl. von siberischen Hunde. Nro. XXV. fig. 1.

76) S. die Kupferpl. vom isländischen Hunde. Ebend. fig. 2.

ähnlich sind; ja daß auch sogar in den heissesten Ländern, als auf dem Vorgebirge der guten Hofnung 77) die

77) S. Description du Cap de bonne Esperance par M. *Kolbe* à Amst. 1741 Tom I. p. 304. oder deutsche Uebersetzung Frf. und Leipz. 1745. 4to p. 339. Die wilde Hunde, die Hr. Kolbe ausser den von den Europäern zurückgelassenen Rassen daselbst angetroffen, beschreibt er nach dem P. Anton Zuchelli folgendermassen: die kongoische Hunde, sagt dieser in seiner Reise nach Kongo und Aethiopien, p. 293. werden von den Einwohnern *Mebbia* genannt, sind von allen vierfüßigen Thieren wirkliche Todfeinde, und jagen alles, was ihnen vorkömmt. Sie unterscheiden sich von unsern Windspielen so wenig, daß man sie für eine Art derselben halten könnte. Sie halten sich zu dreyßig bis vierzigen, oft noch in grösserer Anzal zusammen und scheuen sich nicht, Löwen, Tiger oder andere reissende Thiere muthig anzugreifen. Um ihrer Menge willen pflegen sie gemeiniglich den Sieg davon zu tragen. Den meisten Theil des Tages bringen sie mit Jagen zu. Was nach gehaltenem Schmausse, noch von ihrer Beute übrig bleibt, bringen sie nach dem nächsten Dorf und lassen es zum Gebrauch der Einwohner liegen. Sie greifen keinen Menschen an. Die Reisende lieben so gar ihre Gesellschaft, weil sie durch diese Hunde für den Anfällen der wilden Thiere geschützet sind.

Die Hottentottische Hunde stimmen, wie Herr Kolbe versichert, mit den konchoischen in allen Stücken, bloß in der Gastfreyheit nicht überein, welche die letzte den Einwohnern der nächsten Dörfer beweisen sollen. So viel ist aber gewiß, daß die Europäer und Hottentotten, wenn sie diese Thiere auf der

die einheimische Hunde spitzige Schnautzen, steife Ohren, einen langen und nachschleppenden Schwanz, dünnes, aber langes und allemal struppicht Haar tragen, auch vortrefliche Beschützer der Heerden sind 78), folglich mit unsern Schäferhunden in Ansehung

der Jagd antreffen, ihnen bis auf den Sammelplatz nachfolgen und ohne Scheu daselbst so viel nehmen können, als ihnen beliebt, weil es ihnen die wilde Hunde großmüthig überlassen. Zu Hr. Kolbens Zeit haben sie öfters auf einmal sechzig bis achzig Schafe niedergerissen.

N7.

78) Die Hottentottische Hunde, sagt Hr. Kolbe im angef. Buche S. 162 ꝛc. führen bey Tage das Vieh auf die Weide und treiben es fort, so bald ihren Herrn die Reihe zu hüten trift. Vielleicht ist kein europäischer Fleischer- oder Schäferhund im Stande, das Vieh so gut beysammen zu halten und anzutreiben. Während des Zuges erhalten sie die Heerden in der besten Ordnung. Gelangen sie auf den Weideplatz, so sind alsdann die Hunde unaufhörlich beschäftigt, entweder die zerstreute Stücke herbey zu treiben und beysammen zu halten, oder in der Nähe auszuspüren, ob kein gefährliches Thier vorhanden sey. Dieses alles thun sie, ohne dazu aufgemuntert zu werden. Sie streifen, gleich einer ausgeschickten Parthey in Haufen umher. So bald die Ochsen des Nachts um den Kraal herum angebunden, und die Leute in ihren Hütten zur Ruhe gegangen sind, läßt man alle Hunde heraus, damit sie das Vieh gegen den Anfall der Feinde bewachen. Sie verrichten dieses mit bewundernswürdiger Sorgfalt, und wissen

aller

hung der Gestallt so wohl, als ihres natürlichen Triebes, übereinkommen; daß auch in andern und noch heissern Himmelsstrichen, als in Madagaskar [79]), Madera [80]), Kalikut [81]) und Malabar [82]), die einheimische Landhunde mit langer Schnauße, und spitzigen Ohren versehen, und unsern Hirtenhunden ziemlich ähnlich sind; daß ferner, wenn man auch wirklich Bauernhunde, spanische Wachtelhunde, Budels, Bullenbeisser, Jagdhunde, Windspiele u. s. w. dahin brächte, sie doch gleich bey der zwoten oder dritten Fortpflanzung ausarteten; und daß endlich in den allerheissesten Ländern, wie z. B. in Guinea [83]) diese Ausartung noch hurtiger geschiehet, weil die

aller nächtlichen Freybeuterey gefräßiger Raubthiere, glücklich Einhalt zu thun.

Hr. Hallen sagt von diesen Hunden l. c. p. 492. sie haben einen kleinen Kopf und sehr spitzige Schnauße. Die meisten sind aschfarbig, etwan eine Elle hoch und 1¼ Ellen lang. Sie tragen ihre zugespitzte Ohren steif in der Höhe.

M. . .

79) S. Voyage *de Flacourt* à Paris 1661. p. 152.

80) S. Voyage d'Innigo *de Biervillas*. à Par. 1736. Tom. I. p. 178.

81) S. Voyage de *François Pyrard*, à Paris 1619. Tom. I. p. 426.

82) S. Voyage de *Jean Ovington*, à Par. 1725. Tom. I. p. 276.

83) S. Hist. generale des voyages par Mr. l'Abbé *Prevost*. Tom. IV. p. 229.

die Hunde daselbst in Zeit von drey oder vier Jahren ihre Stimme gänzlich verändern [84]), und lauter Junge mit steifen Ohren, wie die Füchse, zeugen. Ueberhaupt schreibt man von den dasigen Hunden, sie wären besonders häßlich, mit langen, steifen Ohren, einem langen, spitzigen Schwanz, und mit gar keinen Haaren versehen. Sie wären über den ganzen Leib nackend, meistentheils gefleckt, oft auch einfarbig, kurz: häßlich anzusehen und noch häßlicher anzufühlen.

Es läßt sich hieraus bereits ziemlich wahrscheinlich vermuthen, daß unter allen Hunden der Spitz oder Schäferhund, sich der ursprünglichen Rasse dieses Geschlechts am allermeisten nähere, weil die Hunde in allen von wilden oder halb gesitteten Menschen bewohnten Ländern, dieser Art von Hunden mehr, als irgend einer andern gleichen, weil man auch auf dem ganzen vesten Lande der neuen Welt von keinen andern etwas wahrgenommen, und sie auch nur allein in den südlichen und nördlichen Theilen unsers vesten Landes antrift; weil sie ferner in Frankreich, wo sie Hunde von Brie heissen, und in andern gemäßigten Himmelsstrichen, in grosser Menge vorkommen; ob man gleich sich mehr bestrebet hat, die angenehmern Hundearten daselbst fortzupflanzen und mehr zu vervielfältigen, als diese zu erhalten, die bloß nützlich, aber nicht reitzend, folglich verachtet und bloß den Bau-

ern

84) In der Kästnerischen Uebersetzung wird noch hinzu gesetzt: sie höreten dann auf zu bellen und pflegten bloß ein trauriges Geheul von sich hören zu lassen. M . .

ern überlassen worden ist, die selbige zur Bewachung ihrer Heerden brauchen.

Erwäget man hierbey noch, daß die Bauernhunde, bey aller ihrer Häßlichkeit oder ihrem traurigen und wilden Ansehen, doch andere an natürlichen Trieben und Fähigkeiten übertreffen, einen bestimmten, eigenthümlichen Charakter besitzen, wozu die Erziehung nichts beygetragen, daß diese nur allein keiner Zucht bedürfen, sondern bloß durch ihr Naturell abgerichtet und angetrieben werden, die Heerden mit einer ausserordentlich emsigen Wachsamkeit und Treue zu hüten, sie mit einer bewundernswürdigen und nicht erst erlernten Klugheit zu führen, durch ihre angebohrne Fähigkeit die Ruhe ihrer Herrn zu befördern, und ihre Verwunderung auf sich zu ziehen; da es hingegen viel Zeit und Mühe kostet, andere Hunde gehörig abzurichten und zu ihrer Bestimmung geschickt zu machen; so wird man in der Meynung immer mehr bestärket, daß dieses der wahre, natürliche Hund, welchen die Natur zum grösten Nutzen der Menschen hervorgebracht, welcher auch die meiste Aehnlichkeit mit der allgemeinen Ordnung der belebten Geschöpfe hat, wovon immer eines des andern Beystandes bedarf, kurz derjenige Hund sey, welcher als der Stamm und als das Muster des ganzen Geschlechtes betrachtet werden muß.

Wie die Menschen in den mitternächtlichen eiskalten Ländern rauh, entstellt und klein erscheinen; wie man in Lappland, Grönland und andern unmäßig kalten Ländern erst lauter kleine, häßliche Menschen, hernach aber in den angrenzenden gelindern Himmelsstrichen das schöne Finnländische, Dänische Volk u. s. w.

 antrift,

antrift, welche in Ansehung der Gestallt, Farbe und langem Wuchs, vielleicht unter allen Menschen die schönste vorstellen; so wird man auch beym Hundegeschlecht eben diese Ordnung, eben dieses Verhältniß gewahr. Die lappländische Hunde sind ausser ihrer häßlichen Gestallt, nicht allein sehr klein, sondern auch nicht über einen Fuß lang [85]. Die siberische sind wohl nicht so ungestalltet, sie haben aber doch noch steife Ohren, auch ein plumpes und wildes Ansehen Dagegen trift man in den benachbarten Gegenden, wo sich die schöne Menschen aufhalten [86], deren wir oben gedacht haben, die schönsten, ansehnlichsten und grösten Hunde. Die tartarische, albanische, in den mitternächtlichen Gegenden sich aufhaltende, griechische, dänische und irrländische Hunde, werden mit Recht allen andern an Grösse, Stärke und Kräften vorgezogen. Man spannt sie daher gemeiniglich für die Wagens. Diese Art, welche wir irrländische Hunde nennen wollen, ist von sehr alten Herkommen, und hat sich, ob wohl in geringer Anzal, in dem Himmelsstrich erhalten, unter welchem sie entstanden war. Bey den Alten hiessen sie epirische oder albanische Hunde. Plinius erzählet, mit vieler ausgeschmückten Beredsamkeit, den Kampf eines dieser Hunde mit einem Löwen, und hernach mit einem Elephanten [87].

Diese

85) S. Il genio vagante. Tom II. p. 13.

86) Man lese hiervon den VIten Theil der allgem. Geschichte, in dem Abschnitt von den Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechtes.

87) Indiam petenti Alexandro magno, Rex Albaniae dono dederat inusitatae magnitudinis unum, cujus specie

Diese Hunde übertreffen unsre stärkste Bauernhunde weit an Grösse. In Frankreich sieht man sie nur so selten, daß mir selbst nur ein einziger zu Gesichte gekommen, der mir im Sitzen beynahe fünf Schuh hoch zu seyn, und in Ansehung der Gestallt dem sogenannten grossen dänischen Hunde [88]) zu gleichen schien. Doch unterschied er sich von diesem merklich durch seine ungeheure Grösse. Dabey war er ganz weiß und von ungemein sanftem und ruhigen Naturell.

Kömmt man hernach in die noch gemäßigtern Himmelsstriche, als nach Engelland, Frankreich, Deutschland, Spanien und Italien, so kann man

specie delectatus, jussit *ursos*, mox *apros* et deinde *damas* emitti, contemtu immobili jacente eo; quâ segnitie tanti corporis offensus Imperator generosi spiritus, eum interimi jussit. Nunciavit hoc fama Regi; itaque alterum mittens, addit mandata, ne in parvis experiri vellet, sed in *Leone Elephantove*, duos sibi fuisse; hoc interempto, praeterea nullum fore. Nec distulit Alexander, *leonemque* fractum protinus vidit. Postea *Elephantum* jussit induci, haud alio magis spectaculo laetatus. Horrentibus quippe per totum corpus villis, ingenti primum latratu intonuit, moxque increvit assultans, contraque belluam exsurgens hinc et illinc artifici dimicatione, quâ maximè opus esset, infestans atque evitans, donec assidua rotatam vertigine afflixit, ad casum ejus tellure concussa. *Plinii Hist. Nat.* Libr. VIII.

88) Man sehe die Kupferplatte mit dem grossen dänischen Hunde. Nro. XXII.

darauf rechnen, Menschen und Hunde von allerley Rassen anzutreffen. Der Grund einer so grossen Mannigfaltigkeit muß zum Theil im Einfluß des Himmelsstriches, zum Theil aber in der Zusammenkunft und Vermischung fremder und von einander stark abweichender Arten gesucht werden, die allmählig eine grosse Menge von unterschiedenen vermischten Rassen oder Blendlingen hervorbrachten, deren wir hier nicht gedenken wollen, weil sie Hr. Daubenton [89]) nicht allein beschrieben, sondern auch alle wieder unter die reine Rassen gesetzt hat, von welchen sie entsprossen waren. Doch wollen wir, so viel in unserer Gewalt ist, alle Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten berühren, welche die Pflege, Wartung, Nahrung und der Himmelsstrich bey diesen Thieren hervorbringen konnten.

Der grosse dänische Hund [90]), der Bauernhund oder Spitz [91]) und das Windspiel [92]) sind, wenn gleich beym ersten Anblick ihr Unterschied noch so groß zu seyn scheinet, gleichwohl nur einerley Art von Hunden. Im grossen dänischen erblickt man weiter nichts, als einen stärkern und stammhaftern Bauernhund, welcher

89) S. unsern Anhang an diesem Artickel von den Hunden.

90) S. die Platte mit dem grossen dänischen Hund. Nro. XXII.

91) S. die Platte mit dem Spitz. Nro. XXI.

92) S. die Platte mit dem Windspiel. Nro. XXIII. fig. 2.

welcher sich im Windspiel schlanker und gestreckter darstellet. An beyden blicken die Vortheile der mehrern Wartung deutlich hervor. Zwischen einem grossen Dänischen, einem Bauern- und einem Windhund ist aber kein weiterer Unterschied wahrzunehmen, als zwischen einem Holländer, Franzosen und Italiäner. Nimmt man also den Bauernhund für den ursprünglichen oder vielmehr für den einheimischen Hund in Frankreich an, so müßten in einem kältern Himmelsstrich von ihm der grosse dänische Hund, in einem wärmern aber das Windspiel erzeuget worden seyn. Und findet man dieses nicht wirklich durch die Erfahrung bestätiget, in so fern wir die grosse dänische Hunde aus nördlichen Ländern, das Windspiel aber aus Konstantinopel und aus der Levante bekommen? Der Spitz oder Hirtenhund [93]), der Wolfshund [94]) und jene Gattung desselben, die wir den siberischen Hund [95]) nennen, sind eigentlich alle drey nur einerley Hunde. Man könnte diesen sogar noch die Hunde der Lappländer, Kanadenser, der Hottentotten und alle andere Hunde mit steifen Ohren an die Seite setzen. Der einzige Umstand, wodurch sie sich von dem Schäferhund hauptsächlich unterscheiden, besteht in der veränderlichen Leibesgrösse, weil sie bald mehr oder weniger stammhaft und mit einem bald mehr oder weniger groben, langen und dichten Haar bedecket sind.

93) S. die Platte vom Schäferhund. Ebend. fig. 1.

94) S. die Platte vom Wolfshund. Nro. XXIV.

95) S. die Platte vom siberischen Hund. Nro. XXV. fig. 1.

Den Jagdhund 96), Spürhund 97), Dachshund 98), Budel 99), und so gar den spanischen Wachtelhund 100), hat man als einerley Hunde zu betrachten. Sie haben fast einerley Gestallt und natürliche Triebe. Ihr Unterschied besteht gröstentheils in der Höhe der Beine und in der Breite der Ohren, welche letztere doch bey allen diesen Hunden lang, weich und herabhängend erscheinen. Sie gehören sämmtlich unter diesem Himmelsstrich zu Hause, und mir scheint es unbillig zu seyn, wenn man den so genannten bengalischen Spür- oder Tigerhund 1), der bloß an der Beschaffenheit seines Felles von unserm Spürhund abweichet, von ihnen trennen wollte.

Ich kann mich nicht überreden, daß dieser Hund ursprünglich aus Bengalen oder andern indianischen Orten komme, oder daß er, wie einige vorgeben, gerade der indianische Hund sey, von welchen die Alten, wenn sie eben seiner gedenken, behaupten wollen, er sey von einem Tiger und einer Hündin entsprossen; denn eben dieser Hund ist in Italien schon vor mehr als

96) S. die Platte vom Jagdhund. Nro XXVI.

97) S. die Platte vom Spürhund. Nro. XXVII.

98) S. die Platte vom Dachshund. Nro. XXIX.

99) S. die Platte vom Budel. Nro. XXX. fig. 1.

100) S. die Platte vom spanischen Wachtelhund. Nro. XXXI. fig. 1.

1) S. die Platte vom bengalischen Spürhund oder Tigerhund. Nro. XXVIII.

als hundert und funfzig Jahren als ein Hund bekannt gewesen, der nicht für einen aus Indien abstammenden, sondern für einen gewöhnlichen Spürhund angesehen worden [2].

In Engelland, Frankreich, Deutschland u. s. w. scheinen die Jagd- Spür- und Dachshunde vornämlich zu Hause zu seyn. In wärmern Himmelsstrichen, als in der Türkey und Persien, pflegen sie gleich auszuarten. Spanien hingegen und die Barbarey sind eigentlich das Vaterland der spanischen Wachtelhunde und Budel. Die Temperatur dieser Himmelsstriche verschaft allen Thieren längere, seidenartigere und feinere Haare, als diese in irgend einem andern Lande bekommen würden.

Der Bullenbeisser oder die englische Dogge [3] und der Hund, welchen man im sehr uneigentlichen Verstande den kleinen dänischen Hund [4] zu nennen pflegt, weil er mit dem grossen dänischen Hund bloß

H 5 die

2) Canis Sagax, (vulgò *Brachus*), heißt es beym Aldrovand, an unius vel varii coloris sit, parum refert; in Italia eligitur varius et maculosae lynci persimilis, cum tamen niger color vel albus aut fulvus non sit spernendus. De *Quadrup. digit. vivip.* Libr. III. p. 552.

3) S. die Platte vom Bullenbeisser. Nro. XXXVI. fig. 1.

4) S. die Platte vom kleinen dänischen Hund. Nro. XXXIV. fig. 1.

die kurze Haare gemein hat, der türkische [5]) und, wenn man will, auch der isländische Hund [6]), stellen ebenfalls nur eine Gattung vor, welche in einem so kalten Himmelsstrich, als Island ist, einen dickern Pelz angeleget, in den sehr heissen Ländern aber, wie Afrika und Indien, die warme Bedeckung wieder abgeleget haben mag. Es ist ein wirklicher Irrthum, wenn man den ganz kahlen, den türkischen Hund nennet, weil in dem gemäßigten Himmelsstrich der Türkey ein Hund unmöglich, desto leichter aber in Guinea und in den heissesten Gegenden Indiens, die Haare verlieren kann. Man hat sich daher unter dem türkischen bloß einen kleinen dänischen Hund vorzustellen, welcher, durch den zufälligen Aufenthalt in den heissesten Ländern, wo er hingebracht worden, seine Haare verlohren, dessen Rasse man hernach in die Türkey gebracht, und in diesem Lande mit Sorgfalt und Mühe zu vermehren gesuchet hat.

Die erste Hunde dieser Art, welche man in Europa gesehen, waren zu Aldrovands Zeiten, wie er berichtet, nach Italien gebracht worden, sie haben sich aber da, seiner Aussage nach, weder halten, noch vermehren können, weil der Himmelsstrich für ihre Zärtlichkeit viel zu kalt gewesen. Da inzwischen Aldrovand von diesen kahlen oder nackichten Hunden keine weitere Beschreibung liefert, so können wir auch nicht sagen, ob sie unsern sogenannten türkischen Hunden

5) S. die Platte vom türkischen Hund. Nro. XXXV. fig. 1.

6) S. die Platte vom isländischen Hund. Nro. XXV. fig. 2.

den ähnlich waren und ob man sie folglich mit unter die kleine dänische Hunde zu rechnen habe; weil in den allerheissesten Ländern alle Hunde, von welcher Art, oder aus welchem Lande sie auch seyn mögen, kahl werden [7]), und, wie schon erinnert worden, so gar die Stimme verlieren. In einigen Ländern sind sie gänzlich stumm, in andern vergeht ihnen bloß das Vermögen zu bellen; sie heulen dann entweder, gleich den Wölfen, oder gelfern, wie die Füchse, und scheinen auch durch diese Veränderung ihrem natürlichen Zustande wieder näher zu kommen. Denn sie pflegen auch andere Gestallten und andere Naturtriebe anzunehmen. Sie werden häßlich [8]) und bekommen zugleich steife, spitzige Ohren.

Man

7) S. Hist. générale des Voyages par Mr. *l'Abbé Prevost.* Tom. IV. p. 229.

8) Voyage de la *Boullaye le-Gouz.* à Par. 1657. p. 257. Voyage de *Jean Ovington.* à Par. 1725. Tom. I. p. 276. Histoire universelle des Voyages par *du Perrier de Montfrasier.* à Par. 1707. p. 344. &c. *Vie de Christophe Colomb.* à Par. 1681. I Partie p. 106. Voyage *de Bosman* en Guinée &c à Utrecht 1705. p. 240. Histoire générale des Voyages par Mr. *l'Abbé Prevost.* Tom. IV. p. 229. A. D. V.

Hr. Boßmann sagt ausdrücklich, in seiner Reise nach Guinea, Hamb. 1708. p 282. Die Hunde pflegen sich in hiesigen Landen, schon beym ersten Wurf, ungemein zu verändern. Die Ohren werden lang und so steif, wie bey den Füchsen, auch meistens von eben solcher Farbe. In Zeit von drey oder vier Jahren werden sie so gräßlich, daß man sich scheuet, sie anzusehen. Sie verlieren auch gänzlich

Man hat auch angemerket, daß die Hunde nur in gemäßigten Himmelsstrichen ihr Feuer, Muth, Verschlagenheit und andere ihnen eigne Fähigkeiten erhalten. Ihr Verlust an allen diesen Vorzügen ist also sehr beträchtlich, wenn sie unter allzuheisse Himmelsstriche gebracht werden. Es hat aber dennoch das Ansehen, als ob die Natur überhaupt nichts ganz Unnützes habe hervorbringen wollen, weil die Hunde in den Ländern, wo sie nicht zu gleichen Absichten, als bey uns, tauglich sind, mit Appetit verzehret werden. Die Neger schätzen das Hundefleisch höher, als das Fleisch aller andern Thiere. Man bringt bey ihnen die Hunde ordentlich zu Markte. Sie werden von den Einwohnern theurer, als Schöpse und Ziegen, ja noch theurer, als alles Wildpret, bezahlet. Kurz, bey den Schmäusen der Neger ist ein gebratner Hund allemal das herrlichste Gerichte [9]).

Man

lich die Kraft zu bellen, wenn sie drey oder viermal Junge gehabt. Denn das Bellen der Hunde, die man hieher bringt, scheint einem entsetzlichen Geheule viel ähnlicher, als einem Gebelle.

Die Schwarzen glaubten daher mit vieler Zuversicht, unsere Hunde müßten auch sprechen können, weil sie so vernehmlich belleten, und pflegten aus diesem Grunde diese Ausländer, wegen ihrer guten Mundart, sehr hoch zu halten.

M. . .

9) S. Boßmanns Beschreibung von Guinea. l. cit. Gekochte junge Hunde sind bey den egyptischen Frauenzimmern ein sehr beliebtes Gerichte. Sie haben bey dessen Genuß auch noch eine besondere Absicht,

Man könnte zwar muthmassen, der herrschende Geschmack der Neger am Fleisch solcher Thiere habe viel-

Absicht, weil sie glauben, dieses Gerichte trage vieles bey, eine aufgeschwollne, schlappe Fettigkeit, welche mit zur egyptischen Schönheit gehöret, zu erlangen. Die Karthaginenser waren vor Zeiten wegen des Hundefleischessens vorzüglich berühmt, und wurden daher *Canarü* oder Hundefresser genannt, welche Benennung, nach Hrn. Shaw in seinen Reisen, Leipz. 1765. p. 61., den Zaabiern im Königreich Algier noch heutiges Tages zukömmt. Zu eben dieser Klasse gehören auch die Chineser, Kalmucken und Samojeden. Zu Angola, wo die Hunde gemästet, geschlachtet und auf dem Markte verkauft werden, kann man zuweilen für einen grossen fetten Hund an zwey und zwanzig Sklaven bekommen, ob gleich einer von diesen Sklaven gemeiniglich zu zehn Dukaten gerechnet wird.

Wenn in diesen Ländern jemand so ehrgeitzig ist, sich adeln lassen zu wollen, verschaft er sich, wie Hr. Hallen l. c. p. 492. versichert, den Zutritt zum König und zu dieser Würde dadurch, daß er bey Gelegenheit dem König ein verdienstvolles Geschenke mit einigen fetten Hunden machet.

Die Grönländer haben auf den sogenannten Hundsinseln, ganze Hundezuchten und Kolonien von etlichen tausenden, welche sie mit Seemoos, Muscheln und Robbenspeck füttern, um sie hernach zu fangen und zu schlachten. Diese Hunde, welche von einer sehr trägen Art sind, gehören ebenfalls unter die stummen, welche nicht bellen können. Uebri-

vielleicht seinen Grund in der veränderten Beschaffenheit dieses Fleisches, wenn es etwan, ohnerachtet seines schlechten Geschmacks in unsern gemäßigtern Himmelsstrichen, unter diesen brennenden Himmelsstrichen einen vorzüglichern Geschmack annähme. Allein ich denke hierbey ganz anders und glaube, daß es hierbey vielmehr auf die unterschiedene Naturen der Menschen, als der Hunde ankomme, weil die kanadensische Wilden, die ein kaltes Land bewohnen, das Hundefleisch eben so hoch schätzen, als die Neger, und sogar unsre Mißionarien selbiges zuweilen sonder Eckel genossen haben. "Bey ihren Schmäusen, sagt der „Pater Sabard Theodat, genüssen sie das Hunde„fleisch statt der Schöpse. Da ich ihren Hundefesten „unterschiedenemale beygewohnet, muß ich offenher„zig bekennen, daß ich, ohnerachtet des anfänglich „empfundenen Abscheues, kaum zweymal davon ge„kostet hatte, als ich das Hundefleisch in der That „wohlschmeckend, und im Geschmacke dem Schwei„nefleisch ähnlich fand" [10]).

Unter allen wilden Thieren sind in unsern Himmelsstrichen der **Wolf** und **Fuchs** diejenigen, welche mit unsern Hunden, besonders mit den steifohrigen oder Schäferhunden, die von mir als der Stamm und das Muster des ganzen Geschlechts betrachtet werden,

Uebrigens lese mau von den Hundefressern ein mehreres in *Kundmanni* rar. nat. et artis p. 1055.

M. . .

10) S. Voyages au Pays des Hurons *par le P. Sabard Theodat, Recollet*, à Par. 1632. p. 311.

werden, am allernächsten übereinkommen. Da ich sie nun, in Absicht ihres innern Baues, einander fast ganz ähnlich, auch äusserlich nur eine sehr unbeträchtliche Verschiedenheit wahrnahm, verfiel ich darauf, einen Versuch zu machen, ob sie wohl mit einander sich paaren und etwas zusammen zeugen würden. Ich hofte sie dahin zu bringen, sich wenigstens mit einander zu belaufen, und glaubte, wenn sie auch keine fruchtbare Thiere zeugen könnten, von ihnen wenigstens gewisse Bastarten zu erhalten, welche von der Natur oder von den Eigenschaften beyder Eltern etwas angenommen hätten. Ich lies daher eine Wölfin von zween bis drey Monathen, die man im Wald gefangen hatte, mit einem eben so alten Bauernhund erziehen. Man hatte sie beyde ganz allein, in einem grossen Hof eingesperrt, wohin keinem andern Thier der Zugang offen, und wo ihnen alle Gelegenheit, sich zu verbergen, gelassen war. Keines von diesen beyden Thieren, hatte noch ein anderes von seinem Geschlechte, nicht einmal einen andern Menschen, als den einzigen gesehen, der ihnen ihr tägliches Futter bringen mußte. Drey Jahre hindurch bewahrete man sie auf diese Weise, immer mit gleicher Sorgfalt und ohne ihnen irgend einen Zwang, viel weniger aber Ketten anzulegen. Im ersten Jahre spielten diese Thiere beständig mit einander, und schienen viel Zuneigung gegen einander zu empfinden. Im zweyten Jahr fiengen sie schon an, sich den Fraß streitig zu machen, ob sie gleich damit überflüßig versorgt wurden. Allemal war die Wölfin die Urheberin des Streites. Man setzte ihnen gemeiniglich Fleisch und Knochen in einer grossen hölzernen Schüssel vor. Die erste Sorge der Wölfin war allemal, nicht gleich über das Fressen herzufallen, sondern vor allen

allen Dingen den Hund weg zu jagen. Wenn dieses geschehen, faßte sie die Schüssel so geschickt beym Rande, daß von dem, was darauf lag, nichts herunter fallen konnte, und säumte nicht, mit ihrer Beute die Flucht zu ergreifen. Da ihr nun der Ausgang allenthalben versperrt war, habe ich sie wohl fünf, auch sechsmal an der Mauer des Hofes rings herum laufen, ihre Schüssel aber immer schnurgerade zwischen den Zähnen halten gesehen. Sie setzte dieselbe zuweilen bloß in der Absicht einen Augenblick auf die Erde, um frischen Athem zu schöpfen, mit sichtbaren Heißhunger etwas vom Fleische zu verschlucken, den Hund aber, wenn er sich unterstand, ihr näher zu kommen, grimmig anzufallen. Der Hund war zwar stärker, aber auch viel sanftmüthiger, wenigstens nicht so grimmig, als die Wölfin. Aus billiger Besorgniß für sein Leben, ward ihm demnach ein Halsband umgeleget.

Nach dem zweyten Jahr fielen unter ihnen schon stärkere und häufigere Kämpfe vor. Auch die Wölfin bekam ein Halsband, weil es der Hund nun überdrüßig zu seyn schien, sie noch so sehr, als in den ersten Zeiten, zu scheuen. Diese zwey Jahre vergiengen, ohne die mindeste Spur einer merklichen Erhitzung von der einen oder von der andern Seite. Gegen das Ende des dritten Jahres schienen beyde Thiere die Eindrücke der Vermehrungstriebe, doch ohne Zuneigung für einander, zum erstenmal zu empfinden. An statt aber in diesem Zustande freundlicher gegen einander oder verträglicher zu werden, so verstärkte sich vielmehr ihr Grimm und ihre Unbändigkeit. Man hörte von ihnen weiter nichts, als ein mit zornigem Geschrey untermischtes Geheule. In

weniger,

weniger, als drey Wochen waren beyde ganz abgezehret und näherten sich einander nie, als um sich brav herum zu beissen. Endlich stieg die Erbitterung zu einem so hohen Grade, daß der Hund die am stärksten abgezehrte und entkräftete Wölfin todt biß, und uns nöthigte, ihn einige Tage nachher gleichfalls todt zu schlagen, weil er in dem Augenblick, da er seine Freyheit bekam, sich nicht scheuete, das Federvieh, die Hunde, sogar die Menschen wüthend anzufallen und grossen Schaden zu stiften.

Zu gleicher Zeit hatte ich zween Füchse und eine Füchsin, welche in Schlingen gefangen worden. Alle drey wurden an unterschiedenen Orten, in ziemlicher Entfernung von einander, aufbewahret. Ich hatte dem einen von diesen Füchsen eine leichte, doch ziemlich lange Kette anlegen, und eine Hütte für ihn bauen lassen, worein er sich nach Gutbefinden verkriechen konnte. In diesem Zustand hatte er schon unterschiedene Monathe zugebracht und sich recht wohl befunden. Ob er gleich eine verdrüßliche Miene zu machen schien, und beständig die Augen auf das vor seiner Hütte liegende Feld gerichtet hatte, unterließ er doch nicht, alle vorgelegte Nahrungsmittel mit grossem Appetit zu verzehren. Man gab ihm eine läufische Hündin zur Gesellschaft, welche man eingesperret und noch zu keinem Hunde gelassen hatte. Weil sie aber keine Lust bezeigte, beym Fuchse zu bleiben, so wurde beschlossen, sie an eben dem Ort an Ketten zu legen und beyden Thieren reichliches Futter vorzulegen. Es fiel dem Fuchs gar nicht ein, die Hündin zu beissen oder ihr übel zu begegnen. Zehn Tage ließ man sie beysammen. In dieser ganzen Zeit sahe man unter ihnen auch nicht die mindeste

Streitigkeit, weder bey Tage oder bey Nacht, noch zur Freßzeit entstehen. Der Fuchs nahete sich sogar der Hündin mit einer ziemlichen Vertraulichkeit. So bald er sie aber in der Nähe berochen hatte, schien ihm alle Lust so gleich zu vergehen, und er schlich traurig wieder nach seiner Hütte zurück. Es kam also mit beyden nicht zur Sache.

Als die Hitze dieser Hündin vorüber war, brachte man eine andere, die erst läufisch geworden, an ihre Stelle und so wurde hernach noch mit einer dritten und vierten verfahren. Der Fuchs bewies allen eine gleiche Verträglichkeit, blieb aber gegen die eine Hündin so gleichgültig, als gegen die andern. Damit ich mich überzeugen mögte, ob hier die natürliche Abneigung oder vielmehr der Zwang, worinn sich der Fuchs befand, ihn abhielt, sich zu belaufen, lies ich ein Weibchen seines Geschlechtes zu ihm bringen, das er, noch an selbigem Tage, mehr als einmal belegte. Vierzehn Tage nachher, als wir die Füchsin aufschnitten, sahen wir, daß sie trägtig war, und vier Junge würde geworfen haben.

Dem andern Fuchs hatte man ebenfalls nach und nach unterschiedene läufische Hündinnen zugeführet, und in einen Hof, wo sie ganz frey, ohne Ketten, leben konnten, mit ihm eingesperret. Es wurde aber unter ihnen weder Haß, noch Zuneigung, weder Streit, noch Liebkosungen wahrgenommen. Nach einigen Monathen aber war dieser Fuchs für Gram oder Ueberdruß gestorben.

Wenn auch diese Versuche weiter keinen Vortheil hätten, so würden sie uns wenigstens lehren, daß der Fuchs

Fuchs und Wolf mit dem Hund nicht vollkommen einerley Natur haben, und folglich diese Thiere sich nicht allein als besondere Gattungen von einander unterscheiden, sondern auch weit genug von einander abstehen, sich, wenigstens in unserm Himmelsstrich nicht vereinigen zu können. Daraus würde folgen, daß der Hund weder vom Fuchse, noch vom Wolf abstamme, daß also die Methodisten, welche diese beyde Geschlechter für wilde Hunde, oder den Hund bloß für einen zahm gewordnen Fuchs oder Wolf halten und aus diesem Grunde allen drey Geschlechtern die Benennung des Hundes beylegen [11]), bloß aus Mangel genugsamer Naturforschung auf Irrwege gerathen sind [12]).

11) *Canis* cauda (sinistrorsum) recurvâ. der Hund; *Canis* caudâ incurvâ, der Wolf; *Canis* caudâ rectâ der Fuchs. *Linn. S. Nat.* Ed XII. p. 56-59.

12) Wir vermuthen, Hr. von Büffon werde überzeugt seyn, daß der Archiater und Ritter von Linne weder hier noch bey andern Hauptgeschlechtern aus Unwissenheit oder Mangel einer nöthigen Aufmerksamkeit geirret habe, wenn er Gattungen unter einem Geschlechtsnamen vereiniget, welche sich nicht alle mit einander zu paaren pflegen. Als Methodist, welcher gewisse äussere, sichtbare Merkmale vestsetzet, wornach er seine Geschlechter und Gattungen ordnet, hatte der Archiater bloß darauf zu sehen, daß die untergeordnete Gattungen in den bestimmten Charakteren mit einander übereinkamen und bloß in solchen Punkten von einander abwichen, die einen Gattungscharakter ausmachen konnten, ohne dem allgemeinen Charakter des Geschlechts entgegen zu seyn. Da er nun

In den Himmelsstrichen, die noch heisser, als die unsrigen sind, pflegt sich ein wildes, grausames Thier aufzuhalten, welches mit dem Hunde noch mehr Aehnlichkeit hat, als vom Wolf und Fuchs behauptet worden. Einige Reisende, die es *Adive* oder *Chacal* 13) nennen, haben es gesehen und mit einer ziemlichen

nun die vierfüßige Thiere hauptsächlich nach der Anzahl, Ordnung und Beschaffenheit der Zähne zu ordnen beliebt, ohne sich an Verhältnisse zu binden, die sich bey den wenigsten ausländischen Thieren richtig beobachten lassen, diese Zahl, Ordnung und Beschaffenheit der Zähne aber bey Hunden, Füchsen und Wölfen einerley befunden wird, so läßt sich hier nicht so wohl behaupten, daß der Hr. von Linne, aus Mangel hinlänglicher Naturkenntniß, geirret, als daß er vielmehr es nicht gut gefunden habe, sich eine Methode zu wählen, welche diese Benennung so wenig, als die Büffonische verdienet, nach welcher man die Schafe zum B. die Ochsen, die Schweine, Hirsche u. s. w. bloß weil sie unter verschiedenen Himmelsstrichen leben, aus acht unterschiedenen Bänden zusammen suchen muß. Es bleibt allemal ein grosser Unterschied unter einer ausführlichen Geschichte der Natur und unter einem nach äussern, in die Augen fallenden Merkmalen, vestgesetzten Lehrgebäude derselben. M. . .

13) Es ist eigentlich der sogenannte Goldwolf, Canis aureus *Linn.* l. c. p. 59. Lupus aureus *Kaempf.* amoen. 413. T. 407. fig. 3. Adill. *Bell.* Itin. p. 160. welchen Hr. von Büffon in einem seiner letzten Bände unter dem Namen Jackal und Adive beschreibet. Man findet eine Abbildung desselben in des

lichen Genauigkeit beschrieben. Es findet sich häufig in Asien und Afrika, in den Gegenden um Trebisonde [14]), um den Berg Kaukasus, in Mingrelien [15]), in Natolien [16]), Hyrkanien [17]), in Persien, Indien, bey Surate [18]), Goa, Guzarat, Bengala, in Kongo, Guinea [19]), und an vielen andern Orten dieser Welttheile. Ob indessen gleich dies Thier von den Einwohnern der Gegenden, wo sichs

des Ritters von Linne vollständigen Natursystem I Th. Nürnb. 1773. Tab. 30. fig. 1.

M. . .

14) S. Voyage de *Gemelli Carreri*. à Paris 1719. Tom. I. 419.

15) S. Voyage de *Chardin*. à Londres 1686. p. 76.

16) S. Voyage de *Dumont*. à la Haye 1699. Tom. IV. pag. 28. &c.

17) S. Voyage de *Chardin*. à Amst. 1711. Tom. II. p. 29.

18) S. Voyage d'Innigo de *Biervillas*. à Par. 1736. I Part. p 778.

19) S. Voyage de *Bosmann*. p. 241. 331. 332. Voyage du P. *Zuchel*, Capucin. p. 293. In der deutschen Hamburg. Ausg. von 1708. redet Hr. Bosmann p. 291. von diesem Thiere unter dem Namen *Jakhals* oder *Boshond* d. i. böser Hund. Es hält sich in Guinea vorzüglich um Akra und Aquamboe auf, und wird so wild und kühn beschrieben, daß es Menschen und Vieh, Kühe, Schweine, Hammel, und was ihm vorkömmt, verzehret.

M. . .

aufhält, wie der Name bezeuget, für einen wilden Hund angesehen wird, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob es mit andern Hunden läuft, und mit ihnen wirkliche Junge zeugen kann. Daher wollen wir die Geschichte, so wohl dieses Goldwolfes, als des gemeinen Wolfes, des Fuchses und aller andern Thiere besonders liefern, die eben so viel besondere und unterschiedene Geschlechter ausmachen, weil sie sich nicht mit einander zu vermischen pflegen.

Meine Meynung ist gar nicht, schlechterdings und in einem entscheidenden Tone zu behaupten, daß der Jackhals, und so gar der Wolf und Fuchs, unter keinem Himmelsstriche mit Hunden sich zu irgend einer Zeit belaufen haben mögten. Die Alten sprechen davon mit allzugrosser Zuversicht, als daß man, ohnerachtet meiner angeführten mißlungenen Versuche, noch daran zweifeln sollte. Ich selbst bin der Meynung, daß man erst viel mehr ähnliche Versuche zu machen habe, wenn man in diesem Fall zu einer völligen Gewißheit gelangen will. Aristoteles, dessen Zeugnisse nach meinem Urtheil immer ein entscheidendes Gewichte haben, sagt ausdrücklich [20]: "Es wäre zwar eine Seltenheit, wenn Thiere von „unterschiedenen Geschlechtern sich mit einander vermischten, von Hunden, Füchsen und Wölfen aber „liesse sich dieses zuverläßig behaupten. Die Hunde „in Indien hätten ihren Ursprung einem Hunde und „einem andern wilden Thiere, welches diesem ähnlich „wäre, zu verdanken". Man könnte vermuthen, er wolle unter diesem unbenannten Thiere den Jackhals

20) De generatione animalium Lib. II. cap. 5.

hals verstanden wissen; an einem andern Ort erklärt er sich aber deutlicher [21]), und giebt vor, diese indianische Hunde wären von einem Tiger und einem Hund entsprossen, welches mir aber sehr unwahrscheinlich vorkömmt, weil sich der Tiger, in Ansehung seiner Natur und Gestallt vom Hunde noch weit mehr, als der Wolf oder Fuchs, oder auch der Jackhals, unterscheidet. Aristoteles scheint in diesem Fall seinem Zeugnisse selbst die Zuverläßigkeit zu benehmen. Denn erst sagt er von den indianischen Hunden, sie wären von einem wilden, dem Wolf oder Fuchs ähnlichen Thier, an einem andern Ort aber, sie wären von einem Tiger und einem Hund entsprossen, ohne sich einmal darüber zu erklären, ob die Vermischung mit einem Tiger und einer Hündin, oder mit einem Hunde und einer Tigerinn geschehen sey. Er setzet bloß hinzu, die Sache gieng nicht gleich zum erstenmal, sondern dann erst von statten, wenn sie zum drittenmale trägtig würden. Im ersten Wurfe fielen immer noch Tiger. Man bände die Hunde zu der Absicht in den Wüsten an, wo sie aber, wenn der Tiger nicht eben hitzig wäre, von ihm oftmals aufgefressen würden.

Daß man in Afrika so viel sonderbare, mißgestaltete Thierarten findet, erkläret Aristoteles daher, weil das Wasser daselbst ungemein rar und die Hitze beständig sehr groß wäre. Dadurch fänden sich die Thiere von unterschiedenen Gattungen genöthigt, sich, zu Abkühlung ihres Durstes, in grosser Anzal an einerley Orte zu versammlen, und das wäre die Gelegenheit,

21) *Arist.* Hist. animalium L. VIII. cap. 28.

genheit, wobey sie mit einander bekannt würden, sich vermischten und allerley Blendlinge zeugeten. Das scheinen mir aber lauter unzuverläßige und viel zu verdächtige Muthmassungen zu seyn, als daß man sie auf Gerathewohl für wahr annehmen könnte. Denn je mehr Aufmerksamkeit man auf die Natur der Thiere verwendet, destomehr überzeugt man sich, daß man sie nach nichts genauer und sicherer, als nach ihrem Instinkt oder natürlichen Trieben, beurtheilen könne. Aus der genauesten Untersuchung ihrer innern Theile, lassen sich bloß die gröbern Unterscheidungsmerkmale nehmen. Das Pferd und der Esel, welche sich in Ansehung der innern Bildung so vollkommen gleichen, sind, bey dem allen, Thiere von sehr unterschiedener Natur. Der Ochs, der Widder und der Ziegenbock, welche in Ansehung aller innern Eingeweide so ähnliche Bildung haben, sind noch weit mehr von einander entfernte Geschlechter, als das Pferd und der Esel. Eben dieses gilt auch vom Hunde, vom Fuchs und vom Wolfe. Die Betrachtung der äussern Gestallt pflegt uns in diesem Fall noch ein helleres Licht aufzustecken. Weil aber bey vielen, besonders nicht allzusehr von einander entfernten Thiergeschlechtern, im äussern Ansehen, allemal mehr Aehnlichkeit, als Unterschied wahrgenommen wird, so läßt sich auch dadurch noch nicht entscheiden, ob dergleichen Thiere völlig einerley oder unterschiedene Geschlechter sind. Bey noch geringern Abweichungen wird man den Unterschied ehe gar nicht gewahr, bis man die Aehnlichkeiten ihrer natürlichen Triebe genau mit einander vergleichet.

Um von der Natur der Thiere vernünftig urtheilen zu können, muß man ihr Naturel hauptsächlich zum

zum Grunde legen. Fände man also zwey Thiere von einer vollkommen ähnlichen Gestallt, aber ganz unterschiedenem Naturel, so würden diese Thiere sich nicht mit einander begatten, folglich, bey der grösten Aehnlichkeit, gleichwohl zwo ganz unterschiedene Gattungen ausmachen.

Eben dieses Mittels, das uns in Beurtheilung des Unterschiedes ähnlicher Gattungen behülflich seyn muß, bedient man sich mit noch mehrerm Grunde, uns vor allen andern, wenn es darauf ankömmt, die mannigfaltige Abänderungen, die sich in einerley Gattung finden, gehörig zu bestimmen. Von den Hunden sind uns schon dreyßig, aber doch gewiß noch nicht alle Abänderungen bekannt. Unter diesen dreyßig Abänderungen finden sich siebenzehn, die bloß durch den Einfluß der unterschiedenen Himmelsstriche scheinen entstanden zu seyn. Dahin gehören: der Spitz oder Schäferhund, der Wolfshund, der siberische, isländische und lappländische, der Bauernhund, die Windspiele, der grosse dänische und irrländische Hund, der Jagdhund, die Spürhunde, die Dachshunde, spanische Wachtelhunde, der Budel, der kleine dänische, der türkische Hund und der Bullenbeisser. Die dreyzehn übrige sind lauter aus der Vermischung der ersten entstandene Blendlinge, deren Natur alsdann genugsam bekannt ist, wenn man bey jedem auf beyde Rassen, von welchen er abstammte, sein Augenmerk richtet. Zu diesen letztern rechnet man; den Blendling vom türkischen Hunde, das Windspiel mit Wolfshaaren, den Dickbauch [22], das Mal-

22) Zu dem zusammengesetzten Worte: *Chien-bouffe* haben wir keine Benennung finden können.

M. . .

Maltheser- oder Bologneserhündchen, den Roquet oder Blendling vom Mops und kleinen dänischen Hunde, die grosse Dogge, den Mops, den kalabarischen und den Hund von Burgos, den alikantischen, die Löwenhündchen, den kleinen Budel und artoisischen Hund, welchen man auch den rysselischen oder den achtziger (Quatre-vingt) nennet.

Beschäftiget man sich hingegen mit Untersuchung der Aehnlichkeiten, welche die siebenzehn erste Rassen unter einander haben können, so darf man dabey die Naturtriebe, Gestallt und allerley andere Umstände ja nicht aus den Augen lassen. Ich habe den Schäferhund, den Wolfshund, den siberischen, lappländischen und isländischen Hund deßwegen mit einander vereinigt, weil sie unter einander selbst viel mehr Aehnlichkeit, als mit andern Hunden, sowohl in Ansehung der Gestallt als der Haare, auch alle fünf eine fast eben so zugespitzte Schnautze wie der Fuchs, und nur allein steife Ohren haben, endlich aber alle fünfe durch die Natur zu Bewachung und Schutz der Heerde angetrieben werden. Am Bauernhund, am Windspiel, am grossen dänischen und irrländischen Hunde bemerkt man, ausser der Aehnlichkeit ihrer Gestallt und verlängerten Schnautze, zugleich einerley Naturel. Alle viere finden ein Vergnügen daran, schnell zu laufen, den Pferden und Wagen zu folgen. Alle viere jagen, wegen ihrer schwachen Witterung, vielmehr nach Anleitung des Gesichtes, als der Nase.

Zur Jagd sind ohnstreitig die eigentliche Jagd- und Spürhunde, die Dachse, spanische Wachtelhunde und Budels die vorzüglichsten. Sie pflegen zwar in Ansehung der Leibesgestallt merklich von einander abzu-

abzuweichen, in Ansehung der starken, breiten Schnautzen aber alle mit einander überein zu kommen; da sie auch einerley Naturtriebe zeigen, so thut man am besten, wenn man sie zusammen beschreibet. Einige Naturforscher haben z. B. den spanischen Wachtelhund *Canis aviarius terrestris*, den Budel aber *Canis aviarius aquaticus* genennet. In der That besteht auch der ganze Unterschied beyder Hunderassen bloß darinn, daß der Budel mit seinem dichten, langen und krausen Haar lieber, als der glatte, minder dickhaarige spanische Wachtelhund, und alle drey übrige Arten, ins Wasser geht, weil die letztern, wegen ihrer allzukurzen, dünnen Haare sich scheuen, ihr Fell naß werden zu lassen. Endlich müssen auch der kleine dänische und türkische Hund nothwendig beysammen stehen, weil man als ausgemacht annehmen kann, daß der türkische Hund weiter nichts, als ein kleiner dänischer, mit ausgefallenen Haaren, ist.

Nun ist nur noch der Bullenbeisser übrig, der sich, in Ansehung der kurzen Schnautze, den kleinen dänischen Hunden mehr, als andern zu nähern scheint, in vielen andern Stücken aber von diesen so merklich abweichet, daß er, an Gestallt und Naturtrieben, aller Wahrscheinlichkeit nach, sich von allen andern gänzlich unterscheidet. Mich dünkt sogar, daß er unter einem besondern Himmelsstrich zu Hause gehöre. Er kömmt eigentlich aus Engelland, und es kostet in Frankreich viel Mühe, die Rasse dauerhaft zu machen oder zu erhalten. Die von diesen Bullenbeissern abstammende Blendlinge, die grosse Dogge nämlich und der Mops, pflegen in Frankreich viel besser fortzukommen. Die Nase von allen diesen Hunden reichet nicht weit. Sie spüren alles nur in der Nähe,

machen

machen sich aber zuweilen durch einen starken von ihnen ausduftenden Geruch merkwürdig Es hat auch das Ansehen, als ob es beym feinen Geruch der Hunde mehr auf die Breite als auf die Länge der Schnauzen ankomme; weil man am Windspiel, am grossen dänischen und am Bauernhunde, welche doch eine sehr lange Schnauze haben, lange nicht so feine Nasen, als am Jagd- und Spürhund, am Dachs und am Budel bemerket, an welchen doch, im Verhältniß mit ihrem Körper, allemal die Schnauze kürzer, zugleich aber breiter, als an den ersten, zu seyn pfleget.

Die mehrere oder geringere Vollkommenheit der Sinnen, welche bey den Menschen keinen besondern, ja nicht einmal einen bemerkenswürdigen Vorzug ausmachet, ist bey den Thieren von grosser Wichtigkeit. Man hat sie bey den letztern als die Ursache zu betrachten, aus welcher alle Gaben entstehen, wozu sie von Natur fähig sind. Ich will mich hier nicht auf die umständliche Beschreibung aller Eigenschaften der Jagdhunde einlassen. Man weis schon genugsam, wie weit eine vortrefliche Nase und gute Abrichtung einen Jagdhund über andere Thiere zu erheben vermag. Dergleichen Umstände gehören aber nur auf eine ziemlich entfernte Art zur Naturgeschichte. Ausserdem entdecket man in den listigen, ob gleich von der Natur selbst gelehrten Mitteln, deren sich die wilde Thiere bedienen, um dem Nachspüren, den Verfolgungen, und Anfällen der Hunde zu entgehen, wirklich mehr Wunderbares, als in den allerfeinsten Methoden der Jagdkunst.

Der Hund kömmt bey der Geburth nicht gleich vollkommen zur Welt. Bey diesem Geschlechte so wohl,

wohl, als bey allen, die sich stark vermehren, pflegen die Jungen, gleich bey der Geburth nicht so vollkommen, als bey denjenigen Geschlechtern zu seyn, die auf einmal nur eins oder zwey Junge werfen.

Die Hunde werden gemeiniglich blind gebohren, ihre beyden Augenlieder sind aber nicht bloß zusammen geklebt, sondern vermittelst eines Häutchens an einander bevestigt, welches alsdann gleich zerreisset, so bald nur der obere Muskel des Augenliedes genugsame Stärke bekommen, dieses Hinderniß aus dem Wege zu räumen, und das Augenlied aufzuheben. Bey den meisten Hunden bleiben die Augen bis zum zehnten oder zwölften Tage verschlossen. Zu eben der Zeit sind auch die Knochen des Hirnschädels noch nicht völlig zu ihrer Vollkommenheit gediehen; sie haben einen aufgedunsenen Leib, eine dicke Schnautze und überhaupt eine schlechte Figur. Ehe aber noch ein Monath vergehet, haben sie schon den Gebrauch aller Sinnen erlernt. Sie nehmen dann sichtbar, an Stärke, und schnell an Grösse zu.

Im vierten Monath verlieren sie einige von ihren Zähnen, die aber bald wieder, wie bey den übrigen Thieren, durch andere, die nicht wieder ausfallen, ersetzet werden. Ueberhaupt erstreckt sich die Anzal ihrer Zähne auf zwey und vierzig, nämlich am obern und untern Kinnbacken auf sechs Schneidezähne, zween Hacken oder eigentlich sogenannte Hundezähne, ingleichen auf zwölf Backzähne im untern, und vierzehn im obern Kinnbacken. Doch findet man dieses nicht bey allen überein, weil einige Hunde mehrere, andere hingegen weniger Backzähne haben.

In den ersten Monathen pflegen die jungen Hunde so wohl, als die Hündinnen, sich ein wenig nieder zu tucken, wenn sie harnen wollen. Im neunten oder zehnten Monath fangen erst alle Hunde, zuweilen auch einige Hündinnen an, das Bein dabey aufzuheben. Zu eben dieser Zeit werden sie auch für geschickt und fähig zur Fortpflanzung gehalten. Der Hund läßt sich zum Belaufen allezeit, jede Hündinn aber nur zu bestimmten Zeiten geneigt und willig finden. Gemeiniglich sind sie zweymal des Jahres läufisch, und zwar im Winter öfter als im Sommer. Die Hitze dauret ohngefähr zehn, zwölf bis vierzehn Tage, und läßt sich an äussern Merkmalen deutlich erkennen, weil die Geschlechtstheile zu solcher Zeit beständig feucht, aufgeschwollen und hervorragend sind. Während einer solchen Hitze zeigen sich sogar Spuren eines Blutflusses. Beyde Merkmale nehmen ihren sichtbaren Anfang einige Tage vor der Paarung. In diesem Zustande wittert ein Hund schon in der Ferne die läufische Hündinn, und verfolgt sie auf allen Schritten, gemeiniglich überläßt sie sich ihm erst sechs oder sieben Tage nach dem Zeitpunkt, in welchem sie angefangen, hitzig zu werden. Obgleich nach sichern Beobachtungen, eine Hündin von einer einzigen Begattung schon ziemlich viel Junge zu empfangen pfleget, so braucht es doch bey ihr nichts, als in Freyheit zu seyn, um in einem Tage mit allen ihr vorkommenden Hunden sich einigemal zu belaufen. Nur diese Bemerkung hat man öfters zu machen Gelegenheit gehabt, daß eine Hündinn, so lange die Wahl auf sie ankömmt, allemal die größte und längste Hunde den übrigen vorziehet, sie mögen übrigens im Ansehen so häßlich und im Wuchse so übel, als möglich, proportioniret seyn. Daher trägt sichs oftmals zu,

daß kleine Hündinnen, die grosse Bauerhunde zugelassen haben, ihre Nachkommenschaft mit dem Leben erkaufen müssen.

Für weltbekannt, aber nichts destoweniger für eine wahre Seltenheit in der Natur hat man den sonderbaren Umstand anzusehen, daß die Hunde bey der Paarung, wenn gleich das ganze Zeugungsgeschäfte schon vollendet ist, noch so lange zusammen hängen, bis die Steifigkeit und Aufschwellung gänzlich verschwindet. Der Grund hiervon ist ohnstreitig in der Bildung ihrer Zeugungstheile zu suchen. Der Hund ist nicht allein, wie andere Thiere, mit einem Knochen im Zeugungsgliede, sondern auch in der Mitte desselben mit schwammichten Körpern versehen, die, wenn das Glied steif wird, stark aufschwellen und merkliche Wulste bilden. Die Hündinn, welche, so lange die Hitze dauert, vielleicht unter allen Thieren die beträchtlichste und stärkste weibliche Ruthe (Clitoris) hat, zeigt von ihrer Seite gleichfalls eine Wulst oder vielmehr eine derbe hervorstehende Geschwulst, deren Aufschwellung, wie das Anlaufen der benachbarten Theile, vielleicht noch länger, als beym Hunde selbst anhält, und ihn wider seinen Willen aufzuhalten vermögend ist; denn gleich nach geendigter Begattung nimmt er eine andere Stellung an, springt von der Hündinn herunter und begiebt sich wieder auf seine vier Füsse; er macht eine traurige Miene und man sieht offenbar, daß die Anstrångungen, sich loß zu machen, lediglich vom Hunde, keineswegs aber von der Hündinn, herrühren.

Die Hündinnen pflegen gemeiniglich neun Wochen oder drey und sechzig, zuweilen auch wohl zwey oder

oder ein und sechzig, niemals aber unter sechzig Tage zu tragen, und an sechs, auch wohl sieben, zuweilen bis zwölf Junge zu werfen. Die grösten und stärksten bringen mehr Junge, als die kleine, deren Wurf sich nicht über vier oder fünf, zuweilen auch nur auf einen oder zween Junge, besonders zum erstenmal erstrecket, wo bey allen Thieren eine geringere Zahl von Jungen zum Vorschein kömmt, als bey den folgenden Würfen.

So feurig auch die Hunde in ihren Begierden zu seyn pflegen, so haben sie doch auf ihre Dauer keinen merklich nachtheiligen Einfluß. Es hat nicht einmal das Ansehen, als ob das Alter ihrer Hitze nachtheilig wäre. Sie belaufen und vermehren sich ihre ganze Lebenszeit hindurch, die gemeiniglich in die Grenzen von vierzehn bis funfzehn Jahren eingeschlossen zu seyn pfleget; ob man gleich auch einige bis ins zwanzigste Jahr erhalten hat. Nach der Zeit des Wachsthums richtet sich bey den Hunden, wie bey andern Thieren, die Dauer ihres Lebens. Die erste Zeit erstreckt sich ohngefähr auf zwey Jahre; die letzte auf zweymal sieben Jahre. Ihr Alter läßt sich aus den Zähnen beurtheilen. In der Jugend sind sie weiß, scharf und spitzig, mit dem zunehmenden Alter pflegen sie aber schwarz, stumpf und ungleich zu werden. Auch die Haare geben Spuren des Alters zu erkennen, weil sie mit den Jahren an der Schnautze, auf der Stirn und um die Augen grau zu werden anfangen.

Diese von Natur so wachsame, muntre, zur stärksten Bewegung geschafne Thiere, werden, durch Ueberladung mit überflüßigen Nahrungsmitteln, in unsern Wohnungen so schwerfällig und faul, daß in diesem

sem Zustand ihre ganze Lebenszeit unter schnarchen, schlafen und fressen dahin streicht. Dieser fast immer fortdaurende Schlaf, ist mit öftern Träumen vergesellschaftet, welche ihrem Daseyn auch schlummernd einige Annehmlichkeit ertheilen. Ihrer Natur nach sind sie gefräßig und gierig, im Nothfall können sie aber dennoch ein langes Fasten ertragen.

Man findet in den Gedenkschriften der Akademie der Wissenschaften [23]. die Geschichte von einer Hündin, welche man aus Unachtsamkeit auf einem Landgute zurück gelassen, und welche vierzig Tage daselbst gelebet, ohne nur das mindeste von anderer Nahrung zu genüssen, als die Wolle von einer Matratze, welche sie aus Hunger allmählig zerfressen hatte. Das Wasser scheint ihnen unentbehrlicher, als der Fraß zu seyn. Sie pflegen oft und viel Wasser auf einmal zu lecken, und man glaubt gemeiniglich, der anhaltende Mangel an Wasser pflege den Grund zu ihrer Tollheit zu legen.

Etwas Eigenthümliches und Besonderes bey diesem Geschlecht, ist ohnstreitig der schmerzhafte Zwang, mit welchem sie den gesammleten Unrath von sich geben. Nach Aristotelis Ausspruch [24]) hat man hiervon die Ursache in dem gegen den Hintern zu, sich verengernden Darmkanal zu suchen; es ist vielmehr ausgemacht und gewiß, daß die grossen Därme sich bey

23) Hist. de l'Acad. des Scienc. à Par. Année 1706. p. 5.

24) *Aristoteles* de partibus animal. Cap. ultimo.

bey den Hunden, wie bey andern Thieren mehr erweitern und der Mastdarm allemal weiter, als der Krümmdarm ist. Das trockne Temperament der Hunde ist allein hinlänglich, diese Wirkung hervor zu bringen, und die Zusammenschnürungen des Krümmdarms sind allzuweit entfernt, als daß man die Bildung der Eingeweide zu einer Ursache der Wuth machen könnte.

Um einen deutlichern Begrif sowohl von der Ordnung und Erzeugung oder Ausartung der Hunde in unterschiedenen Himmelsstrichen, als von der Vermischung ihrer Arten, zu geben, habe ich hier eine Tabelle oder vielmehr einen Stammbaum, worauf sich mit einem Blick alle Abänderungen übersehen lassen, mit beygefüget. Ich habe zugleich auf dieser Tafel, wie auf den Landcharten, die Himmelsgegenden angedeutet, und hierbey die Gegenden der Himmelsstriche so genau, als möglich, beybehalten.

Der Spitz oder Schäferhund ist eigentlich der Stamm des ganzen Baumes. Als dieser in die sehr kalte, mitternächtliche Länder gebracht wurde, bekam er bey den Lappländern ein kleines, häßliches Ansehen. Weil aber Island, Rußland und Siberien, minder strenge und von etwas gesittetern Leuten bewohnte Länder sind, hat sich diese Rasse daselbst nicht allein erhalten, sondern so gar noch verbessert. Der einzige wahre Grund von dieser Veränderung, die aber in der Gestallt nicht sonderlich zu merken ist, liegt bloß im Einfluß der Himmelsstriche. Denn alle diese Hunde sind mit steifen Ohren, dichten und langen Haaren versehen. Sie haben ein wildes Gesicht und bellen weder eben so fleißig, noch auf eben die Art, als die unter gelindern Himmelsstrichen noch vollkommner

Isländischer Hund Tab. 25. f. 2.
Lapländischer Hund.
Wolfs Hund Tab. 24.
Siberischer Hund Tab. 25. f. 1.
Hirten Hund Tab. 23. f. 1.
Löwen Hündgen Tab. 33. f. 2.
Kleiner Danischer Hund. Tab. 34. f. 1.
Türckscher Blendling Tab. 35. f. 2.
Bullenbeißer Tab. 36. f. 1.
Mops Tab. 36. f. 2.
Der Feuerfarbige Engl. Wachtel Hund Tab. 32.
Engl. Wachtel Hund. Tab. 32. f. 1.
Krumbeinigter Dachs Hund Tab. 29. f. 1.
Dachs Hund Tab. 29. f. 2.
Iagd Hund Tab. 26.
Bengalischer Spür Hund Tab. 28.
Spür Hund Tab. 27.
Albanischer oder Irländischer Hund.
Großer Dänischer Hund. Tab. 22.
Bauer Hund Tab. 21.
Windspiel Blendling
Großes Windspiel Tab. 23. f. 2.
Wälscher Windspiel
Kleines Engl. Windspiel
Großer Spanischer Wachtel Hund
Hund von Burgos
Budel Tab. 30. f. 1.
Artoischer Hund.
Roquet Tab. 34. f. 2.
Kleiner Spanischer Wachtel Hund. T. 31. f. 1
Türckscher Hund Tab. 35. f. 1.
Alicandischer Hund.
Bouffe
Bologneser Hundgen Tab. 33. f. 1.
Kleiner Budel Tab. 31. f. 2.
Große Dogge Tab. 37.
Norden
Mittag
Calabrischer Hund.

Stamm Tafel der Hunde.

gen
und
die Art,
als die unter gelindern Himmelsstrichen noch vollkomm-
ner

ner gewordene Hunde. Am islandischen Hund allein findet man die Ohren etwas minder steif und an ihren Enden ein wenig umgebogen, weil Island, unter allen mitternächtlichen Ländern, am längsten von halbgesitteten Menschen bewohnet worden.

In gemäßigtern Himmelsstrichen, unter vollkommen gesitteten Völkern, als in Engelland, Frankreich, Deutschland, verlehr eben dieser Schäferhund natürlicher Weise sein wildes Ansehen, seine steife Ohren, sein grobes, dickes und langes Haar, und wurde, durch den blossen Einfluß des Himmelsstriches, zu einem Bullenbeisser, Jagd- oder Bauernhund. Die Ohren des ersten und letzten haben von ihrer Steifigkeit noch etwas übrig behalten. Die vordere Hälfte nur ist hängend gebauet. Sie behalten auch in Ansehung ihrer Sitten und ihres blutgierigen Naturels viel Aehnlichkeit mit ihrem gemeinschaftlichen Stammvater.

Am allermeisten hat unter obigen dreyen, der Jagdhund ausgeartet. Die lange, ganz herab hängende Ohren, die Freundlichkeit, Gelehrigkeit, und, wenn man sich so ausdrucken darf, die Schüchternheit dieses Hundes, gehören alle zu den Beweisen seiner Ausartung, oder man könnte sagen, von der grossen Vollkommenheit, welche durch eine langwierige Zahmheit, imgleichen durch sorgfältige fortgesetzte Abrichtung bey ihm bewirket worden.

Den Jagdhund, Spür- und Dachshund hat man sich als einerley Art von Hunden zu denken; denn es hat sich wohl eher zugetragen, daß auf einmal oder zu gleicher Zeit Jagd- Spür- und Dachshunde von

einer Hündin geworfen worden, die nur mit einer von diesen drey Hunderassen sich belaufen hatte. Den bengalischen Spür- oder Tigerhund bringe ich zum gemeinen Spürhund, weil er sich von diesem nur bloß durch sein getigertes Fell unterscheidet. Den krummbeinigen und gemeinen Dachshund lasse ich ebenfalls beysammen, weil der Fehler an den Füssen des erstern, bloß von einer Art englischer Krankheit entsprungen ist, womit einzelne Hunde befallen gewesen. Durch diese wurde die Unförmlichkeit in den Knochen, als eine Folge ihrer Krankheit, auf ihre Nachkommen fortgepflanzet.

Aus diesem Jagdhund ist, nachdem er nach Spanien und in die Barbarey gebracht worden, wo fast alle Thiere mit feinen, langen Haaren dichte bedeckt sind, bald ein spanischer Wachtelhund, bald ein Budel geworden. Als man die grosse und kleine, bloß in der Leibesgrösse von einander unterschiedene Wachtelhunde nach Engelland gebracht, hat sich ihre weisse Farbe ins Schwarze, sie selbst aber haben sich, durch den Einfluß des Himmelsstriches, in englische Wachtelhunde verwandelt. Hierzu kann auch der Pyrame gerechnet werden; denn er stellet bloß einen schwarzen englischen Wachtelhund vor, der an den vier Pfoten, an den Augen und an der Schnauze feuerfarbige Flecken hat.

Der Bauernhund hat sich in mitternächtlichen Ländern in einen grossen dänischen Hund, in mittäglichen aber in ein Windspiel verwandelt. Die grosse Windspiele kommen aus der Levante, die mittlern aus Italien, und aus diesen sind in Engelland die ganz kleine Windspiele (Levrons) entstanden.

Aus

Aus dem grossen dänischen Hund ist in Irrland, in der Ukräne, in der Tartarey, in Epirus und in Albanien der gröste unter allen, oder ein irrländischer Hund geworden.

Der Bullenbeisser, als er von Engelland nach Dännemark gebracht worden, verwandelte sich in einen kleinen dänischen, und aus diesem entstand in heissern Ländern der türkische Hund.

Alle diese Rassen mit allen ihren Abänderungen, sind bloß dem Einfluß des Himmelsstriches, der guten Wartung, den Wirkungen des Futters und der Folge einer sorgfältigen Abrichtung beyzumessen. Die andere Hunde sind keine reine Arten, sondern sie entstehen von der Vermischung der ersten. Der doppelte Ursprung dieser Blendlinge, ist auf der Stammtafel durch punktirte Linien angedeutet worden.

Das Windspiel und der Bauernhund, erzeugten zusammen den Windspielblendling, der sonst auch das Windspiel mit den Wolfshaaren genennet wird. Dieser Blendling unterscheidet sich durch eine minder spitzige Schnautze von dem in Frankreich ungemein seltnen ächten Windhunde.

Vom grossen dänischen und grossen spanischen Wachtelhund, ist eigentlich der kalabrische Hund entsprossen. Dieser hat ein schönes Ansehen, lange, dichte Haare und einen stärkern Wuchs, als die allergröste Bauernhunde.

Der spanische Wachtelhund und der Budel, erzeugen mit einander einen andern Hund, welcher gemeiniglich Burgos heisset.

Vom spanischen Wachtelhund, wenn er sich mit einem kleinen dänischen Hund vermischet, entstehen die Löwenhündchen, die man gegenwärtig als eine Seltenheit betrachtet.

Die Hunde mit feinen, langen, gekraußten Haaren, die man in Frankreich Bouffes nennet, und welche den grossen Budeln an Leibesgestallt ähnlich sind, haben ihr Daseyn der Vermischung des grossen spanischen Wachtelhundes mit dem Budel zu danken.

Vom kleinen spanischen Wachtelhund und vom Budel sind eigentlich die kleine Budel entstanden.

Aus der Vermischung des Bullenbeissers mit dem Bauernhund, entsteht ein Blendling, welcher die grosse Dogge heisset, und an Grösse dem eigentlichen oder englischen Bullenbeisser weit überlegen ist, auch mehr vom Bullenbeisser, als vom Bauernhunde an sich hat.

Der Mops ist ein Blendling vom englischen Bullenbeisser und vom kleinen dänischen Hund.

Alle diese Hunde gehören unter die einfache Blendlinge, welche daher entstanden sind, wenn zwo reine Rassen sich mit einander vermischten. Es giebt aber auch Hunde, die wohl doppelte Blendlinge heissen könnten, weil sie aus der Vermischung einer ganz reinen und einer Blendlingsrasse entstanden sind.

Der Roquet, weil er den Mops und einen kleinen dänischen Hund zu Aeltern hat, gehört unter diese doppelte Blendlinge, so wie der alikantische Hund, welcher

welcher von einem Mops und einem spanischen Wachtelhund erzeuget worden.

Das Malteser- oder Bologneserhündchen hat, als ein doppelter Blendling, seinen Ursprung einem kleinen Wachtelhund und einem kleinen Budel zu danken.

Man hat sogar gewisse Hunde als dreyfache Blendlinge zu betrachten, weil sie aus zwo bereits mit andern vermischt gewesenen Rassen entsprossen sind. Dahin gehören, der artoische, rüsselische Hund oder Achtziger (Quatre-vingt), den ein Mops mit einem Roquet erzeuget hat; ingleichen alle sogenannte Gassenhunde, die allen Hunden überhaupt, keiner Art aber insbesondere gleichen, weil sie von lauter schon vielmal vermischten Rassen zu entstehen pflegen.

Anhang.

nach Hrn. von Daubenton.

Unter allen vierfüßigen Thiergeschlechtern sind vielleicht das Pferd und der Hund, was ihre mancherley Rassen betrift, den häufigsten Verschiedenheiten unterworfen. Doch ist unter den Hunden in Ansehung der Grösse, der Proportion des Körpers, der Länge und Eigenschaften ihrer Haare u. s. w. ein viel beträchtlicherer Unterschied, als bey den Pferden wahrzunehmen. Wenn man den kleinen dänischen Hund (34te Tafel Fig. 1.) mit der grossen Dogge (37te Tafel), einem krumbeinigten Dachse (29te Tafel Fig. 1.) einem Windspiel (23te Tafel 2te Fig.) grossem Budel (30te Tafel 1te Fig.) einem türkischen Hund (35te Tafel 1te Fig.) u. s. w. vergleichet, sollte man beynahe glauben, es wären Thiere von ganz unterschiedenen Geschlechtern; besonders da man zuverläßig weis, daß Pferde und Esel, weil sie keine fruchtbare Junge mit einander zeugen, zwey unterschiedene Geschlechter ausmachen [25]. Von den Hunden hingegen ist aus Erfahrungen bekannt, daß diese, auf was Art sie sich auch immer mit einander vermischen mögen, in einer beständigen Reihe von Fortpflanzungen immer fruchtbar bleiben. Die Hunde sind also, ihrer grossen Mannigfaltigkeit und fortdauernden Verschiedenheit ohngeachtet, nur für ein einziges Geschlecht zu halten.

Bey

25) S. Vierf. Thiere I Band. Art. Esel.

Bey aller Verschiedenheit unter den Hunden sieht man doch einem Blendlinge gleich die Rassen an, aus welchen er entstanden ist. Die Junge haben gemeiniglich die Merkmale von beyden Rassen, zwar vermischt, aber doch noch kenntlich genug an sich. Zuweilen pflegen sie dem Vater und der Mutter gleich stark und zwar so deutlich zu gleichen, als wenn die Vermischung zu gleichen Theilen geschehen wäre. Gemeiniglich aber herrschet in den Blendlingen nur eine von beyden Rassen, die sich mit einander vermischeten. Der doppelte Blendling, welcher nämlich von zween Blendlingen erzeugt worden, hat lauter zweydeutige Merkmale. Man kann es ihm nicht leicht ansehen, von welchen Rassen er ist erzeuget worden, besonders wenn schon die beyden ersten Blendlinge, als Vater und Mutter des doppelten Blendlinges, aus vier unterschiedenen Rassen, der Vater nämlich aus zwoen und aus zwo andern die Mutter, entstanden sind.

In so fern die Blendlinge der andern Fortpflanzung von den bekannten Rassen schon so merklich abweichen, würden sie gewiß in der Folge der Fortpflanzungen, durch neue Vermischungen sich immer stärker und stärker von ihnen unterscheiden, wenn in der Natur der Gattung nicht selbst ein gewisses Bestreben läge, die Merkmale wieder herzustellen, welche die Hauptrassen ausmachen. Läuft also ein Blendling mit einem Hund von einer Hauptrasse, so müssen die Jungen mehr von den Kennzeichen der letzten, als der ersten, an sich haben. Man könnte sich hiervon durch fortgesetzte Beobachtungen und Erfahrungen, die man mit unterschiedenen Fortpflanzungen, durch Vermischung der Hunde von Haupt- und Blendlings-

rassen anstellte, näher überzeugen; ob man sich hier-
inn gleich aus bereits hinlänglich bekannten Vorfällen
schon ziemliches Licht verschaffen kann.

Wenn es wilde Hunde gäbe, die durch keine häus-
liche Auferziehung jemals verändert worden, so wür-
de man alle Charaktere des Hundegeschlechts in einem
einzigen Hunde vereiniget finden, und bey den Hun-
den eben so, wie bey Füchsen, Wölfen u. s. w. keine
andere, als wenig beträchtliche Verschiedenheiten,
antreffen; weil aber die Hunde sich zähmen liessen,
hat man allmählig alle Eigenschaften ihrer Natur ent-
wickelt. Die unterschiedene Himmelsstriche, wohin
sie gebracht wurden, das unterschiedene Futter, das
man ihnen reichte, die mancherley Künste, die man
sie lehrte, waren gar wohl fähig, an ihrer Leibesform
und natürlichen Trieben allerley Verschiedenheiten her-
vorzubringen. Waren diese nun so beträchtlich, daß
man sie leicht bemerkte; so bemühete man sich, durch
mehrere Fortpflanzungen dergleichen Abänderungen
zu erhalten. Man hat sogar dadurch die Verschie-
denheiten vermehret, daß man Hunde von einerley
Qualitäten sich mit einander belaufen ließ, woraus
eigentlich die neue und besondre Rassen entstanden.
Die Natur hat in der Folge diese Rassen, die sich bey
den künftigen Fortpflanzungen weiter nicht veränder-
ten, eben dadurch gleichsam für ächt erkläret. Die
Charaktere, welche diese Rassen von andern unter-
scheiden, müssen diesem in seinem zahmen Zustand be-
trachteten Geschlechte am natürlichsten seyn, weil sie
sich eher, als die Merkmale der Blendlingsrassen ge-
zeigt haben; denn die Budel, die dänische und
Dachshunde, die Windspiele u. s. w. pflegen, jeder
seine Rasse, ohne merkliche Veränderung fortzupflan-
zen.

zen. Wenn aber ein Budel und eine dänische Hündin einen Blendling zeuget, welcher gewisse Merkmale von beyden Rassen an sich hat, und hernach dieser Blendling sich mit einem Budel oder dänischen Hunde vermischet, so verschwinden die Merkmale des Blendlings bey dieser Fortpflanzung und die Natur ist geschäftig, die Charaktere des Budels oder dänischen Hundes vollkommen wieder herzustellen. Diese Wiederherstellung muß noch leichter und geschwinder von statten gehen, wenn der Vater oder die Mutter jedes der beyden Blendlinge aus einerley Rasse gewesen sind. Wenn z. B. der eine Blendling von einem Budel und einer dänischen Hündin, der andere hingegen von einem Budel und einem weiblichen Windspiel gezeuget worden ist, so müssen die Merkmale des Budels bey dieser andern Fortpflanzung die Merkmale des dänischen Hundes und Windspieles übertreffen, und es können oftmals ächte Budel durch diese beyde Blendlinge gezeuget werden.

Dies ist eigentlich die Art, wie die Hunde von den Blendlingen fortgepflanzet und so zu sagen wieder hergestellet werden. Wenn in der Natur selbst nicht ein gewisses Bestreben läge, die Charaktere der Hauptrassen wieder herzustellen; so würden die Rassen, weil die Hunde sich ohne Unterschied mit einander vermischen, in kurzer Zeit sich völlig verändern und verschwinden. In dieser willkührlichen Vermischung der Hunde liegt auch der Grund, warum, bey dem angeführten Bestreben der Natur, einige Rassen, die man in einer Gegend nicht so zahlreich, als in einer andern findet, so bald ausarten und gänzlich aussterben. Läßt man aber die Hunde von unterschiedenen Rassen gar nicht zusammen, so verhütet man alle Vermischung,

mischung, folglich auch jede Veränderung, welche nicht bloß vom Einflusse des Himmelsstriches abhänget.

Die Gleichförmigkeit unter den innern Theilen des Hundes, Wolfes und Fuchses fällt so stark in die Augen, und pflegt von so besondern Merkmalen abzuhangen, daß man daraus vielleicht einen Schluß auf die äussere Aehnlichkeit machen und daraus folgern könnte, die Gestallt eines wilden Hundes müsse der Gestallt des Fuchses oder Wolfes mehr, als irgend eines andern Thieres, gleichen. Es zeigt sich aber gleich beym ersten Anblick, daß diejenige Hunde, welche mit den längsten Schnautzen versehen sind, mit Wölfen und Füchsen die meiste Aehnlichkeit haben.

Die langschnäutzigen Hunde würden also den wilden, wenn es anders solche gäbe, am ähnlichsten und durch die Auferziehung am wenigsten verändert, folglich mit den ursprünglichen Merkmalen des Geschlechts noch am deutlichsten bezeichnet seyn.

Die Form der Schnautze macht in der Physiognomie der Hunderassen das deutlichste Kennzeichen, zugleich auch den sichersten Charakter aus, wodurch sich die Rassen unterscheiden lassen. Die Leibesgrösse ist unter allen Charakteren zwar der sichtbarste, aber auch der unbeständigste. Man findet in einerley Rasse sehr grosse und sehr kleine Hunde, beständig aber einerley Figur der Schnautze. Die längste nähern sich der ursprünglichen Beschaffenheit der Gattung am allermeisten, die kürzeste und breitste am allerwenigsten.

Herr

Herr Daubenton macht aus diesem Grunde bey Beschreibung der uns bekannten Hunderassen den Anfang mit solchen, welche die längste Schnautzen haben; von diesen geht er zu den Hunden mit kürzerer und endlich zu denen, mit breiter oder kürzester Schnautze über. Die längste Schnautzen haben ohnstreitig die Bauernhunde, dänische Hunde und Windspiel, die kürzeste der Bullenbeisser. Der Bauernhund also, und Bullenbeisser können, in Absicht auf die Schnautze, für die beyden äussersten Rassen der Hundegattung angesehen werden. Bey den mittlern Rassen äussert sich die Veränderung der Gestallt dieses Theiles nach unmerklichen Graden.

Wir haben es auch hier mit Rassen zu thun, die unter eine Gattung gehören, deren Unterschied also auch nicht so beträchtlich, als zwischen wirklichen Geschlechtern seyn kann. Dies ist eigentlich der Grund, warum es oft so schwer fällt, die Haupt- und vermischte Rassen von einander unterscheiden zu können.

Es ist eine bloß willkührlich angenommene Eintheilung, wenn man die Bauernhunde, Windspiele und dänische Hunde als drey unterschiedene Hauptrassen betrachtet. Denn wenn man die Rassen der Hunde nach der Gestallt ihrer Schnautzen eintheilet, so setzt man hier einen eben so willkührlichen Charakter vest, als diejenige sind, worauf man gemeiniglich die Methoden in der Geschichte der Natur zu gründen pfleget.

Wenn man es auch als ausgemacht glauben dürfte, daß alle wilde Hunde solche Schnautzen wie unsere Bauernhunde hätten, und alle Hunde mit kurzen Schnau-

Schnautzen von dieser Rasse ausgeartet wären, so liesse sich doch, aus den unterschiedenen Graden der Länge und Dicke der Schnautzen lange noch nicht sicher bestimmen, unter welchen Rassen man sich eigentlich die Haupt- oder die vermischte Rassen gedenken sollte. Wahrscheinlich sind sie alle aus einer vermischten Begattung und durch den Einfluß des Himmelsstriches entstanden, und wir sehen einige nur darum für Hauptgattungen an, weil sie am längsten bekannt sind.

Demohnerachtet zeigen doch wenigstens die Kennzeichen, welche von der Figur der Schnautze genommen werden, die Folge der Veränderungen, die sich beym ganzen Hundegeschlecht ereignet haben, und man kann die unterschiedene Rassen desselben, durch Hülfe dieses Merkmales besser, als vermittelst irgend eines andern, erkennen.

Tab. XXI. der Haus- od. Bauern Hund. Pag. 159.

Büff. - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. sc.

Besondere Beschreibung der Hunderaßen.

I. Hauptraßen.

1) Der Bauernhund [26].

Tab. XXI.

Diese Hunde scheinen unter allen die rohesten zu seyn, weil sie fast ihr ganzes Leben auf dem Felde zubringen, und auf eine bloß bäuerische Art erzogen werden, die zur Ausartung und Veränderung der Merkmale wilder Hunde das wenigste beytragen kann. Sie haben eine lange, aber nicht so dicke Schnautze, als die grosse dänische Hunde (Tab. XXII.). Der Kopf ist lang, die Stirne platt, die Ohren sind klein, und von ihrem Umfange, bis etwa zur

26) Der Haushund, Hofhund. *Canis familiaris* α) *domesticus Linn.* S. N. XII. p. 57. auriculis erectis, cauda subtus lanatâ. Müllers Linneisches Natursyst. I. p. 207. Hallen I. p. 487. Villaticus. Pacan. Fr. *Matin.* Gr. Οἰκουρος *Jonst.* T. 70. fig. 1. *Klein.* Quadr. p. 68. Bauerreckel. M. . .

zur Hälfte der ganzen Länge, steif, der übrige Theil aber pflegt an denselben herab zu hängen. Dabey haben sie lange, nervichte, starke Füsse, einen langen, der Taille nach proportionirlich starken, doch nicht sonderlich dicken Körper, der um die Dünnungen etwas schmächtig erscheinet. Ihr aufwärts gebogener Schwanz stellt einen Bogen, mit vorwärts stehender Spitze, vor. Durch die Umbiegung des Schwanzes nach der linken Seite unterscheidet sich dies allenthalben bekannte Thier, nicht allein vom Wolf und andern Thieren dieses Geschlechtes, sondern auch überhaupt von allen vierfüßigen Thieren. Der Archiater von Linne glaubet, daß dieses von dem schiefen Gang der Hunde herrühre, und daß ein Hund mit einem rechts umgebogenen Schwanze, wenn sich ein solcher jemals fände, auch seine rechte Niere niedriger, als die linke, führen müsse.

Ausserdem haben die Bauernhunde gemeiniglich an der Kehle, vorn am Halse, unter dem Bauche, hinten an den Schenkeln und auf dem Schwanze längeres Haar, als an den übrigen Theilen des Leibes, an welchen es ungemein kurz ist. In Ansehung der Farbe giebt es unter diesen Hunden mancherley Abänderungen. Sie werden weiß, grau, fahl, braun, schwarz, bunt, gemischt u. s. w. gefunden. In einigen Provinzen aber, sonderlich in Bourgogne, haben die meisten Hunde dieser Art, auf schwarzem Grunde weisse Flecken. Die Ursache hiervon liegt aber vielleicht in der Meynung, daß die schwarze Bauernhunde besser, als die andern sind, weswegen man auf diese vorzüglich zu halten pflegt. An Grösse gleicht ein solcher Hund gemeiniglich einem Fuchs. Unter seine vorzüglichste Tugenden gehört die Wachsamkeit,

Tab. XXII. der grosse Dänische Hund. Pag. 161.

Büff. - - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. sc.

keit, vermöge welcher er ein Beschützer der Häuser und Vertheidiger seiner Herrschaft genennet zu werden verdiente.

2) Der grosse dänische Hund [27]).

Tab. XXII.

Die Hunde von dieser Art sind an allen Theilen ihres Körpers merklich stärker, als die Bauernhunde (Tab. XXI.). Ihr ganzer Unterschied besteht auch, allem Anschein nach, bloß in der mehrern Grösse. Ihr kurzes Haar ist, in Ansehung der Farbe, nicht bey allen überein. Die meisten sind fahl, andere grau, noch andere schwarz, einige auch wohl mit weißgrauen, schwarzen, fahlen und andern Flecken bezeichnet. Gut abgerichtete werden von Jägern mit Nutzen gebraucht, und man pflegt in Dännemark selbst, nach Herrn Pontoppidans Bericht, viel von ihnen zu halten. Grosse dänische Hunde werden sie zum Unterschied einer andern Art genennet, welche unter dem Namen der kleinen dänischen Hunde bekannt sind.

Nach der gewöhnlichsten Meynung sollen die grosse und kleine dänische Hunde, in so fern sie bloß an der Leibesgrösse von einander unterschieden sind, nur Eine Art ausmachen. Man wird aber in der Folge sehen, daß es noch viel andere Merkmale giebt, wodurch sie von einander abweichen.

3) Der

27) Er wird auch, weil er gern hinter die Wagen herläuft, von einigen der dänische Kutschenhund genennet. S. Hallen l. c. p. 482. Fr. Le *grand Danois*, ou *Danois de Carosse*. Canis Daniae major.

3) Der Windhund [28]).
Tab. XXIII. fig. 2.

Die Windspiele scheinen von den Bauerhunden (Tab. XXI.) bloß darinn unterschieden zu seyn, daß alle Theile ihres Körpers dünner und schmächtiger, ihre Knochen schwächer, und ihre Muskeln mager genug sind, um sie zu weit schlankern Thieren zu machen, als die Bauernhunde. Sie haben auch eine spitzigere Schnauße, kürzere Lefzen, ein viel gekrümmteres Stirnblatt, einen kleinern und längern Kopf, schmalere und dünnere Ohren, einen längern Hals und schmächtigern Leib, vornämlich in den Dünnungen, magrere Schenkel, einen minder fleischichten Schwanz und einen sehr gebognen Rücken. Die Stärke und Kräfte, welche den grossen dänischen Hunden, vermöge der starken Muskeln, eigen sind, ersetzen die Windspiele, wegen ihres langen Wuchses, durch eine geschmeidige Schnelligkeit. Ihr Haar ist sehr kurz und an den meisten hellfahl. Die weiß, grau, schwarz u. s. w. gefärbte Windhunde, mögen wohl von einer Vermischung mit Bauer- oder dänischen Hunden abstammen, so wie einige ihr langes Haar einer Vermischung mit spanischen Wachtelhunden

28) Das Windspiel. Hallen l. c. p. 481. fig. 33. Vertagus. *Linn.* S. N. l. c. p. 57. γ. *Canis familiaris grajus*, magnitudine Lupi, trunco curvato, rostro attenuato. *Gesn.* Quadr. 249. *Aldrov.* Quadr. p. 545. Canis scoticus venaticus. *Jonst.* T. 71. Canis venatorius, Windspiel. Franz. *Levrier*; das Weibchen *Levrette*; die jungen Windhunde und eine kleine Art derselben heissen *Levrons*. Holl. *Haazewind*.

W...

den zu danken haben. Es giebt grosse, mittelmäßige (Tab. XXIII. fig. 2.) und kleine Windhunde, die bey den Franzosen *Levrons* heissen, ausser der Taille aber nicht von einander unterschieden sind.

Sie kommen aus den warmen Ländern der Levante u. s. w. und in den heissen Himmelsstrichen, wo die Hunde bekanntermassen ihr Haar und Stimme verlieren, sind sie eine Ausartung des Bauernhundes. In Kurland giebt es Windhunde, grösser als die Doggen, womit Bären und Elennthiere gehetzt werden. Vielleicht sind es diejenigen, welche Hr. Bomare [29]) den Kuppelwindhund (Levrier d'attache) nennet, und von ihm erzählet, daß die Schottländer, Irrländer, Skythen, Tartarn und andere nordische Völker sich ihrer bedienten, Wölfe, wilde Schweine, wilde Ochsen, Büffel u. s. w. mit ihnen zu jagen. In Skythien sind sie stark genug, um Tiger und Löwen damit hetzen zu können. Die Einwohner des Landes brauchen sie gemeiniglich zum Schutz ihrer Heerden, welche sie beständig im Freyen erhalten.

Die grosse kurländische Windhunde pflegt man mit lauter trocknem Brod und Wasser zu beköstigen, um sie schlank zu erhalten, und gewöhnet sie, an dem Hetzriemen immer neben dem Pferde zu laufen.

Den jungen Windhunden werden die Klauen beschnitten, weil man gefunden, daß es ihnen dadurch leichter wird, schnell und frey zu laufen.

29) In seinem *Diction. d'Hist. Nat.* Tom. VI. p. 294.
M. . .

Die kurländische Eishunde sind eigentlich Windhunde mit haarigen Fußsohlen, wie man sie an den Hasen wahrnimmt. Daher sie auch geschickt sind, im Winter, wenn kein Schnee gefallen ist, auf der gefrornen holprichten Erde, das Wild zu jagen.

4) Der Schäferhund [30].

Tab. XXIII. fig. 1.

An Leibesgestallt sind wohl diese Hunde merklich kleiner, als die Bauernhunde, (Tab. XXI.) grosse Windspiele und grosse dänische Hunde (Tab. XXII.); in Ansehung der Gestallt des Kopfes aber und der Schnautze, welche bey ihnen dicker, als bey den Windspielen, aber schwächer, als bey den dänischen Hunden ist, gleichen sie vorzüglich den Bauerhunden. Sie haben kurze, steife Ohren, einen fast gerade hintenaus stehenden Schwanz, der sich zuweilen ein wenig oberwärts krümmet, oft aber auch gerade herunter hänget. Den ganzen Leib decket ein zottichtes Haar, die Schnautze, die äussere Seite der Schenkel und hintern Theile der Hinterfüsse, unter den Fersen, allein ausgenommen. Die gewöhnlichste Farbe dieser Hunde ist eigentlich die schwarze. Der hier abgebildete war an der Kehle, auf der Brust und am Bauche grau. An den Füssen und am Schwanze war mehr Graues als Schwarzes. Er hatte unter den Augen zween fahle Flecken, und war auch auf der Schnautze mit eben der Farbe bezeichnet. Ihre Benennungen zeigen schon genugsam, daß ihr vorzüglich-

30) Der Hirtenhund, Phylax. Hallen l. c. p. 479. Fr. Chien de Berger.

Tab. XXIII. Fig. 1. der Schäfer= od. Hirten Hund. Pag. 164.

Fig. 2. das Windspiel. Pag. 162.

Büff. - - - - - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G sc.

Tab. XXIV. der Wolfs Hund. Pag. 165.

Büff. - - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. sc.

züglichster Gebrauch darinn bestehet, die Heerden zu regieren, zu schützen und in Ordnung zu erhalten.

Die Engelländer, sagt Hr. Baretti, in seinen Reisen II Th. p. 178. pflegen sich viel auf ihre Doggen einzubilden, und behaupten, sie würden sich lieber in Stücken zerhauen lassen, als nachgeben, wenn sie einmal angepackt haben. Allein die spanische Schäferhunde werden von ihnen gewiß nicht übertroffen. Diese wagen sich an den grösten Wolf auf den pyrenäischen Gebirgen, und können ihn in einem Augenblick erwürgen. Sie sind nicht allein stark, sondern auch sehr hurtig, und sollen einem Menschen, welcher der Heerde entgegen kömmt, nichts zu Leide thun, ihn aber desto sicherer anfallen, wenn er von hinten kömmt, wofern die Schäfer sie nicht abrufen.

5) Der Wolfshund [31].

Tab. XXIV.

Diese Raße hat mit den Hirten- oder Schäferhunden (Tab. XXIII. fig. 1.) mehr Aehnlichkeit, als mit irgend einer andern. Ihre Benennung haben sie daher, weil sie an den Ohren und langen Haaren dem Wolfe gleichen. Sie sind mit einer langen, spitzigen Schnautze, steifen, spitzigen Ohren, einem langen Kopf, mit wohlproportionirten Körper und Schenkeln, ingleichen mit einem hohen vorwärts gekrümmten Schwanze versehen. Auf dem Kopf, an den Füssen und Ohren pflegen sie ein kurzes, über

31) Fr. Chien Loup. Cf. Pr. Müller l. c. p. 211. Hallen l. c. p. 480. M. . .

den ganzen Leib aber, vornämlich auf dem Schwanz, ein langes und seidenartiges Haar zu tragen. Man hat von dieser Art ganz weisse, wie der hier abgebildete, aber auch graue, falbe und schwarze Hunde.

6) Der siberische Hund [32].
Tab. XXV. fig. 1.

Man hat sonst auch die eben beschriebene Wolfshunde siberische Hunde genennet; wir unterscheiden sie aber dadurch von einander, daß die ersten überall mit langen Haaren, die siberische hingegen auf dem Kopfe nur mit einem kurzen Haar bedeckt sind. Uebrigens ist unter beyden fast gar kein Unterschied wahrzunehmen. Der hier abgebildete siberische Hund, war auf einem aschgrauen Grunde mit lichten schieferfarbigen Flecken bezeichnet. Herr Hallen beschreibt ihn als einen Wolfshund mit nicht so langem Halse, kurzen Ohren, runderem und haarigerm Kopfe, imgleichen mit einem zottigen Schwanze, der auf dem Rücken in schneckenförmiger Krümmung sich überleget.

Die siberische Hunde, sagt Herr Houttuyn [33], sind entweder ganz weiß, oder schwarz, oder grau, von mittelmäßiger Grösse, kleinen Augen, kurzen Ohren, die so spitzig, als Hörner in die Höhe stehen, kurzen Haaren am Kopf, an den Ohren und Füssen. Am

32) S. Hallen l. c. Pr. Müller l. c. p. 212. Franz. Le *Chien de Siberie.* M. . .

33) oder Hr. Prof. Müller am angef. Orte. M. . .

Tab. XXV. Fig 1. Siberischer Hund. Pag. 166.

Fig. 2. der Isländische Hund. Pag. 167.

Büff. - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. sc.

Am übrigen Körper sind ihre Haare desto länger und fast wie Seide anzufühlen. Diese Hunde sind von einer sanftmüthigen Art; sie gehören aber zu der Klasse derjenigen siberischen und tartarischen Hunde, welche daselbst wild herum laufen, und von den Einwohnern als ein Wildpret zum Essen gejaget werden.

7) Der isländische Hund [34].

Tab. XXV. fig. 2.

Die Länge dieses Hundes pflegt 1 Schuh, sieben Zoll, die Höhe, einen Schuh, zween Zoll zu betragen. An seinem runden Kopf, der sich in eine schwache, kurze und kleine Schnautze endigt, wird man ein Paar grosse Augen gewahr. In dieser Absicht und wegen seiner zum Theil steifen, zum Theil herabhangenden Ohren, scheint er mit dem kleinen dänischen Hunde (Tab. XXXIV. fig. 1.) ziemlich viel Aehnliches zu haben. Hals und Leib sind gleichsam aufgedunsen. Der kurze Hals scheint beynahe mit dem Rücken eine gleiche Linie zu ziehen. Das Haar ist lang und glatt, besonders hinten an den Vorderfüssen, der Schwanz in der Mitte sehr dick von Haaren, am Ende dicker, als am Anfange und an der Spitze rund.

In so fern der hier abgebildete Hund wirklich aus Island gebracht worden, (denn Hr. von Maupertuis hatte ihn vom Vicekönig in Island, Herrn Grafen von Ranzau, erhalten und von Hr. Fritken, damaligen

34) S. Hallen l. cit. Müller l. c. p. 213. Franz. *Chien d'Islande*. M. . .

maligen Zeichenmeister der hiesigen Akademie, abzeichnen lassen), ist wohl nicht zu zweifeln, daß er die ächte Gestallt isländischer Hunde vollkommen habe.

8) Die Jagdhunde [35].

Tab. XXVI.

An den eigentlich sogenannten Jagdhunden ist die Schnautze eben so lang und noch stärker, als am Bauernhunde (Tab. XXI.). Dabey haben sie einen starken, runden Kopf, breite, glatt herabhängende Ohren, lange, fleischichte Schenkel, einen starken und gestreckten Leib, einen in die Höhe gerichteten, sich vorwärts biegenden Schwanz und kurzes Haar, das fast über den ganzen Leib einerley Länge behauptet. Von Farbe sind sie entweder weiß, oder auf weissem Grunde mit schwarzen und fahlen Flecken bezeichnet.

In so fern man diese Hunde zur Jagd brauchen will, sind sie eben so vieler Mängel und Vollkommenheiten fähig, als die Schulpferde; denn die Jagdlust ist von eben so weitem Umfang, als die Reitkunst. Man hat an den Jagdhunden so lange Bemerkungen angestellet, bis man endlich diejenigen Verhältnisse aller ihrer äußerlichen Theile gefunden, welche so wohl in Absicht auf die Schönheit ihrer Gestallt, als ihres Gebrauchs zur Jagd, für die vortheilhaftesten zu halten sind. Wir wollen hier

35) S. Hallen l. c. p. 483. Canis venaticus. *Linn.* l. c. p. 57. *Canis familiaris β) Sagax* vel *venaticus*, auriculis pendulis, digito spurio ad tibias posticas. Fr. *Chien courant.* M.

Tab. XXVI. der Iagd Hund. Pag. 168.

Büff. - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. sc.

hier nur diejenige Merkmale zum Beyspiel anführen, welche die Jäger zu einer schönen und guten Gestallt eines brauchbaren Jagdhundes erfordern. Gemeiniglich pflegen sie dreyerley Arten, als die französische, normandische oder Baubis und englische Jagdhunde anzunehmen.

Von einem französischen Jagdhunde fordert man offne Nasenlöcher, einen vom Kopf bis zum Schwanze nicht allzu lang gestreckten Körper, einen leichten und nervichten Kopf, eine spitzige Schnauze; große herausstehende, reine, funkelnde und muntere Augen, große, weiche und hängende Ohren, einen langen, runden und biegsamen Hals, eine schmale, doch nicht allzu enge Brust, leichte Schulterblätter, einen runden, geraden und wohlgebildeten Schenkel, starke Ribben, kurze, hohe, breite, nervichte, wenig fleischige Lenden, einen schmächtigen Bauch, runde, freyliegende Dickbeine, schmale, magere Dünnungen, einen beweglichen Schwanz, der am Ende nicht haaricht ist, am Bauch grobe Haare, kurze, magere Pfoten, starke Nägel u. s. w.

Die normandische Hunde sind stärker am Leibe, mit einem kürzern Kopf und nicht so langen Ohren versehen.

Am englischen Jagdhund bemerkt man einen kleinern Kopf, eine längere und spitzigere Schnauze, kürzern Leib, kürzere Ohren und Kniekehlen, eine leichtere Taille und besser gebildete Füße. Die Hunde von der ganz reinen Raße sind gemeiniglich mit einem grauen, schwarz gesprenkelten Haar bedecket.

Die deutsche Jagdhunde sind haaricht und leicht. Die pohlnische sind schwerer, dabey von wolfsgrauer, schwarzer, rothbraun- gelber Farbe. Die Jungen läßt man zween Monate saugen, und gewöhnt sie, junge zahme Hasen anzugreifen. Man schonet sie gern bey starkem Wind, im Regen, Schnee und gegen die Füchse. Ihr Futter bestehet in Brodte aus Korn, Gerste und Hafer, welches in Haferschrot unter siedendes Wasser eingerühret wird. (S. Halle, l. cit.)

Die nordische Hunde sind, wie anderwärts, theils als Vieh- oder Hirtenhunde abgerichtet, welche den Heerden auf den Bergen folgen, sie zusammentreiben und bewachen, theils zur Jagd, besonders zur Bärenjagd gewöhnet. Hierzu werden vorzüglich die kleine Hunde gebraucht, welche sich nicht so leicht greifen lassen, und sich vor andern furchtbar machen. Die meisten pflegt man in Norwegen zum Vogelfang abzurichten, weil man daselbst auf den steilen Bergenseiten den Vögeln sonst gar nicht beykommen würde.

Auf Röst, Väröen und anderwärts in Nordland, wo der Vogelfang sehr vortheilhaft ist, werden von einem jeden Bauer zwölf bis sechszehn dergleichen Vogelhunde gehalten. Sie sind klein, lang schmal und kurzbeinigt. Ihre Jagd bereichert den Bauer oft mehr, als seine andere Nahrung, und es pflegt aus diesem Grunde unter ihnen oft ein Zank, wegen der Anzahl dieser Hunde zu entstehen. S. Pontopp. Norw. II. Th. p. 17.

9) Der

Büff. ------------ II. T. C. B. Glaßbach sc.

Tab. XXVIII. Tiger = od. Bengal. Spürhund. Pag. 171.

Büff. ———————— II. T. C.B.G. sc.

9) Der Spürhund [36]).

Tab. XXVII.

Von der vorigen Art sind die Spürhunde nur darinn unterschieden, daß sie etwas kürzere und am Ende nicht so dicke Schnautzen, einen stärkern Kopf, kürzere, schmalere, zum Theil steife, zum Theil herabhängende Ohren, längere Schenkel, einen dickern Körper, auch einen fleischichtern und kürzern Schwanz haben. Die meiste Spürhunde sind weiß, doch giebt es auch einige mit schwarzen und falben Flecken.

Der Tigerhund oder bengalische Spürhund [37]) (Tab. XXVIII.) gleicht, in Ansehung der Gestalt, andern

36) Der Archiater von Linne hat so wohl den Jagd= als Spürhund unter einerley Benennung angezeigt S. Hr. Pr. Müller l. c. p. 207. Indessen könnte man sie, weil sie wenigstens in Kleinigkeiten von einander abweichen und zu einem unterschiedenen Gebrauch dienen, mit Hr. Hallen S. 484 so unterscheiden, daß man den ersten Canis *venaticus*, den andern aber Canis *sagax* nennte. Bey den Franzosen heißt der Spürhund Le *Braque*.

M. . .

37) Der Bengalische Tigerhund. S. Hallen l. c. p. 484. *Brachus*. Franz. Le *Braque de Bengale*. Canis *avicularis* caudâ truncatâ *Linn*. l. c. Canis Pantherinus *Aldr*. Digit. 561. der Hünerhund. Er heißt auch bey den Franzosen Chien couchant, weil er auf die Rebhüner und Vögel still zu lauschen pflegt; Cf. Müller l. c. p. 209. Wachtelhund.

M. . .

andern Spürhunden. An Schönheit ist er ihnen weit überlegen, weil er auf weissem Grunde mit kleinen falben und schwarzen Flecken besprengt oder angenehm getigert ist. Der Schwanz ist mehrentheils abgestumpft, und pflegt bey jungen Hunden dieser Art selbst so abzusterben, daß ihnen bloß ein Stump davon übrig bleibt.

10) Die Dachshunde [38]).
Tab. XXIX.

Es giebt von dieser Art kleiner Jagdhunde zwo besondere Raßen. An der einen sind allemal die Vorderschenkel auswärts gekrümmet, und sie werden **krummbeinichte Dachse** (Tab. XXIX. f. 1.) genennet; die andere, deren Schenkel eine gerade und natürliche Bildung zeigen, heissen **Dachse mit geraden Schenkeln.** (Tab. XXIX. f. 2.) Sie haben alle sehr kurze Beine, welche in Frankreich nicht allein zu der Benennung: *Basset* Anlaß gegeben, sondern auch das vornehmste Merkmal ausmachen, wodurch man sie von den Jagdhunden (Tab. XXVI.) und Spürhunden (Tab. XXVII.) unterscheidet. Außerdem sind sie mit einer langen Schnautze, einem dicken Kopf, hängenden Ohren und einem sehr langen Leibe versehen. Doch würde dieser nicht

38) S. Hallen l. c. p. 484. Taxinus. Vestigator cunicularis: Pr. Müller l. c p. 209. *Klein.* Quadr. p. 68. Taxinus der Tax- oder Fuchshund. *Linn* l. c. Canis familiaris *vertagus*, pedibus curvatis, trunco longo, saepius variegato. Franz. Le *Basset à jambes tors. Basset à jambes droites.* Schwed. *Hanse.*

M . . .

Tab. XXIX. F. 1. der krumbeinigte Dachshund. Pag. 172.

Fig. 2. der Dachs mit geraden Beinen. Pag. 172.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere II. T. C. B. Glaßbach sc.

nicht länger, als der Körper des Jagd- und Spürhundes zu seyn scheinen, wenn die Dachse auf eben so hohen Schenkeln, als diese Arten, einhergiengen. Die Ohren des Dachshunde sind nicht so lang, als an den Jagdhunden, einige haben auch eine längere Schnautze. In Ansehung der Farbe sind sie schwarz, haben rothe Flecken auf der Brust, über den Augen und unten an den Füssen; Einige pflegen auch weiß oder schwarz, weiß und falb unter einander zu seyn.

Es finden sich auch unter andern Hunden, als Budeln, spanischen Wachtelhunden, Mopsen u. s. w. einige, die von Natur kurze Beine haben. Bey dem Dachshunde scheint aber diese Bildung ein Fehler der Natur zu seyn. Denn sie haben nicht allein sehr kurze, sondern so gar mißförmige, mit den sichtbarsten Zufällen der englischen Krankheit behaftete Schenkel. Die Knochen des krummbeinichten Dachses pflegen eben so aufgeschwollen und krumm zu seyn, wie die Knochen rachitischer Menschen.

Die Bestimmung dieser Hunde ist, in die Höhle der Dachse zu steigen, um diese herauszutreiben. Zu diesen Verrichtungen waren ihnen, da sie ohnehin kein sonderlich scharfes Gesicht haben, die kurze Füße und scharfe Zähne sehr behülflich und nöthig. Die Dachshunde mit geraden Schenkeln sind wider den Dachsen zu hitzig, und pflegen sich zu bald bey ihm abzumatten. Daher bringt man vorzüglich die krummbeinichten, in einem Alter von drey Viertel Jahren an die Dachshöhlen, wenn eben ein alter, abgerichteter hinein gelassen wird. Dem gefange-

fangenen Dachse bricht man sogleich die Zähne aus, und hetzt ihn sodann mit den jungen Hunden, damit diese nicht gleich durch den ersten fehlgeschlagenen Versuch allen Muth verlieren. Sonst werden auch Hasen, Füchse und Iltisse mit ihnen gehetzet.

11) Der große Budel 39).
Tab. XXX. f. 1.

Die Budels oder Wasserhunde haben einen dicken, runden Kopf, lange hängende Ohren, kurze Schenkel, einen dicken, kurzen Leib, und einen hinten fast gerade herabhängenden Schwanz, ein langes, über den ganzen Leib so krauses Haar, daß man sich die wahre Gestallt dieses Thieres, dessen Theile sämmtlich unter wollichten Haaren verborgen liegen, kaum ohne Mühe vorzustellen vermag. Gemeiniglich sind sie weiß oder gelblicht weiß, doch giebt es auch rothe, schwarze, braune u. s. w.

Man unterscheidet bey den Budeln, in Absicht auf ihre Größe, zwo Arten. Die sogenannte kleine Budel haben aber noch andere Merkmale, wodurch sie sich von den großen unterscheiden, daher wir sie erst in einem der folgenden Artikel besonders beschreiben werden.

Es ist übrigens von den Budeln bekannt, daß sie gern ins Wasser gehen, daß man ihr Haar im Som-

39) Der Pudel, Wasserhund. Hallen. l. c. p. 405. *Aviarius aquaticus*: Pr. Müller l. c. p. 208. *Linn.* l. c. *Canis* familiaris *aquaticus*, pilo crispo, longo, instar ovis. Fr. Le Barbet.

Tab. XXX. F. 1. der grosse Budel. Pag. 174.

Fig. 2. der Indianische Weidhund.

Büff. - - - - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. sc.

Tab. XXXI. der Spanische Wachtelhund. F. 1. Pag. 175.

Fig. 2. der kleine Budel. Pag. 183.

Büff. ---------- II. T. C. B. G. sc.

Sommer abschieret, weil es außerdem gern versilzet, und solches zu Hüten verbrauchet. Man lehrt sie auch Trüffeln [40]), eine Art unter der Erde liegender Pilzen, suchen. Ihren Trieb ins Wasser zu gehen macht man dadurch immer vollkommner, wenn man sie oft Holz, kleine Vögel, Enten, Wasservögel u. s. w. aus dem Wasser zu hohlen abrichtet. Sie durchsuchen den Schilf so lange, bis der geschossene Vogel erbeutet ist. Allenfalls jagen sie Ottern, wilde Katzen, Kibitze und Füchse aus dem schilfigen Gesträuch auf. Außerdem sind sie zu allerley Künsten sehr aufgelegt, und können mit Recht unter allen Hunden die getreueste genennet werden.

12) Spanische Wachtelhunde [41]).

Tab. XXXI. f. 1.

Diese Hunde haben einen kleinen, runden Kopf, breite, hängende Ohren, dürre, kurze Schenkel, und einen in die Höhe stehenden Schwanz. Ihr glattes Haar ist an unterschiedenen Theilen des Körpers von sehr ungleicher Länge. An den Ohren, am

40) Tubera. Tuber *Math.* Tuber brumale pulpâ obscurâ odoratâ *Mich.* gen. 22. Tab. 164. Lycoperdon Tuber *Linn.* Fr. Truffe.

M. . .

41) Hallen l. c p. 485. Der spanische Wachtel- oder Hüner-Hund. Canis aviarius terrestris der spanische kleine Budel. Fr. *l'Espagneul. Linn.* l. c. *Canis extrarius* auriculis longis, lanatis, pendulis. *Aldrov.* Digit. p. 561. Der spanische Hund. Müller l. c. p. 209.

M. . .

am Halse, an der hintern Seite der Dickbeine und Füße, und auf dem über den Rücken geworfenen Schwanz hat es eine vorzügliche Länge; viel kürzer ist es an den übrigen Theilen des Leibes. Die meisten Wachtelhunde sind überall weiß. Die schönsten haben auf dem Kopf eine andere, braun oder schwarze Farbe, und ein weisses Zeichen an der Schnautze und mitten auf der Stirne. Gemeiniglich pflegen die schwarze und weisse spanische Hunde mit einem falben Fleck unter den Augen bezeichnet zu seyn. Die Barbarey und Spanien sind eigentlich das Vaterland dieser Hunde. Sie gehören unter die Lieblinge vornehmer Häuser.

13) Der englische Wachtelhund [42].
Tab. XXXII. f. 1.

Die ganz schwarze Hunde dieser Art heißen englische Wachtelhunde, weil sie aus diesem Lande gebürtig sind. Ihr vorzüglichster Unterschied von den vorigen Tab. XXXI. f. 1. besteht in den kürzern Haaren am Schwanz, an den Ohren und an den Schenkeln. Man sieht viel englische Wachtelhunde, welche, in Vergleichung mit den großen spanischen, klein oder von mittelmäßiger Leibesgestalt sind.

Wenn diese englische Hunde unter den Augen, auf der Schnautze, am Hals und an den Schenkeln feuerfarbig oder braunroth gezeichnet sind, heissen sie Pyrame.

14) Der

42) Hallen l. c. Englische Wachtelhunde. Pyrame. Fr. *Gredin. Pyrame.* M. . .

Tab. XXXII. F. 1. Engl. Wachtelhund. Pag. 176.

Fig. 2 der Pyrame. Pag. 176.

Büff. ---------- II. T. C.B. G. sc.

Tab. XXXIV. F. 1. der kleine Dänische Hund. Pag. 177.

Fig. 2. der Roquet. Pag. 188.

Büff. II. T. C. B. G. sc.

14) Der kleine dänische Hund 43).

Tab. XXXIV. f. 1.

Wollte man von diesen Hunden bloß nach ihrem Namen urtheilen, so würde man zwischen ihnen und den großen dänischen Hunden, außer der Leibesgestallt, vielleicht keinen weitern Unterschied vermuthen. Sie haben aber in der That noch andere sehr unterscheidende Merkmale. Die Schnautze ist verhältnißmäßig nicht so stark, und spitziger, die Augen sind größer, die Füße magerer, der Schwanz steht weit in die Höhe u. s. w. Die große Augen und ausgebogene Stirn geben ihnen bey der kurzen und schmalen Schnautze, das Ansehen einiger Dummheit. Um dieses allerdings beträchtlichen Unterschiedes willen hätte man diese Hunde billig anders, als kleine dänische Hunde nennen sollen. Wir haben es nicht wagen wollen, sie anders zu benennen; Denn einer Sache, die gar noch keinen Namen hat, mag man allenfalls einen geben, welchen man will; alle Veränderungen aber pflegen, besonders in der Naturhistorie, der wahren Kenntniß der Sache sehr hinderlich zu seyn.

Die sogenannte kleine dänische Hunde gleichen den großen an Länge des Haares, doch haben sie gemeiniglich andere Farben. Meistens erscheinen sie weiß und schwarz geflecket. Sind sie auf diese Art gesprenget, so pflegt man sie, wegen ihres schäckichten Felles, Harlekinen zu nennen. Diese letztern werden aus Dännemark häufig nach Deutschland

43) Hallen l. c. p. 486. Fr. le petit Danois.

land und Frankreich verschicket, so wie die dänische Frauenzimmer, zu ihrem Vergnügen, bologneser, spanische und englische Hunde kommen lassen. S. Pontopp. Nat. Hist. von Dännem. 4to. p. 157.

15) Der türkische Hund [44].
Tab. XXXV. f. 1.

Den unter diesem Namen bekannten oder barbarischen Hunden fehlen die Haare. Ihr fleischfarbiges

44) Ebend. p. 437. Der türkische oder barbarische Hund. *Linn.* l. c. Canis *aegyptius* nudus absque pilis. Müller l. c. p. 210. Fr. Chien Turc ou d'Egypte.

Aus einem seltsamen Widersinn muß dies treue, seinem Herrn so ergebne Thier, in Egypten die schlechteste Begegnungen erdulden. Man findet sie auf den Strassen in grosser Menge, niemals aber dürfen sie einem Hause sich nähern. Seltsam ist es, daß die dasige Hunde sich in besondere Haufen vertheilen und sich nie vermengen. Jeder Haufe bleibt in dem Quartiere, wo er jung geworden. Sollte von ihnen einer diese Anstallt überschreiten, oder aus der einen kleinen Republick in eine andere kommen wollen, so würde ihm, wie die Reisebeschreiber sagen, die Lust zu fernern Versuchen durch die schlechteste Bewillkommung vertrieben werden.

In der Türkey müssen die Hunde gleichfalls auf den Gassen und in Winkeln sich aufhalten, doch werden sie da mit ausserordentlicher Sorgfalt gepfleget. Man giebt ihnen Stroh zu einem bequemen Lager, und bauet ihnen in rauher Witterung besondere

der Türkische Hund.

Tab. XXXV. F. 1. Pag. 178

Fig. 2. der Türkische Blendling. Pag. 179.

Büff. - - - - - - - - - - - II. T. C.B.G. sc.

farbiges Fell ist mit mehr oder weniger Braun vermischet 45). Eigentlich sind sie aus den kleinen dänischen Hunden (Tab. XXXIV. f. 1.) dadurch entstanden, daß die große Hitze der heissen Länder diese Veränderung ihres Felles hervorgebracht, und alle Keime von Haaren vertilget hat. Unter gemäßigten Himmelsstrichen müssen daher diese Hunde viel Frost ausstehen. In Frankreich sind sie beynahe das ganze Jahr hindurch einem beständigen Zittern unterworfen, das im Sommer sich kaum in der grösten Hitze verlieret, und ihnen auf den Flecken ihrer Haut ihre gewöhnliche Farbe wiedergiebt.

Diese braungelbe Flecken ihrer Haut sind im Sommer ganz kenntlich, sie pflegen aber im Winter fast gänzlich zu verschwinden.

Es giebt auch Blendlinge von türkischen Hunden, (Chien Turc metis Tab. XXXV. f. 2.) die

besondere Hütten. In gewissen türkischen Städten hat man eigne Stiftungen zum Unterhalt einer gewissen Anzal von Hunden. Bey dem allen halten sie die Türken für unreine Thiere, denen sie auf der Strasse ausweichen, wie wir einem Pferde, das wir im Gallop auf uns losrennen sehen. Wenn sie zufälliger Weise von einem Hunde berührt worden, müssen sie gleich darauf bedacht seyn, sich wieder zu waschen. S. Mannigfaltigk. II Jahr p. 627. M. . .

45) Hr. Pr. Müller sagt: l. c. Ihre nackende, glatte Haut läßt sich runzeln und ist theils schwarz, theils weißlicht gefleckt oder blaulich.

M. . .

auf einigen Theilen ihres Leibes schon wieder Haare zeigen. Diese sind eigentlich von türkischen und kleinen dänischen Hunden entsprossen. Diese Blendlinge haben von ihren Haaren eine kleine weisse Mähne, von etwan einem Zoll in der Länge auf dem Hals. Auf dem Kopfe, vorn am Hals und auf der Brust findet man Haare von eben dieser Farbe, die aber viel kürzer sind. Auf der Brust, auf den Dickbeinen, und an beyden Seiten des Halses ist ihr Haar eben so kurz, aber von graulicher Farbe. Der übrige Theil des Leibes ist kahl und eben so gefärbt, wie bey andern türkischen Hunden.

Wenn diese Hunde sich mit andern Raßen vermischen, so fallen, unter Einem Wurf, einige völlig nackte Junge, andere, die am ganzen Leibe, und noch andere, die nur zum Theil mit Haaren besetzet sind.

16) Der Bullenbeisser [46].

Tab. XXXVI. f. 1.

Die dicke, kurze, glatte Schnautze, stumpfe Nase und dicke hängende Lefzen, machen bey diesen

46) Hallen l. c. Der Bullenbeisser. Molossus. Müller l. c. p. 208. Der Wachthund. *Klein.* Quadr. p. 68. Der Bärenhund. Bellicosus, Molossus. it. Der Schweißhund, Sangvinarius. *Linn.* l. c. *Canis* familiaris *Molossus*, magnitudine Lupi, labiis ad latera pendulis, corpore toroso. *Gesn.* Quadr. p. 251. Canis Sagax Sangvinarius. Franz Le Dogue. Cf. Die engl. Dogge. M.

Tab. XXXVI. F. 1. Bullenbeiſser. Pag. 180.

Fig. 2. der Mops. Pag. 186.

Büff. - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. ſc.

sen Hunden so beträchtliche Merkmale aus, daß man durch sie ganz allein die Bullenbeisser von allen bishero beschriebenen Hunden leicht unterscheiden kann. Sie haben einen dicken, breiten Kopf, platte Stirne, kleine Ohren, deren Ende herabhängend ist, einen dicken und langen Hals, einen in die Höhe stehenden und am Ende vorwärts gekrümmten Schwanz. Ueber den ganzen Leib sind sie mit sehr kurzen Haaren bedecket; nur hinten an den Dickbeinen und am Schwanz erscheinen sie etwas länger. Die Lefzen, das Aeußerste der Schnautze, und die äußere Seiten der Ohren sind schwarz, der ganze übrige Leib aber hat eine blaßfahle Farbe.

Eigentlich kommen die Bullenbeisser aus Engeland, und pflegen schon in Frankreich leicht wieder auszuarten. Sie sind schwer, größer als ein Wolf, mit starken Muskeln und Schenkeln versehen. Ihr breites Maul ist fast immer begeifert. Wenn sie frey herum laufen, sind sie zahm und gutherzig, an der Kette werden sie furchtbar, und sehr geneigt, Menschen anzufallen und niederzureissen. Ein Thier, womit sie kämpfen, pflegen sie vor Grimm selten wieder loszulassen. Sie dienen zu Beschützung der Viehheerden und Packgüter. Zuweilen übt man ihre Kräfte wohl an kleinen Bären, die sie gar wohl überwältigen können. 47)

47) Hr. Prof. Hallen rechnet l. c. p. 482. unter die reine Hunderaßen auch noch die irrländische Hunde. Die albanische, griechische, tartarische, dänische und irrländische Hunde, sagt er, sind, wie die Menschen in diesen Ländern, groß, stark und

so gar zum Fuhrwerke geschickt. Die albanische waren schon unter den Alten, wegen ihrer Kämpfe mit Löwen und andern Thieren, im Rufe. Diese übertreffen an Grösse unsere Bauernhunde, und gleichen an Gestallt vorzüglich den grossen dänischen Hunden, sie besitzen aber, in Vergleichung mit diesen, eine ungeheure Taille. Ihre Farbe ist ganz weiß, und sie sind von einem stillen Wesen.

Die Hunde, welche die grosse Tartarey hervorbringt, wachsen bis zu der Grösse eines kleinen Esels und sind ohnstreitig unter allen die grösten. Sie jagen daher auch nur grosse Thiere. Ochsen z. B. sind ihre gewöhnlichste Beute.

M. . .

II.

II. Blendlingsraßen.

Jede Raße besteht nur so lange, als man diejenigen Hauptraßen, von welcher jede dieser Blendlingsraßen abstammet, oder zween Blendlinge von einer Raße sich mit einander vermischen läßt. Jede andere Vermischung würde neue Merkmale verursachen, oder andere Raßen hervorbringen. Daher verlieren sich auch die meisten Blendlinge, ohne ihres Gleichen fortzupflanzen. Der Hund z. B. welcher auf der 30. Tafel f. 2. unter dem Namen des indianischen Weidhundes, vorgestellet wird, hat seine kurze Füße und langen Leib vom Dachshunde, (Tab. XXIX. f. 2.) den Kopf, die Ohren und den Schwanz vom Jagdhunde, (Tab. XXVI.) sein langes Haar scheint aber vom spanischen Wachtelhunde (Tab. XXXI. f. 1.) herzurühren. Ein Hund von einer solchen Art ist allemal der erste von einer Blendlingsraße, die, weil sie gemeiniglich bey der ersten Fortpflanzung durch eine neue Vermischung ausartet, keinen besonderen Namen hat. Den eben beschriebenen indianischen Weidhund (Chien courant metis) brauchte man zu Versailles zum Leithunde.

17) Der kleine Budel [48]).
Tab. XXXI. f. 2.

Aus der Vermischung des großen Budels (Tab. XXX. f. 1.) mit dem kleinen spanischen Wachtelhunde,

48) S. Hallen l. c. p. 438. Fr. Le petit Barbet.

hunde, (Tab. XXXI. f. 1.) kommen die sogenannte kleine Budel, welche diese Benennung von der mehrern Aehnlichkeit mit einem Budel erhalten. Sie gleichen diesen an Gestallt, Figur und an den langen krausen Haaren, womit ihr Leib, wie mit einer Wolle, bedeckt ist. Nur die Schnautze ist verhältnißmäßig weniger dick, auch ihr Haar oben auf dem Kopf, auf den Ohren und am Ende des Schwanzes beynahe so seidenartig, wie bey dem spanischen Wachtelhund.

18) Das Bologneser Hündchen 49).
Tab. XXXIII. f. 1.

Vor einiger Zeit waren diese kleine Zwerge von Hunden sehr in der Mode. Man beförderte ihre Kleinheit gemeiniglich dadurch, daß man sie jung oft mit Brandwein wusch, und ihnen wenig zu fressen gab; daher sie zuweilen die Grösse der Eichhörnchen kaum übertrafen, und von Frauenzimmern, als Favoritchen, in den Muffen getragen wurden. Jetzo gehöret ein solcher Hund, wie der Mops, schon unter die Seltenheiten. Vermuthlich hat man sie, wegen der bey allen Hunden mit langen Haaren unvermeidlichen Unreinigkeit, wieder aus der Liste der thierischen Favoriten ausgestrichen; denn das Abscheeren

49) Das Bologneser- oder Maltheser Hündchen. Canis melitensis Hallen l. c. Fig. 57. Der Bologneser oder spanische Hund. Müller l. c. p. 208. *Klein* Quadr. p. 68. Melitaeus, der Schooßhund. *Canis* famil. *meliteus*, magnitudine Sciuri. *Linn.* l. c. Franz. Bouffe. Bichon. Chien de Malthe.

M . . .

Tab. XXXIII. F. 1. das Bologneserhündchen. Pag. 184.

Fig. 2. das Löwenhündchen. Pag. 185.

C.B.G. sc.

Büff. ------------ II. T.

scheeren der Haare war zugleich eine Beraubung ihrer vorzüglichsten Schönheit. Vom kleinen Budel (Tab. XXXI. f. 2) scheinen sie die Schnautze, vom spanischen Wachtelhund (Ebend. Fig. 1.) das lange glatte Haar über den ganzen Leib zu haben; daher man ihnen auch im Französischen den Namen Bouffe beylegte. Sie heissen auch Maltheserhunde, weil die ersten dieser Art aus Maltha gekommen waren. Allem Ansehen nach haben sie die Figur des Körpers, das Haar und die Farbe von den Raßen des Budels und spanischen Wachtelhundes.

19) Das Löwenhündchen [50].

Tab. XXXIII. f. 2.

Herr Daubenton hält jetzo die Löwenhündchen für noch seltsamer, als die Malthesar oder Bologneser. In Deutschland scheinen sie es noch nicht zu seyn, weil man sie daselbst in großen Städten immer noch ziemlich häufig unter den Günstlingen der Damen findet. Sie unterscheiden sich von der vorigen Art bloß darinn, daß ihr Leib und die Hälfte ihres Schwanzes nur mit kurzen Haaren bewachsen ist, da sie hingegen auf dem Halse, auf den Schulterblättern, auf den vier Füssen und auf dem äußersten Theile des Schwanzes, eben so langes Haar, als die Bologneserhündchen haben. Man hat sie Löwenhündchen genennet, weil ihr langes Haar am Hals einer Löwenmähne ziemlich ähnlich sieht, und sie an der Spitze des Schwanzes, wie der Löwe,

50) S. Hallen. l. cit. Franz. Chien Lion.

we, einen starken Haarbüschel haben. Wahrscheinlicher Weise sind sie aus einer ähnlichen Vermischung, wie die Bologneser entstanden, doch muß dabey noch ein kurzhaariger Hund mit im Spiele gewesen seyn.

20) Der Mops [51].
Tab. XXXVI. f. 2.

Diese Hunde sind im Kleinen, was der Bullenbeisser (Tab. XXXVI. f. 1.) im Großen vorstellet. Sie unterscheiden sich vom letztern bloß dadurch, daß sie eine mindere Größe, einen schwächern Kopf, dünnere und kürzere Lefzen, eine schmälere und nicht so stumpfe Schnautze haben; übrigens gleichen sie den Bullenbeissern, sowohl in Ansehung der Gestallt ihres Körpers, als der Länge und Farbe der Haare. Sie stammen auch von ihnen ab, und sind bloß durch die Vermischung mit andern Hunden ein wenig ausgeartet. Diese Hundeart ist eine der sanftmüthigsten, und es ist sonderbar, wie man darauf verfallen konnte, den Mopsen gemeiniglich ihre hangende Ohren glatt vom Kopfe wegzuschneiden.

21) Große Doggen [52].
Tab. XXXVII.

Mit dem gemeinen Bullenbeisser (Tab. XXXVI. f. 1.) kommen die englische Doggen am nächsten übereín,

51) S. Hallen l. c. Müller l. c. p. 209. Der Mops, die Steindogge. *Linn.* l. c. *Canis* familiaris *fricator*, naso resimo, auribus pendulis, corpore quadrato. Franz. *Doguin.*

M . .

Tab. XXXVII. die große Dogge. Pag. 186.

Büff. ----------- II. T. C. B. G. sc.

überein, doch pflegen sie viel grösser als jene zu seyn. Dieser Unterschied in der Grösse rühret von der Vermischung des gemeinen Bullenbeissers mit Bauerhunden (Tab. XXI.) oder mit hochbeinigen dänischen Hunden, (Tab. XXII.) her. Eigentlich ist wohl die englische Dogge gleichsam ein gemeiner Bullenbeisser im Großen. Seine Schnautze ist nur etwas länger, aber eben so stark, die Lefzen sind auch eben so dick und lang. An Farbe gleichen sie den Bauerhunden. Die hier abgebildete Dogge war auf weissem Grunde schwarz und fahl gezeichnet.

Die Großen lassen des Nachts gern ihre Schlafzimmer durch solche Hunde bewachen; sie werden daher von einigen Kammerhunde genennet; oder man richtet sie ab, die Bären, wilde Schweine, Hirsche u. s. w. an den Ohren zu fassen und vest zu halten, ohne sie zu beschädigen.

52) Die englische Dogge. Hallen l. c. Fig. 32. Der Schlächter= Fleischer= oder Metzgerhund. Franz. Le Dogue de forte race. Chien de Boucher, l'Alan de boucherie. *Bom.* Dict. III. p. 135. Cf. Der Bullenbeisser. M. . .

III. Doppelte Blendlinge,

die aus zwo Blendlingsraßen entsprungen sind.

22) Die Roquets 53).

Tab. XXXIV. f. 2.

Die Roquets gleichen in Ansehung der Form des Körpers den kleinen dänischen Hunden, (Ebend. f. 1.) denn sie haben, wie diese, einen runden Kopf, große Augen, kleine, zum Theil steife, zum Theil herunterhangende Ohren, schwache Schenkel und einen vorwärts gebogenen, aufgerollten Schwanz; ihre Schnautze hingegen ist kurz, dick und etwas stumpf, wie bey den Mopsen (Tab. XXXVI. f. 2.) Sie haben auch ihren Ursprung diesen beyden Raßen zu danken, und sind mit eben solchem Haar und Farben, wie die kleine dänische Hunde, versehen. Es giebt unter ihnen auch Harlekine, wie der auf der angezeigten Platte vorgestellte Roquet.

23) Der Artoisische Hund 54).

Diese von Mopsen und Roquets erzeugte Hunde haben eine kurze und so platte Schnautze, daß bey ihnen

53) S. Hallen l. c. p. 489. Fr. Le Roquet.
M. . .

54) Der achtziger, der rüsselsche Hund. Hallen l. c. p. 490. Franz. *Chien d'Artois*, *Issois*. *Quatre-vingt*.
M. . .

ihnen daher leicht ein übler Geruch aus der Nase oder Schnautze entstehet. In Deutschland bekömmt man sie fast gar nicht zu sehen. Zu Ryssel in Flandern sollen sich noch einige finden. Sie waren daselbst vor diesem so gemein, daß man sie daher auch Ryssellische Hunde nennte. Artoisische heissen sie, weil sie aus dieser Provinz gekommen sind. Wenn aber auch die Raße wirklich ausgestorben wäre, so würde man sie doch, so lang es noch Mopse und Roquets giebt, allemal von neuem wieder hervorbringen können.

24) Alikantische Hunde [55].

Man pflegt diese doppelte Blendlingsraße auch Hunde von Kayenne zu nennen, und hieraus läßt sich schlüssen, daß man sie aus unterschiedenen Ländern erhalten. Sie haben vom Mopse die kurze Schnautze, das lange Haar vom spanischen Wachtelhund, weil sie diesen beyden Arten ihr Daseyn schuldig sind.

25) Hunde von Burgos [56].

Die spanische Wachtelhunde und Dachshunde, sind eigentlich die Eltern dieser Art von Blendlingen. Vom Dachs erbten sie die kurze Beine und den langen Leib, vom Wachtelhunde die lange Haare. In Paris erzog man einige, die sehr klein waren und wie die Füchse belleten.

26) Ra-

55) S. Hallen l. c. Franz. Chien d'Alicante ou de Cayenne.

56) S. Ebend. Franz. Chien de Burgos ou *Burgos*.

26) Kalabrische Hunde [57].

Diese von grossen dänischen und spanischen Wachtelhunden abstammende Blendlinge sind sehr groß, ungemein hochbeinicht, wie die grosse dänische Hunde, und sehr beherzt, auch daher bey der Wolfsjagd sehr wohl zu brauchen. Ihre Gestallt hat viel Aehnliches mit angeführten Raßen, von welchen sie entsprossen waren.

Hr. Hallen, welcher alle Hunderaßen in europäische und indianische theilet, begreift unter den ersten alle bisher angezeigte, unter den letztern aber noch folgende Hunde:

27) Der mexikanische Hund [58].

Der ganze Bau dieses Hundes scheint sich übel zusammen zu reimen. Ihr Kopf ist klein, ihr Leib haarig und wie am Bologneser Hund (Tab. XXXIII. fig. 1.) gestalltet, ihr Hals kurz und fett. Schnautze und Rücken erheben sich bey diesen Hunden vermittelst eines ungeschickten Buckels. Ihr Bauch ist fett, ihr Schwanz kurz, die Klauen stark zugespitzet. Sie dienen den Indianern statt ihrer Haushunde.

Die Spanier fanden in Amerika nur eine kleine Art von Hunden, die man Alko nennte [59]. Die Ein=

57) S. Ebend. Franz. Chien de Calabre.
M. . .

58) *Klein.* Quadr. p. 68. Canis mexicanus.
M. . .

59) S. *Klein.* l. c. und Jos. à *Costa* Libr. IV. c. 33.
M. . .

Einwohner, welche sie ausserordentlich werth hielten, brachen sich lieber selbst einige Speisen ab, um sie diesen Hündchen zu geben, welche sie auch überall im Busen mit sich nehmen und sie auf ihren Reisen auf den Schultern, oder im Schoosse tragen.

28) Der nackte amerikanische Hund [62].

Von diesen über 3 Schuh langen, ganz nackten und auf dem Felle mit häufigen gelbrothen Flecken bezeichneten Hunden, ist aus dem vorhergehenden schon bekannt, daß die Amerikaner die Gewohnheit haben, sie zu verschneiden und hernach zu mästen. Sie pflegen das Hundefleisch allen übrigen Arten von Fleische vorzuziehen. Sie bringen es häufig zu Markte. Man bezahlt es da so theuer, als das Schöpsenfleisch, und ein gebratener fetter Hund ist allemal das herrlichste Gerichte der Schwarzen. Eben dieses lieset man auch von den Wilden in Kanada. Die Missionarien selbst finden, wenn sie einigemal darauf zu Gaste gebethen sind, so viel wohlschmeckendes daran, als am Schweinefleisch.

Auf

60) Hallen l. c. p. 491. *Xoloitzcuintli* der Mexik. Dieser Hund, welchen der Hr. Pr. Müller l. c. p. 228. den mexikanischen Fuchs nennet, heißt beym *Linné* l. c. p. 60. *Canis mexicanus*, caudâ deflexâ laevi, corpore einereo, fasciis fuscis, maculisque fulvis variegato. *Briss.* Quadr. p. 172. Lupus mexicanus oder Xoloitzcuintli *Hern.* Mex. p. 479. fig. bona. Le Loup de Mexique. Cuetlachtli S. Lupus indicus *Fern.* H. Nov. Hisp. p. 7. *Eus. Nieremb* p. 180. Felis montana americana *Seb.* Mus. I. Tab. 42. fig. 2.

M. . .

Auf den benachbarten Halbinseln der Straße Davis jagt man die Hunde und ißt sie windtrocken, oder man verwahret ihr Fleisch unter dem Schnee.

Die Köpfe dieser Hunde sind mit einer spitzigen Schnautze, wie auch mit hohen, spitzigen Ohren versehen. Das Bellen ist nicht in ihrer Gewalt; Statt dessen pflegen sie bloß zu heulen oder zu gnurren.

29) Afrikanische Hunde.

Wenn man europäische Hunde nach Guinea, Hispaniola u. s. w. bringet, verlieren sie nach etlichen Jahren die Stimme, und sie behalten weiter nichts davon übrig, als ein finsteres Geheule. Auch die grönländischen Hunde pflegen gar nicht zu bellen, sondern bloß zu gnurren und zu heulen. S. *Klein*. Quadr. p. 68. Noch andere pflegen, wenn sie auch geprügelt werden, nicht einmal den geringsten Seufzer hören zu lassen. Man erziehet sie größtentheils zum Verspeisen. Ihre Jungen bekommen allmählig steife Ohren, behalten wenig Haare an sich, und ihre Schnautzen werden eben so, wie die Schwänze, lang und spitzig. Herr Bankroft sagt in seiner Nat. Gesch. von Guiana, S. 84. die Hunde schienen daselbst nur eine Mittelart zwischen dem Jagd- und Wachtelhunde zu seyn. Sie haben einen schlanken Bau, eine stumpfe Nase, ein großes Maul, herabhängende, lange Ohren, langes, zottlichtes Haar, gemeiniglich von goldgelber Farbe, und verfolgen oder treiben das Wild aus dem Lager, so bald sie es wittern.

30) Der amerikanische wilde Hund mit sehr langem Schwanze [61].

Der Kopf ist an diesem wie an andern Hunden beschaffen, die Ohren sind klein und steif, die Augen groß, der Bart lang, der Rachen groß, die Zähne sind spitzig und lang, die Füße nur etwas länger und stärker, als die Katzenfüße. Sie bestehen aus 5 langen Zeen mit krummen, starken Klauen. Das Haar dieser Hunde hat eine schwache fuchsfarbige Röthe, die am Kopf, am Schwanz und an den Füßen ein wenig verschossen zu seyn scheinet.

61) Canis americanus sylvestris, caudâ longissimâ. *Sebae* Vol. I. p. 47. T. 30. n. 1. *Klein.* Quadr. p. 69.

Zweeter Anhang.

Etwas vom Nutzen und Schaden, welchen die Hunde stiften können.

Ausser den vorzüglichsten Gelegenheiten, wobey die Hunde, theils in Absicht auf ihre Geselligkeit und besondere Treue, auf ihre ungemeine Wachsamkeit und Fähigkeiten in Beschützung der Häuser und Besorgung der Heerden, ingleichen auf die unglaubliche Gelehrigkeit, wenn sie zur Jagd und gewissen Künsten [62]) abgerichtet werden, sich den Menschen sehr nützlich erweisen, hat man in Siberien, in Frankreich, auch hin und wieder an einigen andern Orten von ihnen den Vortheil, daß man die gröste vor Schlitten und kleine Wagen spannet, um allerley Güter zu verfahren. In Holland werden sie von Kindern mit Pferdegeschirr beleget, in kleine Kariole gespannt, und von ihnen statt kleiner Pferde zum Spatzierenfahren gebrauchet.

Die Grönländer, deren Hunde sehr groß, weiß oder schwarz gemischet, mit gerade in die Höhe stehenden

62) Hierbey verdienen in Hanovs Seltenheiten der Natur rc. III B. S. 670. rc. die Betrachtungen über die Künste eines abgerichteten Hundes, nachgelesen zu werden. M. .

den Ohren versehen, übrigens stumm sind, oder an statt zu bellen, bloß zuweilen heulen, bedienen sich derselben vornämlich, ihre mit Seehunden beladene Schlitten auf dem Eise zu ziehen und nach ihren Wohnungen zu führen. Man spannet vier, sechs, acht bis zehn Hunde vor einen Schlitten, worauf etwa fünf Seehunde, auch wohl sechse und noch ein Grönländer liegen können. Sie schleppen dergleichen Ladungen weit hurtiger fort, als unsre Pferde thun würden, und legen in diesem Zustand auf dem Eise wohl funfzehn deutsche Meilen in Einem Wintertage zurücke. Statt einer billigen Erkenntlichkeit von Seiten der Grönländer müssen sie auf ihren Unterhalt selbst bedacht seyn und sich mit den Knochen behelfen, welche ihre Herren vorher abgenaget und weg geworfen haben. Einige pflegen sich am Ufer Muscheln zu Befriedigung ihres Hungers aufzusuchen; im Sommer fressen sie eine Art von Beeren, Kräckebeeren oder auch Revlinger genannt, und nur selten werden sie von ihren Herren mit Blut oder Eingeweide von gekochten Seehunden traktiret. S. Egedens Grönl. p. 87. Cf. David Kranzens Hist. von Grönland I Th. p. 100. Hr. Ellis hat alles dieses, in seiner Reise, S. 169. auch von den Hunden der Indianer in Hudsonsbay erzählet.

Die Kamtschatkalischen Hunde, welche den vorher beschriebenen gleichen, und für schneller als andere, gehalten werden, leben im Frühling völlig in Freyheit. Nur im Winter spannet man sie vor die Schlitten. Sie nähren sich mit allem, was ihnen auf dem Felde vorkömmt, sie graben Mäuse aus, und fangen, wie die Bären, in den Flüssen Fische. Im Oktober nehmen sie die Kamtschadalen erst nach

Hause und binden sie neben ihrer Wohnung an, bis ihnen ein guter Theil ihres Fettes abgefallen ist, und sie desto leichter zum Fahren werden. Man wird hierbey mit Vergnügen lesen, was Hr. Krascheninnikow in seiner Beschreibung des Landes Kamtschatka ꝛc. Lemgo 1766. 4to S. 128 — 130. vom Gebrauch und Lebensart der dasigen Hunde meldet.

Der jungen Hunde pflegen sich einige statt äusserer Arzneymittel zu bedienen. Viele Menschen, die mit einer Kolik von Erkältung geplagt werden, wissen, durch Auflegung eines lebenden jungen Hundes auf den Leib, sich bald von diesem schmerzhaften Uebel zu befreyen, weil sie durch die sanfte natürliche Wärme dieser gefälligen Thierchen allmählig die Folgen einer plötzlichen Erkältung am sichersten vertreiben [63].

Kindbetterinnen oder stillenden Frauens leisten die jungen Hunde, so lange sie zumal noch den Gebrauch ihres Gesichts nicht haben, vortrefliche Dienste, wenn entweder ein zu grosser Ueberfluß von Milch, oder die zu tiefliegende Brustwarzen sie nöthigen, den Vorrath der erstern zu vermindern, oder die Beschaffenheit der letztern zu verbessern, ehe sie die noch schwache Kinder an die Brust legen. Alle Frauens, welche sich dieses Mittels jemals bedienen, versichern Einstimmig, daß in beyden Fällen kein Mittel sanfter und sicherer wäre, als das öftere Anlegen dieser kleinen Miethlinge.

Es

63) S. Merkleins Thierreich. p. 86. und Pr. Müller l. c. p. 218.

M.

Es hat Podagristen gegeben, welche durch das Lecken junger schmeichelnder Hunde von ihren Schmerzen befreyet worden. Das schlimmste hierbey war, daß ihre gefälligen Aerzte das Uebel gemeiniglich selbst erbten, und ihre Dienstfertigkeit endlich mit dem Leben bezahlen mußten. Wenigstens führet Hr. von Linne in seinen Amoen. acad. einen gewissen Hrn. Aschelin in Schweden an, der auf solche Art und mit so schlimmen Erfolg für den Hund von seinem Podagra befreyet worden [64].

Ausserdem sind von je her die Hunde Märtyrer der Arzneywissenschaft gewesen; man hat sich kein Bedenken aus den Martern gemacht, welche man einem lebendig zergliederten Hund anthat, um jungen Aerzten einen Begriff vom thierischen Bau der innern Theile, vom eigentlichen Mechanismus des Athemhohlens, von den Milchgefäßen, von der Reitzbarkeit der Theile, von den Wirkungen der Nerven u. s. w. zu geben.

Vom ökonomischen Gebrauch der Hunde, als ein Nahrungsmittel betrachtet, ist schon im vorhergehenden ausführlich vom Hr. von Büffon selbst, geredet worden. Ihr Fell [65] weis man zu Handschuhen sehr wohl zu brauchen, und man will so gar den Strümpfen oder Stiefeln von Hundebälgen eine sehr lindernde Kraft in der Fußgicht beylegen. Die Grönländer bedienen sich der Hundebälge statt ihrer Bett-

64) Ein mehreres vom Nutzen des Hundespeichels findet man im Merklein l. c. p. 87. M. . .

65) Man lese eben daselbst S. 90.

M. . .

decken oder die Kleider damit zu besäumen. Ihr Fett hat man, wenigstens vor Zeiten, häufig in solchen Krankheiten anzuwenden gesucht, wo es darauf ankam, die gespannte veste Theile geschmeidiger zu machen und innere Krampfe zu besänftigen. Wir selbst haben ein Frauenzimmer gekennet, welches auf Anrathen gewisser Afterärzte das Hundefett auf Stullen essen und in allen Suppen reichlich mit genüssen muste. Zum Glück für diejenige, welche vielleicht nicht ohne den äussersten Widerwillen sich zu einer ähnlichen Kur würden haben verurtheilen lassen, starb endlich diese Märtyrern eines Scharletans, theils an der Uebermacht ihres Uebels, theils am Ueberflusse des genossenen Hundefettes. In den Apothecken wurde sonst nicht allein ein gewisser Hundebalsam [66]), sondern so gar der weisse trockne Unrath der Hunde, unter dem Namen *Album graecum* (Cynocoprus, Merde de Chien) als ein starkes schweißtreibendes Mittel für die Liebhaber aufbehalten. Zum Glück haben die neuern Aerzte durch bessere Mittel von zuverläßigerer Wirkung den alten Unrath endlich aus den Apotheken verdränget und der freygebigen Natur anständigere Heilungsmittel abgeborget.

Wer sich übrigens einen Begrif machen will, wie sehr die Alten den medicinischen Gebrauch thierischer Theile geliebet, kann im angeführten Buche des Hrn. D. Merklein sehen, daß ehemals am Hund alles für brauchbar und heilsam gehalten wurde.

Unter den Krankheiten der Hunde, welche in den Schriften der Jäger ausführlich behandelt werden, dürfen

66) Die Zubereitung desselben ist ebenfalls im Merklein ꝛc. p. 87. zu finden. M..

dürfen wir diejenige wohl nicht füglich übergehen, welche nicht ihnen allein, sondern auch den Menschen, leicht gefährlich und gar tödtlich werden kann. Jedermann weis zwar, daß die Hunde zum Tollwerden oder zur **Wuth** eine vorzügliche Neigung haben. Vielleicht sind aber die Kennzeichen dieser gefährlichen Krankheit nicht jedermann so bekannt, als es zu ihrer Sicherheit nothwendig ist. Wir wollen sie daher so, wie sie Hr. Pr. **Hallen** und Hr. Pr. **Müller** 67), gesammlet, unsern Lesern hier mittheilen.

Der erste Grad dieser Krankheit äussert sich durch folgende Merkmale: die Hunde werden traurig und suchen, wider ihre Gewohnheit, anfänglich die Einsamkeit, sie verkriechen sich, lassen Fressen und Saufen stehen, und schleichen mit herabhängenden Ohren und Schwanze schläfrig umher. Sie hören auf zu bellen und fangen dagegen an zu murren und mit einem heimtückischen Gram fremde Menschen anzufallen. Doch pflegen sie bey diesem Grade der Krankheit noch ihren Herrn zu scheuen. Ihr Biß beginnet aber nun schon gefährlich zu werden.

Der zweete Grad ist, wenn sie anfangen zu keuchen, die Zunge aus einem schäumenden Rachen hervorzustrecken, ihren eignen Herrn zu verkennen und nach ihm, wie nach einem Fremden, heimtückisch zu schnappen. Ihr Gang ist alsdann unordentlich, bald schleichen sie taumelnd herum, bald aber thun sie einen Schuß oder Sprung, der von der ordentlichen

67) Jener S. 474. u. s. w. des angef. Werkes, dieser aber l. cit. p. 216. ꝛc. M. . .

Bahn abweicht, fangen an die Augen zu verschlüssen, die nun trübe und thränicht werden, und bekommen eine blauliche Zunge. Dieser Zustand pflegt kaum vier und zwanzig Stunden vor ihrem Tode herzugehen [68]).

Je kurzer vor ihrem natürlichen Ende man von ihnen beschädigt wird, desto gefährlicher ist ihr Biß, weil sie den Zunder dieser Krankheit den menschlichen Säften mittheilen, und verursachen, daß ein unglücklicher Weise gebissener Mensch die Wasserscheu oder Wuth bekömmt, und wenn er nicht gleich durch schickliche Mittel gerettet wird, eines kläglichen Todes sterben muß [69]).

Nach

68) Von den Zeichen der Tollheit eines Hundes lese man auch noch:

1) D. Schrebers Sammlung verschied. Schriften rc. XI Th. p. 41.

2) Hannov. Mag. 71. p. 735.

69) Von dieser gefährlichen Krankheit und von den dagegen vorgeschlagenen Mitteln, denken wir noch im I Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten ausführlich zu handeln. Vorläufig könnte man darüber folgende Schriften zu Rathe ziehen:

1) *Essai sur la Rage* &c. par Mr. *Ponteau.* à Lyon. 1764.

2) D. *Baumeri* Progr. de methodo morsum canis rabidi curandi rationali. Erford. 1765.

3) *Remarques sur la Rage* ou l'Hydrophobie, im *Journ. des Sçav.* 1766. Nov. p. 169. &c.

4) Ob-

Nach geschehenem Unglück ist jede Zögerung tödtlich. Alle mögliche Hülfe muß gleich nach dem Bisse geleistet werden. Das erste, was man dabey zu thun hat, ist vornämlich, das mitgetheilte Gift durch beissende oder blasenziehende Mittel und Schröpfköpfe, auch innern Gebrauch schweißtreibender Mittel abzuhalten, daß es nicht mit andern Säften sich vermischen, und

N 5 ins

4) Observ. sur une *hydrophobie* guerie par Mr. *Wrightson*. In der *Gaz. Salut.* 72. Nro. 51. p. m. 404.

5) Extrait d'une lettre du *Dr. Wolf* en Varsovie à Mr. *H. Baker* à Londres, concernant les essais des differens remedes les plus vantés contre l'hydrophobie. Ebend. 1768. Nro. 29. p. 228. und Nro. 30. p. 236.

6) Hamb. Mag. I Band p. 127—134.

7) Fränk. Samml. I B. p. 475—496. II B. 242—250.

8) Leipz. phys. ökon. Abhandlungen, III Band, S. 838—871.

9) Des Hrn. Pr. Titius Wittemb. Wochenbl. 71. p. 432.

10) Hann. Mag. 63. p. 107.

11) Brem. Mag. IV B. S. 534—538.

12) *Della cura preservativa della Rabbia canina* osservazioni Medico-pratiche di *Morando Morando*, Medico de Princ. de Modena, 1755. 8vo.

13) H. *James treatise on canine Madness*. Lond. 1760. gr. 8vo. &c.

14) *Boerhave* Aphorismi de cognosc. et curandis morbis p. 291.

M. . .

ins Blut eindringen kann. Denn so bald dieses geschehen und schon die Wasserscheue anfängt sich zu offenbaren, hat man von obigen Mitteln so wenig, als von den häufig empfohlnen Merkurial- und Opiatmitteln, sich zu versprechen. Sonderbar ist es indessen, daß gewisse Leute, die schon wirklich toll waren, sich in der Raserey durch übermäßigen Genuß roher Zwiebeln kuriret haben [70]).

Zuweilen wird man von einem Hunde gebissen und in gröste Angst versezet, ohne zu wissen, ob er wirklich toll sey oder nicht. Um jedermann für einer unnöthigen Besorgniß in Sicherheit zu setzen, ertheilte Hr. Petit den Rath, man solle dem gleich nach dem Biße getödteten Hund mit einem gekochten Stück Fleisch die Kehle, Zähne und Zahnfleisch zwar stark, aber doch nur so reiben, daß kein Blut selbiges besudele. Dieses Fleisch soll man einem andern gesunden Hund anbiethen; frißt er dieses Fleisch ohne Bedenken, so war der getödtete Hund nicht toll, und sein Biß läßt keinen weitern Schaden befürchten; weigert er sich aber, mit Winseln und Heulen, das Fleisch anzunehmen, so ist es ein sicheres Merkmal von der Tollheit des erschlagenen Hundes.

Wer schon Gelegenheit gehabt, das ängstliche Betragen gesunder Hunde beym Anblick eines tollen zu beobachten, dem wird es leicht seyn, sich von der Wahrscheinlichkeit dieses Vorschlages zu überzeugen.

Unter

70) S. *Gaz. Salut.* 73. Nro. VIII. p. m. 63. Berlin. Samml. V B. p. 511. M. . .

Unter die Ursachen, welche bey den Hunden eine Wuth verursachen können, zählet man die heisse Himmelsstriche, die anhaltende schnelle Abwechselungen der grossen Hitze und einer starken Kälte, das vermoderte Fleisch, welches die Hunde in den heissen Jahreszeiten fressen, den Mangel an Getränke, die Würmer u. s. w. 71)

Nach der Anzeige der Kennzeichen, wornach man urtheilen soll, ob? und in welchem Grad ein Hund rasend oder toll sey? ist es wohl nöthig auch noch anzugeben, aus welchen Merkmalen man schlüssen könne, daß ein Mensch von seinem Bisse wirklich in Gefahr des Lebens gerathen. Ueberhaupt ist nicht leicht ein ander Gift fähiger, die grösten Unordnungen in unserm Körper anzurichten, als der Geifer eines wüthenden Hundes. Bisweilen verbirgt sichs wohl einige Jahre hindurch im Körper, bevor es, bey Gelegenheit des scharfen Blutes, der warmen Jahreszeit u. s. w. sich zu offenbaren anfängt. Es ist aber allemal so viel davon zu besorgen, daß man die Vorbauungsmittel keinen Augenblick verschieben sollte.

Die Erscheinungen an Leuten, die von tollen Hunden gebissen worden, fangen sich von dem Schmerz an, welcher die beschädigte Haut einnimmt. Die verwundete Stelle pfleget gleich aufzuschwellen, und die schmerzhafte Empfindung, sich nach den benachbarten Theilen auszubreiten. Es folgt hierauf eine Trägheit im ganzen System der Muskeln. Der Schlaf

71) S. *Gentl. Magaz.* 1760. Brachm. p. 238. und Brem. Mag. VII B. p. 43. M. . .

Schlaf ist unterbrochen und unruhig. Die Verwirrung nimmt immer mehr überhand. Man seufzt oft, man verfällt in eine tiefe Traurigkeit und fühlt einen unwiderstehlichen Trieb, sich von den übrigen Menschen abzusondern.

Im zweyten Grade des überhand nehmenden Uebels vermehren sich die vorigen Zufälle und bringen den Kranken zu allerley Ausschweifungen. Man empfindet beschwerliche Herzensangst, das Athemhohlen wird oft von Seufzern unterbrochen, ein heftiger Schauer überläuft jeden Kranken dieser Art, so bald er Wasser, Spiegel oder andere solche Körper wahrnimmt, welche das Licht stark zurück werfen. Der geringste Tropfen von einer Feuchtigkeit, womit nur die Lippen oder Zunge berührt werden, erreget unbeschreibliche Bangigkeit, ein Zittern, Verzuckungen oder eine völlige Wuth. Durchs Erbrechen giebt man eine zähe, gallichte, schwarze Feuchtigkeit von sich; das Fieber, die Schlafiosigkeit, ungewöhnliche und verwirrte Gedanken, pflegen den zweyten Grad endlich zu beschlüssen.

Beym Anfang des dritten Grades verschlimmern sich alle vorige Umstände. Der Kranke streckt die rauhe Zunge hervor, er gähnt, seine Stimme wird heiser, der Durst vermehret sich; bey Erblickung eines Getränks aber fängt er an, in Unsinnigkeit zu verfallen; der Speichel häufet sich im Munde, der Kranke fühlet einen unwillkührlichen Trieb, ihn auf andere Personen auszuwerfen. Er knirschet mit den Zähnen, der Schweis ist eiskalt im Gesichte und man bemerkt alle Zeichen der grösten Raserey, so gar zu der Zeit, wo die Seele noch vernünftig zu denken

und

und der Kranke sich zu hüten scheinet, daß er andern Personen keinen Schaden zufügen möge.

Den Beschluß von diesem widersinnigen und kläglichen Schauspiel macht endlich ein mit krampfhaften Verzuckungen und Engbrüstigkeit begleiteter Tod, welcher gemeiniglich den vierten Tag, vom ersten Tage des Uebels gerechnet, zu erfolgen pfleget.

Die Zergliederung der Leichname, die am Bisse wütender Hunde gestorben sind, zeigte nachforschenden Aerzten, daß alle Werkzeuge, welche das Hinabschlucken befördern, entzündet sind. Den Magen fanden sie mit einer gallichten, zähen Feuchtigkeit erfüllet. Die Galle war schwarz, der Herzbeutel trocken, die Lunge ganz voll geronnenen Blutes, das Herz mit trocknem Geblüt überhäufet, die Schlagadern waren voll, die Blutadern leer. Das übrige Blut ist so flüßig, daß es kaum in freyer Luft gerinnet. Alle Muskeln, das Eingeweide, das Gehirn, Rückenmark — alles ist hier trockner, als es gewöhnlich seyn sollte. — Kurz, die Umstände der Krankheit und des Todes von derselben sind so kläglich, daß bey so unglücklichem Vorfalle wohl nichts dringender empfohlen werden kann, als ein ungesäumter Gebrauch der besten Vorbauungsmittel, von denen man allein zu erwarten hat, was man von den Heilungsmitteln der Krankheit selbst nicht hoffen darf.

M. . .

VIII.

Die Katze [72]).

Die Katze gehöret unter die treulose Hausgenossen, denen man bloß aus Noth verstattet, sich um uns her aufzuhalten, damit sie einen Schwarm anderer feindseliger Hausthiere, die uns noch beschwerlicher

72) Die Kennzeichen, wodurch Hr. von Linne im *Syst. Nat.*Ed. XII. p. 60. das Katzengeschlecht bezeichnet, sind 1) die gleichförmige Schneidezähne, auch in jedem Kiefer, an jeder Seite drey zusammenstehende Backenzähne. 2) Die rauhe Zunge, die einem Reibeisen gleichet, dessen Spitzen hinterwärts gekehret sind; 3) die krumme Klauen, die gleichsam aus gewissen Scheiden hervorragen und wieder in dieselbe zurück gezogen werden können, wenn das Thier nicht gesonnen ist, Schaden damit anzurichten. Da er diese Kennzeichen am Löwen, Tiger, Parder, Katzenpardel oder Panther, Onca, an der wilden Bergkatze (Pardalis), an der zahmen Katze (Catus), wozu auch die angorische Katze gerechnet wird, und am Luchs (Lynx), gefunden, hat er diese Thiere sämmtlich unter diesem Geschlecht vereinigt. Hr. von Büffon hat sie, nach seiner Methode, freylich in vielen Bänden zerstreuet, und wir werden die Synonymie an den gehörigen Stellen anführen; es scheint uns aber doch, um der Anfänger willen, gut zu seyn, sie beyläufig mit einer

licher fallen würden, und nicht so leicht vertrieben werden können, im Zaum halten mögten. Wir geden-

einer fast allgemein angenommenen systematischen Ordnung bekannt zu machen,

Die Hauskatze heißt beym Hr. von Linne l. c. Felis Catus. in *Briff.* Quadr. p. 191. Felis domestica. Le Chat domestique; in *Klein.* de Quadr. p. 75. Catus domesticus. Cf. *Raj.* Quadr. p. 170 *Sloane* Nat. Hist. of Jam. Vol. II. p. 329. *Rzac.* H. Nat. Pol. p. 244. *Jonst.* Quadr. p. 126. fig. Tab. 72. bona. *Charlet.* *Exerc.* p. 20. Feles vel Catus *Gesneri* Ic. Quadr. fig. p. 28. bona. *Aldrov.* Quadr. p. 564. S. Hallens Thiere I. p. 579. Hebr. *Catul* und *Schanar* auch *Schunara*, Griech. Αιλȣρος, Sarac. *Katt*, Span. *Gato* oder *Gata*, Ital *Gatta*, *Gatto*, Illyr. *Koczka*, Pohln. *Koc*, Schwed. *Katta*, Engl. *Cat*, Holl. *Kat.*

Die wilde Katze heißt beym Hr. von Linne ebenfalls *Catus*, beym Brisson l. c. Felis Sylvestris. Le Chat Sauvage. Catus Sylv. ferus vel feralis, Eques arborum *Klein.* Quadr. p. 75. Cf. *Gesn.* Quadr. p. 353. *Gesn.* Ic. Quadr. p. 97. *Rzac.* l. c. p. 217. *Aldrov.* Quadr. p. 583. fig. bona. *Jonst.* Quadr. p. 127. Fig. Tab. 72. bona. S. Hallens Thiere I. p. 521. Hebr. *Ziim*, Span. *Gato montes*, Pohln. *Kot Dziki*, *Zbik.*

Ausser der gewöhnlichen, führet Hr. Brisson noch die wilde Tigerkatze l. c. p. 193. unter dem Namen *Felis sylvestris tigrina*, le Chat sauvage tigré an Felis Sylv. tigrinus, ex Hispaniola *Seb.* Vol. I. p. 77. Tab. 48. fig. 2. bona. Felis fera tigrina *Barr.* Hist. Franc. aequin p. 153. Catus *Tepe Maxlaton* dictus, tigrinus, ex Hispaniola, *Klein.* Quadr. p. 75. *Fern.*

gedenken hier mit Fleiß derjenigen Personen gar nicht, welche an jedem Thier einen besondern Wohlgefallen finden, und bloß zu einem tändelnden Zeitvertreib Katzen zu halten pflegen. Das erste heißt, die Katzen ihrer Bestimmung gemäß brauchen, das andere, sie mißbrauchen.

Obgleich diese Thiere, besonders so lange sie jung sind, viel artiges und schmeichelhaftes an sich haben, so bemerket man doch an ihnen eine gewisse heimliche Tücke, die falscheste Gemüthsart und ein sehr verkehrtes Naturel, das ihnen angebohren ist, welches im Alter noch ärger wird, und sich bloß unter dem Zwange verbirgt, worinn die Zucht sie erhalten muß. Aus offenbaren und gebohrnen Räubern macht man aus ihnen durch die beste Zucht, höchstens nur folgsame, schmeichelnde Betrüger. Sie besitzen eben so viel Geschicklichkeit und Arglist, eben so viel Neigung, Schaden zu thun und Spitzbübereyen auszuüben; sie wissen ihre Schliche und Absichten

Fern. Hist. Nat. Hisp. p. 9. Maraguav. f Maracaia *Marcgr.* Hist. Bras. p. 233. Chat tigré *Kolbe* Tom. III. p. 50. Span. *Tepe Maxlaton.* in Guiana *Malakaya.* Hallens Thiere I. p 522. Die Wald- oder Tigerkatzen, sagt Hr. Kolbe in seiner Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung Frankf. 1745. p. 340. sind unter allen wilden die größte Katzen, die an Grösse dem Fuchse nicht nachgeben. Der Balg dienet zu treflichen Pelzen, so wohl der Wärme, als der Schönheit wegen. Man bezahlt sie auch theuer auf dem Vorgebirge, und führet sie von da nach den nördlichen europäischen Gegenden.

M. . .

sichten eben so geschickt zu verbergen, als die ärgsten Betrüger. Sie verstehen, so gut als diese, die Gelegenheit auszuforschen, abzuwarten, und, zu Ausführung eines boßhaften Streiches den schicklichsten Augenblick zu wählen, sich hernach durch die Flucht vor der Strafe zu retten, und sich ehe nicht wieder sehen zu lassen, bis man sie rufet. Sie lernen ohne Mühe gesellschaftliche Gebräuche, aber nie gesellschaftliche Gesinnungen. Ihr schmeichelndes Wesen ist nur ein betrüglicher Schein, der sich in ihren verdächtigen Bewegungen und zweydeutigen Blicken verräth. Nie werden sie einer Person, der sie schmeicheln, gerade ins Gesicht sehen. Aus Mißtrauen oder natürlicher Falschheit nähern sie sich ihr durch allerley Umwege. Sie bewerben sich um Liebkosungen, gegen welche sie doch nur in so fern empfindlich sind, als diese ihnen Vergnügen machen. Welch ein Unterschied also zwischen einer Katze und einem getreuen Thier, das bloß für die Person seines Herrn empfindet! da hingegen die Katze nur für sich zu empfinden, bloß auf Bedingungen zu lieben, und bloß deßwegen Umgang zu suchen scheint, um denselben zu mißbrauchen. Um dieser Uebereinstimmung willen verträgt sich auch die Katze viel besser mit dem Menschen, als mit dem durchaus ehrlichen Hunde.

Temperament und Leibesgestallt kommen hier mit der Gemüthsart völlig überein. Die Katzen sind artig, behende, geschickt, reinlich und wollüstig. Begierig auf ihre Bequemlichkeit, pflegen sie zum Schlafen und Spielen die weichsten Stellen aufzusuchen. Sie fühlen die Vermehrungsbegierde sehr stark, und die Katze ist, wider die gewöhnliche Art der Thiere,

viel hitziger, als der Kater. Sie ladet ihn ein, suchet und rufet ihn, ja sie geht so weit, ihm die Wuth ihrer Begierden oder ihr dringendes Bedürfniß durch lautes Geschrey anzukündigen. Wenn der Kater sie zu fliehen oder zu verachten scheinet, wird er von der Katze verfolgt, gebissen und gleichsam gezwungen, ihre Begierden zu befriedigen, ob es gleich bey der Paarung nicht ohne die empfindlichste Schmerzen abgehet.

Diese Brunst pflegt gemeiniglich neun oder zehn Tage zu dauern, und sich nur zu gewissen Zeiten zu ereignen. Gewöhnlicher maßen werden sie des Jahres zweymal, im Frühling und im Herbst, oft auch dreymal, zuweilen gar viermal, hitzig. Fünf und funfzig oder sechzig Tage gehen sie trägtich, sie bringen aber nicht so viel Junge, als die Hündinnen; gemeiniglich werfen sie nur vier, fünf oder sechs Jungen, und zwar so verstohlen, als möglich, weil die Kater ihre Nachkommen zu verzehren pflegen. Wenn also die Katzen befürchten, entdecket oder ihrer Jungen beraubt zu werden, tragen sie selbige in verborgene Winkel und Löcher, wo niemand hinkömmt, und bringen ihnen, wenn sie einige Wochen gesauget haben, Mäuse oder junge Vögel, um ihn. .ı frühzeitig einen Appetit nach Fleisch beyzubringen. Aus einer fast unbegreiflichen Art von Lüsternheit aber pflegen diese so zärtliche, sorgfältige Mütter ihre Neigung in Grausamkeit zu verwandeln, und ihre vorher so geliebte Brut ohne Barmherzigkeit aufzufressen.

Um ihrer muntern Lebhaftigkeit und Artigkeit willen könnten die junge Katzen einen bequemen Zeitvertreib

vertreib für spielende Kinder abgeben, wenn man sich nicht für ihrem Kratzen zu fürchten hätte. Ihr Spiel ist aber nie so unschuldig, als angenehm und poßirlich, und pflegt gar zu bald in eine angewöhnte Boßheit auszuarten. Weil sie nur bey kleinen Thieren ihre Gaben mit Vortheil anbringen und geltend machen können; so setzen sie sich oft auf einen Vogelbauer, und suchen abwechselnd Vögel, Mäuse und Ratten zu belauren. Dadurch werden sie, ohne weitere Anweisung, geschickter zur Jagd, als die besten abgerichteten Jagdhunde.

Ihre allen Zwang verabscheuende Gemüthsart macht sie gänzlich unfähig, eine gute Zucht anzunehmen. Man erzählet wohl von griechischen Mönchen auf der Insel Cypern 73), welche die Katzen zur Jagd abgerichtet und sie gelehrt haben sollten, die Schlangen, womit diese Insel heimgesucht war, zu fangen und zu tödten, allein das geschahe mehr aus einem natürlichen und unter ihnen allgemeinen Triebe zur Zerstöhrung, als aus wirklichem Gehorsam. Denn sie finden ein Vergnügen daran, allen schwachen Thieren, als Vögeln, jungen Kaninchen und Hasen, Mäusen, Ratten, Fledermäusen, Maulwürfen, Kröten, Fröschen, Eidexen und Schlangen, ohne Unterschied aufzulauern, sie anzufallen und umzubringen. Sie besitzen weder Gelehrigkeit, noch einen scharfen Geruch, welche an den Hunden zwo der vorzüglichsten Eigenschaften ausmachen. Aus diesem Grunde verfolgen sie auch ein Thier länger nicht, als es ihnen vor Augen ist. Jagen

73) S. Description des Isles de l'Archipel, par *Dapper*. p. 51.

gen ist gar nicht ihre Sache. Sie legen sich bloß aufs Lauern, überfallen ihre Beute ganz unvermerkt, und pflegen sie, nachdem sie lange genug ihr Spiel damit getrieben, ohne Noth ums Leben zu bringen, wenn sie gleich vollkommen satt und einer solchen Beute gar nicht benöthiget sind, ihren Hunger zu befriedigen.

Diese Neigung, den Thieren aufzulauern und sie zu überfallen, rühret natürlicher Weise unmittelbar von dem Vortheil her, welchen die besondere Bildung der Augen ihnen gewähret. Am Auge des Menschen und fast der meisten Thiere wird man gewahr, daß ihr Stern sich abwechselnd auf einen gewissen Grad ausziehen und wieder zusammenziehen kann. Bey geringem oder schwachem Lichte pflegt er sich zu erweitern, bey starkem Licht aber enger zu werden. Bey den Katzen und nächtlichen Raubvögeln ist diese Bewegung so beträchtlich, daß ihr Stern, welcher im Finstern ganz rund und breit erscheinet, am hellen Tage eine lange und so schmale Figur, wie eine Linie annimmt, folglich diesen Thieren das Vermögen ertheilet, des Nachts schärfer, als am Tage, zu sehen, wie das Beyspiel der Nachteulen, des Uhu u. a. m. beweiset. Eigentlich hat der Stern im Auge so lange beständig eine runde Figur, bis er durch natürliche Ursachen in eine andere Form gezwungen wird. Am Tage wird er bey den Katzen beständig zusammen gezogen, und wenn sie bey hellem Lichte deutlich sehen, geschieht es gleichsam durch die stärkste Anstrengungen. So bald hingegen in der Dämmerung ihr Stern wieder seine gewöhnliche Form erhält, sehen die Katzen vollkommen gut, und bedienen sich dieses Vortheils, andere

re Thiere aufzusuchen, zu überraschen und anzufallen.

Die Katzen pflegen sich zwar in unsern Wohnungen aufzuhalten, man kann sie aber doch nicht völlig als Hausthiere betrachten. Auch die allerzahmeste lassen sich zu keinen häußlichen Diensten gebrauchen. Man kann sie vielmehr völlig frey nennen, weil sie thun, was ihnen einfällt, und nichts vermögend ist, sie an einem Orte zu erhalten, wo sie nicht Lust haben, länger zu verweilen. Die meisten sind ohnedis noch für halb wilde Thiere zu halten, weil sie theils ihre Herrschaft nicht kennen, theils auf den Böden und auf den Dächern herumirren, und nur dann die Küchen oder Speisekammern besuchen, wenn sie der Hunger dahin locket. Ob man gleich mehr Katzen, als Hunde, zu halten pfleget, so ist ihre Menge doch nicht so genau zu bemerken, weil sie uns viel seltener vor Augen kommen, und sich mehr an die Häuser selbst, als an die Bewohner derselben gewöhnen.

Wenn man die Katzen auf eine bis zwo Meilen weit von sich entfernet, wissen sie doch ihren Kornboden allein sehr gut wieder aufzusuchen. Vielleicht kommen sie bloß darum wieder zurück, weil sie daselbst einmal die Mauselöcher, nebst allen Zugängen und Schlupfwinkeln kennen, und weil es ihnen lange nicht so viel Mühe kostet, etliche Meilen zurückzulaufen, als ein anderes neues Land eben so genau in dieser Absicht kennen zu lernen.

Wasser, Kälte und übler Geruch sind allen Katzen sehr zuwider. Am liebsten halten sie sich im

Sonnenschein auf, und ruhen gern hinter den Feuermauern, oder in den Oefen auf den wärmsten Stellen. Räucherwerk ist ihnen angenehm; daher sie sich auch von Personen, die wohlriechende Sachen um sich haben, sehr gern greifen und streicheln lassen. Der Geruch der Pflanze, die man deswegen Katzenmünze 74) nennet, hat für sie einen so starken Reiß, daß es scheint, als ob sie für Freuden über denselben außer sich wären. Um dieses Gewächs in den Gärten zu erhalten, muß man es in verschloßnen Gittern verwahren. Die Katzen riechen es von fern, suchen es auf, reiben sich daran so lange, und kriechen so oft über dasselbe hin und her, daß es dadurch in kurzer Zeit gänzlich zerstöret wird.

Das ganze Wachsthum der Katzen ist in funfzehn bis achtzehn Monaten vollendet. Daher sind sie auch schon vor Ablauf des ersten Jahres im Stande, sich zu vermehren. Sie können auch das Vermehrungsgeschäfte bis zu ihrem Tode ungehindert fortsetzen, welcher gemeiniglich im neunten oder zehnten Jahr erfolget. Indeß haben sie ein zähes Leben, stärkere Nerven und mehr natürliche Lebenskräfte, als Thiere, denen ein späteres Lebensziel gesetzet ist.

Das

74) Nepeta Cataria *Linn.* Sp. Pl. p. 796. Nepeta vulgaris *Trag.* Cataria herba s. Calaminthe tertia *Dod.* Mentha felina *Tabern.* Mentha cataria major et vulg. *Casp. Bauh.* Pin. p. 228. Cataire, Herbe aux Chats. *Bom.* Dict. Vol. II. p. 428. Blackw. Tab. 455. Dietr. Pflanzenr. p. 695. M. . .

Das Kauen gehet bey den Katzen sehr langsam von statten. Sie haben so kurze, so schlecht geordnete Zähne, daß ihnen diese bloß behülflich seyn können, die Speisen zu zerreissen, aber nicht, wie gewöhnlich, zu zermalmen. Daher pflegen sie auch das zarteste Fleisch am begierigsten aufzusuchen. Fische fressen sie ungemein gern, sie mögen roh seyn oder gesotten. Sie saufen oft, schlafen leicht, aber nicht so vest, als man denken sollte. Ihr Gang ist leicht, schleichend und unmerklich. Um ihren Unrath abzulegen, verbergen und entfernen sie sich, und scharren ihn allezeit mit Erde zu. Bey ihrer gewöhnlichen Reinlichkeit, bey der Trockenheit und dem Glanz ihres Balges, werden ihre Haare leicht so elektrisch, daß man im Dunkeln helle Funken heraus sprützen siehet, wenn die Katzen gestreichelt werden. Ihre Augen funkeln im Düstern, gleich stralenden Diamanten, welche des Nachts das Licht wieder zurück werfen, dessen Stralen sie des Tages über gleichsam eingesogen haben.

Da die wilde Katze mit der zahmen Junge zeuget, hat man beyde nur für einerley Art anzusehen. Zuweilen bemerket man, daß Kater und Katzen die Häuser, wenn die Rammelzeit kömmt, verlassen, in den Wäldern die wilde Katzen aufsuchen, hernach aber wieder zu ihrer Wohnung zurück kehren: Daher kömmt es auch, daß einige von unsern Hauskatzen den wilden völlig zu gleichen scheinen. Der wesentlichste Unterschied zwischen beyden läßt sich bloß aus den innern Theilen erkennen. Die Gedärme sind bey der Hauskatze gemeiniglich länger, als bey der wilden. Indessen ist allemal die wilde Katze stärker und größer, als die zahme. Sie hat alle-

zeit schwarze Lefzen, steifere Ohren, einen stärkern Schwanz und beständigere Farben.

In unsern Gegenden ist nur eine Art von wilden Katzen bekannt, und es läßt sich aus den Zeugnissen der Reisenden ziemlich sicher schlüßen, daß eben diese Art fast überall, ohne merkliche Abänderungen gefunden wird. Ehe noch das veste Land der neuen Welt entdeckt wurde, gab es daselbst schon wilde Katzen. Kolumbus erhielt eine von einem Jäger, die er im Holze gefangen hatte. 1). Sie war von gewöhnlicher Größe, mit graubraunem Haar bedecket, und mit einem sehr langen, starken Schwanz versehen. 2) Auch in Peru 3) hat man dergleichen wilde Katzen wahrgenommen, obgleich daselbst keine Hauskatze zu sehen war. Es giebt auch dergleichen in Kanada 4), im Lande der Illineser u. s. w. In unterschiedenen Gegenden von Afrika hat man sie ebenfalls entdecket, als in Guinea 5), auf der Goldküste

1) S. La vie *de Christophe Colomb.* II*de* Partie p. 167.

2) Da Kolumbus, wie man aus der Geschichte weis, nie selbst auf das veste Land von Amerika gekommen, so kann wohl der Ausdruck des Herrn von Büffon *dans le continent* du nouveau monde, nicht richtig seyn. K. . .

3) v. *Histoire des Incas.* Tom. II. p. 112.

4) v. Histoire de la nouvelle France, par *le Pere Charlevoix* Tom. III. p. 407.

5) Hist. générale des Voyages, *par Mr. l'Abbé Prevost.* Tom. IV. p. 230.

küste zu Madagaskar 6), wo die natürlichen Einwohner des Landes auch Hauskatzen hielten; auf dem Vorgebirge der guten Hofnung 7), wo, nach Kolbens Vorgeben, auch blaue oder schieferfarbige Katzen angetroffen werden, die sich auch in Asien finden.

In Persien, sagt Peter della Valle 8) giebt „es eine Art von Katzen, die eigentlich der Provinz

6) v. Relation du Francois Couche à Par. 1651. p. 225.

7) v. Description du Cap de Bonne Esperance, par *Kolbe* p. 49. oder dessen Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung. Frf. und Leipz. 1745. 4to p. 340. Nach Hr. Kolbens Berichte sind auf diesem Vorgebirge die wilde Katzen zwar etwas grösser, als die zahmen, im übrigen aber haben sie meistentheils nichts an sich, was ihnen vor den zahmen ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal ertheilte. Man findet aber daselbst auch einzelne blaue wilde Katzen, welche diesen Beynamen daher bekommen, weil alle Haare an ihnen blau sind, auch diese Farbe nach der Zubereitung des Balges noch behalten. Eine Art rother wilder Katzen erhält ihren Beynamen von einem schönen hochrothen Streif, der am Hals anfängt und über den Rücken bis an den Schwanz fortläuft. Es verlieret sich aber dieser Streif in den grauen und weissen Haaren, womit die Seiten dieses Thieres bewachsen sind. Den Balg hält man für ein Linderungsmittel in Gichtschmerzen, wenn er um das Kranke Glied geleget wird. Man pflegt ihn daher auf dem Vorgebirge wegen dieser Kraft sehr hoch zu halten.

M. . .

8) S. Voyage de *Pietro della Valle* Tom. V. p. 98. 99.

„Chorasan zugehöret. Sie sind weder größer, noch
„anders gestalltet, als die gemeine Katzen. Ihre
„vorzüglichste Schönheit besteht in der Farbe ihrer
„Haare, welche, ohne alle Beymischung anderer
„Flecken, durchaus grau, nur auf dem Rücken und
„am Kopf etwas dunkler, auf der Brust aber und
„am Bauch ein wenig heller sind, und hier etwas
„ins Weißliche fallen, und zwar nach einem so rei-
„zenden Uebergange des Dunkeln ins Helle, welchen
„die Maler clair-obscur nennen, daß aus dieser
„malerischen Mischung die vortreflichste Wirkung
„entstehet. Außerdem ist ihr Haar ungemein zart,
„fein, glänzend, weich, gelinde wie Seide, und so
„lang, daß es an einigen Orten, besonders unter
„dem Halse, sich ringelt, ob es gleich, statt aufge-
„richtet zu stehen, vielmehr dicht am Körper anliegt.
„Diese Thiere stellen unter den Katzen dasjenige vor,
„was unter den Hunden die Budel sind. Der
„Schwanz ist ihre größte Zierde, weil er von an-
„sehnlicher Länge und überall mit fünf oder sechs
„Finger langen Haaren bedeckt ist. Sie strecken
„ihn aus und legen ihn, wie die Eichhörnchen, rück-
„wärts dergestalt über den Leib, daß die aufgerich-
„tete Spitze ein Büschelchen bildet. Sie sind sehr
„zahm, und wurden durch die Portugiesen von Per-
„sien bis nach Indien mitgenommen." **Pietro del-
le Valle** fügt noch hinzu, er habe vier Paar sol-
cher Katzen, die er besessen, mit nach Italien brin-
gen wollen.

Diese Beschreibung zeiget sehr deutlich, daß diese
persische Katzen, der Farbe nach, den sogenannten
Karthäuserkatzen, übrigens aber den angorischen
Katzen völlig ähnlich, und daß also die Katzen von
Chora-

Chorasan in Persien, die angorische Katze in Syrien, und Kartheuserkatzen, von einerley Art sind, ihre Schönheit aber dem besondern Einfluß des Himmelsstriches in Syrien eben so, wie die spanische, rothe, weisse und schwarze Katzen, mit eben so feinem und glänzendem Haare, dieses reizende Ansehen dem spanischen Himmelsstrich zu danken haben. Ueberhaupt könnte man sagen, das spanische und syrische Klima wären unter allen bewohnbaren Himmelsstrichen unsrer Erdkugel diesen schönen Abänderungen der Natur am günstigsten. Schöpse, Ziegen, Hunde, Katzen, Kaninchen und fast alle Thiere sind in Spanien und Syrien mit der feinsten Wolle, mit den längsten, in Ansehung der Farben aber mit den schönsten und mannigfaltigsten Haaren bekleidet. Es hat beynahe das Ansehen, als ob diese Himmelsstriche der Natur im Ganzen mehr sanfte Reize, allen Thieren aber eine schönere Gestallt ertheilten.

An der wilden Katze bemerkt man, außer den härtern Farben, auch ein steiferes Haar, wie an den meisten andern wilden Thieren. So bald sie aber zahm gemacht und unter den Hausthieren aufgenommen worden, hat sie weit sanfter Haar, weit abwechselndere Farben derselben bekommen. In den günstigen Landstrichen von Chorasan und Syrien findet man sie durch ein längeres, feineres und dichteres Haar, durch weit angenehmere Farben desselben, noch mehr verschönert. Das Schwarze und Rothe hat sich ins Hellbraune, das Graubraune ins Aschgraue verwandelt. Bey der Vergleichung also einer wilden Katze aus unsern Gegenden mit einer Kartheuserkatze wird man gewahr, daß beyde sich durch nichts weiter, als durch diesen stuffenweisen Abfall

der Farben, von einander unterscheiden. Da von diesen Thieren auch einige weniger, einige mehr Weiß unten am Bauch und an den Seiten haben, so braucht es, um ganz weisse Katzen mit langen Haaren zu bekommen, wie die eigentlich sogenannte angorische Ratzen, weiter nichts, als in dieser schon durch den Himmelsstrich verschönerten Art diejenigen auszusuchen, welche das meiste Weiß am Bauch und an den Seiten haben. Von der Paarung solcher Katzen hat man sich völlig weisse Katzen zu versprechen, wie man durch eben dieses Mittel schon oft weisse Kaninchen, Hunde, Ziegen, Hirsche, Damhirsche u. s. f. erhalten.

Bey der spanischen Ratze, als einer bloßen andern Abänderung von der wilden, haben die Farben, an statt wie bey der Syrischen durch einförmige Schattirungen geschwächet zu werden, sich im spanischen Landstriche vielmehr erhöhet, auch durch schärferes Absetzen mehr Lebhaftigkeit erhalten. Das Hellrothe ist ins Braunrothe, das Braune ins Schwarze, das Grau in ein vollkommnes Weiß übergegangen. Eben diese Katzen haben, als man sie nach den amerikanischen Inseln gebracht, ihre schöne Farben, ohne weitere Ausartung, erhalten.

„Auf den antillischen Inseln, sagt der Pater „du Tertre 9), wird man eine große Menge von „Katzen gewahr, die ohnstreitig von den Spaniern „dahin gebracht worden. Die meisten sind röthlich, „schwarz und weiß bezeichnet. Unter unsern Fran„zosen

9) S. Hist. gener. des Antilles Tom. II. p. 306.

„zosen giebt es viele, welche das Fleisch dieser Thie„re mit gutem Appetit verzehren, hernach aber die „Bälge zum Verkauf nach Frankreich bringen. Als „wir Guadelupe noch nicht lange bewohnt hatten, „waren diese Katzen dermaßen an die Jagd der Tur„teltauben, Rebhüner, Drosseln und anderer klei„nen Vögel gewöhnet, daß es ihnen gar nicht ein„fiel, die Ratten auch nur des Anblickes zu würdi„gen. Zuletzt, als das Wildpret sich sparsamer zeig„te, fanden sie es nöthig, den Waffenstillstand mit „den Ratten aufzuheben, und ihnen offenbar den „Krieg anzukündigen u. s. w." Ueberhaupt sind die Katzen der Veränderung und Ausartung nicht so sehr unterworfen, als die Hunde, wenn sie in warme Länder gebracht werden.

„Die europäische Katzen, sagt Boßmann 10), „pflegen in Guinea sich nicht, wie die Hunde, zu „verändern, sondern ihre Gestallt völlig beyzubehal„ten ꝛc." In der That sind sie von beständigerer Natur, und man darf sich über die geringe Veränderungen derselben desto weniger wundern, da sie weder so vollkommen, oder so allgemein, und vielleicht auch noch nicht so lange, als die Hunde, zu den Hausthieren gehören.

Ob sich unsere Hauskatzen gleich in Ansehung der Farben von einander unterscheiden, so läßt sich doch darum nicht behaupten, daß sie auch besondere Raßen und Arten ausmacheten. Bloß die Gegenden von Spanien, Syrien und Chorasan brachten beständ-

10) S. Voyage de Guinée p. 2403.

beständige Abänderungen hervor, die sich daselbst erhalten haben. Allenfalls könnte man diesen auch noch den Himmelsstrich der chinesischen Provinz Pachy-ly beyfügen, welche sehr langhärige Katzen mit herabhängenden Ohren nähret, die von den chinesischen Frauenspersonen viel Zuneigung genüßen 11).

Diese Hauskatzen mit herabhängenden Ohren, von denen wir keine weitere Nachricht haben, sind ohnstreitig von der wilden Katzenart noch weiter, als die steiföhrige entfernet, obleich alle Raßen von den wilden abstammen.

Dies mag nun genug seyn von der Geschichte sowohl der Katzen, als überhaupt aller gewöhnlichen Hausthiere. Zu den letzten gehören vorzüglich das Pferd, der Esel, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund, und die Katze. Der Kameel, Elephant, das Rennthier und andere werden zwar anderwärts auch als Hausthiere betrachtet; wir zählen sie aber darum hier nicht unter dieselben, weil sie für uns allerdings ganz fremde Thiere sind, von denen wir ehe nicht reden werden, bis wir die Geschichte aller wilden Thiere unsers Himmelsstriches geliefert haben. Darzu kömmt noch, daß die Katze, die nur gleichsam zur Hälfte als ein Hausthier zu betrachten ist, einen beque-

11) S. Hist. gener. des Voyages par Mr. l'Abbé Prevôt. Vol. VI. p. 10. Auch in Pecking finden sich dergleichen schneeweiße langhärige Katzen mit herabhängenden Ohren, worüber Neuhofs chines. Gesandschaft, Amsterd. 1669. fol. p. 347. und Dappers China p. 138. nachzulesen.

bequemen Uebergang von unserm Hausvieh zu den wilden Thieren machet. Es wäre wohl unschicklich, unter den Hausthieren die beschwerliche Nachbarn, als Mäuse, Ratten, Maulwürfe u. s. w mit aufzuführen, die sich zwar in unsern Häusern und Gärten aufhalten, aber deßwegen eben so frey und wild als andere sind, und, anstatt sich mit Unterwürfigkeit uns zu nähern, vielmehr die Menschen fliehen und in ihren unterirdischen oder dunkeln Wohnungen, in ungestörter Freyheit, nach ihren Sitten und Gebräuchen leben.

Die Geschichte jedes bisher beschriebenen Hausthieres hat uns belehret, wie viel Einfluß die Erziehung, Pflege, Sorgfalt und Beyhülfe der Menschen auf das Naturel, die Sitten und sogar auf die Gestallt der Thiere habe. Sie hat uns ferner gezeigt, daß diese Ursachen, in Verbindung mit dem Einflusse der Landesgegend, so grosse Veränderungen in den Arten hervorbringen, daß man das Ursprüngliche derselben kaum noch vor dem Zufälligen zu erkennen vermag. Gewisse einzelne Thiere werden dadurch zu einerley Zeit und in einerley Art einander so unähnlich, daß man sie mit Recht für ganz unterschiedene Thiere halten könnte, wenn sie nicht allemal das Vermögen beybehielten, wieder fruchtbare Junge mit einander zu zeugen, worinn das wesentliche und einzige wahre Kennzeichen der Art bestehet.

Wir haben gesehen, daß die unterschiedene Arten dieser Hausthiere, in unterschiedenen Himmelsstrichen sich fast eben so, wie die Arten der Menschen, verhalten, und, wie diese, in kalten Ländern stärker, größer und muthiger, in gemäßigtern gesitteter und sanft-

sanftmüthiger, in allzu heissen Landstrichen aber zaghafter, schwächer und häßlicher sind. In gemäßigtern Gegenden und bey wohlgesitteten Völkern läßt sich auch allemal die größte Verschiedenheit, die stärkste Vermischung und häufigste Abänderung jeder Gattung wahrnehmen. Besonders merkwürdig ist noch der Umstand, daß man gewisse offenbare Zeichen an Thieren findet, woraus man das Alterthum des Standes ihrer Knechtschaft beurtheilen kann. Die hangende Ohren, die mancherley Mischungen der Farben, die lange, feine Haare, sind lauter Wirkungen der Zeit oder des langwierigen Aufenthalts in den Häusern der Menschen.

Fast allen freyen und wilden Thieren ist es eigen, die Ohren steif zu tragen. Beym wilden Schwein sind sie gerade in die Höhe gerichtet, beym zahmen Schwein gebogen und halb niederhangend. Bey den Lappländern, amerikanischen Wilden, Hottentotten, bey den Schwarzen und andern ungesitteten Völkern sieht man lauter Hunde mit aufgerichteten Ohren, da sie hingegen in Spanien, Frankreich, Engelland, in der Türkey, in Persien, in China und allen gesitteten Ländern meistentheils mit weichen herabhängenden Ohren erscheinen.

Die Hauskatzen haben lange nicht so steife Ohren, als die wilden, und in China, einem schon von langen Zeiten her gesitteten Reiche und einem sehr gelinden Himmelsstrich, giebt es gar Hauskatzen mit herabhängenden Ohren. Eben deswegen hat man

*) S. oben S. 222.

man auch die angorische Ziege mit herabhängenden Ohren unter allen Ziegen für diejenige zu halten, die von ihrem natürlichen Zustande sich am allerweitsten entfernet. Diese Abänderung, welche sich in einer andern Gegend nicht erhalten haben würde, ist ohnstreitig hier aus dem so kenntlichen und allgemeinen Einfluß des syrischen Himmelsstriches und aus dem langen Aufenthalt dieses Thieres unter einem Volk entstanden, das schon so lange gesittet war. In Frankreich fallen die angorische Ziegen weder mit eben so langen, noch so stark herabhängenden Ohren, als diese Ziegen in Syrien haben. Vielleicht würden sie, nach einer gewissen Anzahl von Zeugungen, wieder eben solche Ohren und Haare, als unsre Ziegen, erhalten.

Anhang
nach Anleitung des Hrn. Daubenton [75].

Der äußerliche Unterschied der Katzen besteht hauptsächlich in der Farbe, in der Länge und Beschaffenheit ihres Haares. An Größe pflegen sie einander so ähnlich, als an Gestallt zu seyn. Bey den Hunden beobachtete man dagegen so viel Mannigfaltigkeit in der Größe und in den Verhältnissen ihrer Theile, daß man oft in Versuchung gerieth, sie nach dem äußern Ansehen für Thiere von unterschiedener Art zu halten. Die körperliche Verhältnisse der Katzen beweisen also zuverläßig, durch den geringen Unterschied, welcher bey ihnen statt findet, daß diese Thiere sich lange nicht so weit, als die Hunde, von ihrem Ursprung entfernt haben.

Die Hauskatzen sind in den vornehmsten Merkmalen durchaus den wilden Katzen, als der ursprünglichen Raße gleich, man mag sie entweder nach ihrer äußern Gestallt, oder nach ihrer innern Bildung betrach:

75) Mit grosser Ausführlichkeit wird von den Katzen überhaupt, von ihrer Lebensart und Eigenschaften gehandelt im Versuch einer Katzengeschichte. Frankfurth 1772. 3½ B. 8vo. M. . .

betrachten. Die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale der wilden Katze bestehen in einem etwas längern Hals, einer erhabnern Stirn, einem etwas längern und sanftern Haar, als die Hauskatzen unserer Gegenden haben; denn von den angorischen weis man, daß sie an Länge der Haare noch die wilden übertreffen, und eben aus diesem Grunde stärker und größer aussehen, als sie wirklich sind. Die Farben der Haare findet man bey allen Thieren dieser Art überein, bey den Hauskatzen zeigen sich unzählige Veränderungen, dennoch aber nur selten die eigenthümliche Farbe der wilden Katzen.

Der Unterschied, welcher Naturforschern besonders merkwürdig vorkommen muß, betrift hauptsächlich die Länge der Gedärme, die bey den wilden Katzen um ein Drittheil geringer, als bey den Hauskatzen ist. Hätte man von diesem Unterschiede nur dies einzige Beyspiel, so könnte man glauben, er käme daher, weil die Hauskatzen mehr und bessere Nahrung als die wilden haben, denen es in den Wäldern oft schwer wird, so viel Nahrung zu finden, als ihre Bedürfnisse zu fordern scheinen. Allein das gemeine und siamische Schwein, die beyde, wie die Katzen, zu den Hausthieren gehören, sind, in Ansehung der Länge ihrer Gedärme, völlig wie das wilde Schwein gebildet. Der Einwurf, das wilde Schwein lebe öfter von Wurzeln und Erdfrüchten, als von Fleisch, und finde daher seine Nahrung leichter, als die wilde Katze, die nur von Fleisch und Blute lebet, kann durch eine dritte Beobachtung leicht beantwortet werden. Der Hund nämlich und der Wolf kommen mit einander in den mei-

sten Stücken so genau überein, als es bey Thieren von unterschiedener Art möglich ist. Dennoch sind die Eingeweide beym Hunde nicht länger, als beym Wolfe, ob sich der Wolf gleich von lauter Fleische nähret, und nicht selten wider seinen Willen fasten muß.

Bey der Hauskatze können daher weder die Beschaffenheit, noch der Ueberfluß der Nahrung, die einzige Ursachen ihrer vorzüglich langen Gedärme, in Vergleichung mit der wilden Katze, seyn. Man hat also diese Länge der Gedärme vielmehr als eine Abänderung der Art anzusehen, die sich in den innern Theilen der Hauskatze merklicher, als in der äußern Gestallt ihres Körpers zeiget.

Die an den unterschiedenen Hunden so mannigfaltig abwechselnde Länge und Stärke der Schnautze, wird bey den Katzenarten gar nicht bemerket. Dieser Theil ist bey allen Hauskatzen eben so, wie bey den wilden gestalltet. Eben so viel Aehnlichkeit behalten sie alle unter einander in Ansehung der Ohren, des Schwanzes u. s. w. Die Gestallt und die Art, ihren Körper zu tragen, ist bey allen Katzen einerley. Der ganze äußere Unterschied erstreckt sich weiter nicht, als auf die Farben und Länge der Haare.

Unter den europäischen Katzen lassen sich hauptsächlich nur sechs Arten unterscheiden, als

1) Die wilde Katze,

2) Die Hauskatze mit schwarzen Lippen und Fußsohlen,

3) Die Hauskatze mit rothen Lippen,

4) Die sogenannte spanische Hauskatze,

5) Die Karthäuserkatze, und

6) Diejenige, welche wir aus Angora bekommen haben.

Besondere Beschreibung der Katzenarten.

1) Die wilde Katze [76]).
Tab. XXXIX. f. 1.

Das Haar der wilden Katze ist zween bis drey Zoll lang, an den Seiten des Kopfes, unter den Ohren und an den Seiten des Leibes, vornämlich in den Weichen am längsten, am kürzesten aber auf

76) Die wilde Katze. Catus sylvestris. Hallens Thiere I B. p. 521. Müllers Linneisches Natursystem I Band Tab. XXXI. fig. 5. *Felis catus*, caudâ elongatâ fusco annulatâ, corpore fasciis nigricantibus, dorsalibus longitudinalibus tribus, lateralibus spiralibus. *Linn.* S. *Nat.* XII. p. 62. n. 6. *Briss. Quadrup.* p. 192. *Felis sylvestris*, pilis ex fusco, flavicante et albido variegatis vestita, caudâ annulis alternatim nigris et ex sordidè albo flavicantibus cinctâ. Le *Chat Sauvage*. *Klein* Quadr. p. 75. Catus sylvestris, ferus vel feralis. Eques arborum. *Gesn.* Quadr. p. 353. *Ejusd.* Icon. Quadr. p. 97. *Rzac.* H. Nat. Polon. p. 217. *Aldrov.* Quadr. digit. vid. p. 582. fig. p. 583. bona. *Jonst.* Quadr. p. 127. T. 72. fig. bona. *Charlet. Exerc.* p. 21. Hebr. Ziim. Span. Gato montes.

Tab. XXXIX. F. 1. die Wilde Katze. Pag. 230.

Fig. 2. die Spanische Katze. Pag. 234.

Büff. - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. sc.

auf dem Kopf und an den Schenkeln. Kopf, Hals, Schultern, Rücken, Lenden, der größte Theil des Schwanzes und die äußere Seite der Füße sind von einerley Farbe, die mehr oder weniger aus falb, schwarz und weißlichem Grau gemischet ist. Denn gleich am Körper pflegt jedes Haar schwarz, am äußersten Ende weißlicht, zwischen diesen beyden Farben aber ein helles Falb sichtbar zu seyn. Hinter den Ohren befinden sich zuweilen zween falbe Flecken, und vom Wirbel des Kopfes bis nach hinten erstrecken sich mehrentheils vier schwarze schlangenförmige Streifen. Der äußere dieser Streifen geht von beyden Seiten hinter das Ohr hinunter, und verbreitet sich über die ganze Länge des Halses. Die beyde mittlere Streifen laufen über den Rücken an jeder Seite eines andern Streifens von gleicher Farbe, der erst am Ende des Schwanzes aufhöret. Das Aeußerste des Schwanzes hat, ohngefähr drey Zoll weit, eine ganz schwarze Farbe. Weiter hinauf wird man drey schwarze Ringe gewahr, wovon der letzte am wenigsten in die Augen fällt. Der übrige Theil des Schwanzes ist bis an seinen Ursprung mit andern Ringen umgeben, deren Farbe desto schwächer wird, je näher sie nach dem Körper hinkommen.

An den Füßen erblickt man Ringe von eben der Farbe. Alle diese schwarze Streifen aber sind nicht allein in Ansehung der Breite, sondern auch ihrer Stellung, bey dem einen Thier immer anders, als bey dem andern. Der Umfang des Maules ist weiß. Brust, Bauch, die innere Seite der Knie nach vornen zu, Keulen und Hinterfüße, auch das Untere des Schwanzes haben eine fahle Farbe, die unter

dem Halse mit weiß, auf der Brust mit grau und schwarz vermenget ist. Auf dem Unterleibe findet sich ein großes weisses Zeichen.

Die junge wilde Katzen haben überhaupt weniger von der falben, als von der weissen Farbe. In jedem Alter pflegen die Lippen und Fußsohlen schwarz zu seyn 77).

II. Die Hauskatze,

mit schwarzen Lippen und Fußsohlen.
(wie die wilde Katze.)

Unter einer Menge anderer wird man auch zuweilen Hauskatzen gewahr, die schwarze Streifen über den Körper, auch auf dem Schwanz und auf den

77) Die wilde Katzen bewohnen die dichten Wälder, die hohlen Eichen und das Schilf. Wenn sie Beute machen wollen, legen sie sich auf die Aeste der Bäume nieder, und lauren daselbst so lange, bis ein ihrer Aufmerksamkeit würdiger Gegenstand sich ihnen darstellet. Ein Sprung, der ihnen allemal geräth, versichert sie augenblicklich ihrer gesuchten Beute. Auf diese Weise bemächtigen sie sich der Hasen, der jungen Rehe, des Federviehes, der Vögel, der Hamster, der Maulwürfe, der Mäuse u. a. m. So bald sie verfolgende Hunde wittern, fliegen sie von einem Aste zum andern mit einer so grossen Behendigkeit, daß es Mühe kostet, sie mit den Augen verfolgen zu können. Man pflegt sie theils zu schießen, theils mit dem Tellereisen oder in Marderfallen zu fangen. Ihren Balg rechnet man unter das nutzbare Pelzwerk.

M..

 die Zahme Katze.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere II. T. C. B. G. sc.

den Füßen schwarze Ringe, gleich der wilden Katze, haben. Sie sind aber nicht so falb, und es pflegt in ihren Haaren die graue Farbe zu herrschen. Man hat indessen Ursache zu glauben, daß diese von der ursprünglichen Raße der Katzen sich weniger, als die andern, entfernt haben, weil man, wie bey den wilden Katzen, schwarze Lippen und Fußsohlen an ihnen wahrnimmt. Herr Daubenton unterscheidet sie daher von den andern Hauskatzen durch diese Schwärze der Lippen und Fußsohlen, von den eigentlichen wilden Katzen aber dadurch, daß ihr Haar bey weitem nicht so lang, als bey diesen ist, und folglich ihr Kopf und ganzer Körper, besonders aber der Schwanz, nicht so groß, als bey der wilden, zu seyn scheinet.

III. Die Hauskatze mit rothen Lippen.

Tab. XXXVIII.

Der Hauptunterschied dieser Katzen von den vorigen besteht vornämlich darinn, daß ihre Lefzen und Fußsohlen nicht schwarz, wie bey jenen, sondern roth sind. Sie haben entweder nur eine Farbe, als weiß oder schwarz, oder auch wohl eine aus weiß, grau, braun, schwarz und falb gemengte Farbe. Oft ist ein einziges Haar auf mancherley Art gefärbet. Ueberhaupt sind die zahme Katzen mit Flecken, Wellen und Streifen so mannigfaltig bezeichnet, daß man wohl nicht leicht zwo Katzen von gleicher Farbenmischung antreffen wird [78].

78) Von den äussern Theilen der Katzen ist noch folgendes anzumerken: die runde Stirn und der hintere

IV. Die spanische Hauskatze.

Tab. XXXIX. f. 2.

Die röthliche lebhafte und tiefe Farbe ist das vornehmste und vielleicht das einzige Merkmal, welches diese Katzen von den andern unterscheidet. Sie haben aber diese Farben nicht ganz allein. Wenigstens

tere Theil des Kopfes machen die gröste von den beyden Hälften desselben aus. Da bey den Thieren mit langen Schnautzen das Gesicht, von der Stirn bis zum Kinn gerechnet, weit länger zu seyn pfleget, als von der Stirn bis zum Hinterkopf, so ist am Katzenkopfe vielmehr das Gegentheil von diesem Verhältniß wahrzunehmen. Die sehr wenig erhabne Nase öfnet sich in sehr kleine Nasenlöcher. Die Oefnung des Mundes scheint, in Vergleichung mit den Hunden und andern Raubthieren, die lauter spitzige Zähne haben, sehr klein zu seyn; der untere Kinnbacken ist unter dem obern zurück gezogen und vorne schmal. In jedem Kinnbacken liegen vorne sechs ganz kurze Schneidezähne von gleicher Grösse, auf diese folgen oben und unten zween lange, etwas gekrümmte Spitzzähne. Die acht Backenzähne, welche den obern, und die sechse, welche den untern Kinnbacken einnehmen, sind insgesammt als unordentlich gewachsene Hundszähne zu betrachten. Die kleinste und einfacheste stehen am nächsten an den eigentlichen Spitzzähnen. Auf der stachlichten Oberfläche der Zunge sind allemal die Spitzen gegen den Schlund gekehret. Sie lecken mit der Zunge das Wasser, gleich den Hunden in sich, indem sie dieselbe in eine Rinne zusamen legen, und durch ihre Verkürzung das Getränk in den Mund bringen. Augen

stens an den Kietzen, dergleichen wir auf der angeführten Tafel abgebildet, befinden sich weisse und schwarze Flecken unordentlich über die röthlichen ausgetheilet. Indessen leidet eben diese Vermischung bey allen Katzen dieser Art sehr viel Veränderung. Von den Katern behauptet man, keiner unter ihnen habe

Augen und Ohren sind schon oben ausführlich beschrieben. Ueber den Augen und an den Backen stehen etliche steife Haare. Der Bart wendet sich mit einem Bogen nach den Leibe. Am Bauche befinden sich sechs oder auch mehrere Zitzen. Der Schwanz ist überall gleich dicke und halb so lang, als der Körper der Katze. Die Vorderfüsse bestehen aus fünf, die hintern aus vier Zeen, deren sichelförmige Klauen sich einziehen und hervorstrecken lassen.

Das Wasser können sie nicht gut ertragen. Es gehört viel Zeit darzu, wenn man sie hinein geworfen, ehe sie sich wieder zu erhohlen vermögen. Den Vögeln stellen sie auf den Aesten der Bäume so begierig nach, als die wilde Katzen. Wenn sie eingesperret sind, vergessen sie vor Angst ihre Feindschaft wider die Mäuse. In Spanien, Holland und Brabandt werden sie verspeiset. Auf der Goldküste gehören sie unter die Leckerbißen. Ihr Fleisch gleicht am Geschmack dem Fleische der Kaninchen. Daß die Katzen sich zuweilen waschen, sieht Hr. von Linne als einen Vorbothen des Regenwetters an; der Hr. Prof. Müller aber l. cit. p. 241. hält es für eine Folge, wenn sie leimigen Brey gegessen oder bey trocknem Wetter eine staubichte Haut bekommen haben.

M. . .

habe drey Farben zugleich, sondern man würde an ihnen bloß weiß oder schwarz, mit röthlich vermischet, gewahr. Alle, die Herr Daubenton gesehen, hatten mehr nicht, als zwo Farben. Jedem spanischen Kater fehlt, ohne Ausnahme, die schwarze oder die weisse. Wünscht man sich also eine schöne spanische Katze, so fordert man eine Kietze, weil diese fast immer eine Farbe mehr, als die Kater, hat.

V. Die Karthäuserkatze, oder aschfarbige Hauskatze.

Tab. XL. f. 1.

Es ist schwer zu errathen, warum diese Katzen blau genennet werden, da sie von dieser Farbe gar keine Spur an sich haben. Ihr Haar ist auf dem größten Theil seiner Länge aschgrau, an der Spitze hingegen, unter dem Ende, schwärzlicht braun. Die sehr buschichte Haare liegen dicht über einander. Daher sieht man bloß die graue Farbe der Spitze und unter derselben die braune. Diese Mischung von Grau und Braun unterscheidet sich bloß in der Nähe. Von weitem scheinen die Karthäuserkatzen ein glänzendes Graubraun zu zeigen, und nachdem man sie von unterschiedenen Seiten ansieht, nachdem erblickt man das Graue oder das Braune, bald mehr, bald weniger.

Der Umfang der Augen und des Mundes, die Brust und das Untertheil der Füße sind mehr grau, als braun, die Ohren, wenigstens an den Rändern, unbe-

Tab. XL. F. 1. Karthäuserkatze. Pag. 236.

Fig. 2. die Angorische Katze. Pag. 237.

Büff. - - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. sc.

unbehaart und schwärzlich, wie die Lippen und Fußsohlen. Dem Herr Daubenton hat es geschienen, als wären diese Katzen in verschiedenen Altern mehr oder weniger grau. Ihm sind auch einige zu Gesicht gekommen, die einen schwärzlichen Streif über den Rücken und an den Füßen eben dergleichen, aber nur sehr leicht gezeichnete Ringe hatten.

VI. Die angorische Hauskatze [79].

Tab. XL. fig. 2.

Diese Art von Katzen ist wirklich aus Angora zu uns gebracht worden. Sie scheinen viel größer, als die andern Hauskatzen, sogar größer, als die wilde Katzen, zu seyn, weil sie mit einem weit längern Haare bekleidet sind. Die meisten, welche Hr. Daubenton gesehen, waren ganz weiß, einige auch falb und braun gestreift. Die hier abgebildete falbe Katze von Angora hatte so kurze Füsse und so langes Haar, daß dieses vom Bauche bis an die Erde herab reichte. Durch das längste Haar wurde gleichsam eine Franze an den Seiten des Kopfes und Halses gebildet. Unter den untern Kinnbacken und vorn am Halse betrug es vier Zoll in der Länge. An den Lippen aber, an der Nase, der Stirne, den Vorder- und Hinterfüssen, war es eben so kurz, als bey andern Katzen. Unter jedem Auge befanden sich zween Bogen von tiefer falber Farbe. Mit eben dieser Farbe waren auch der Kopf, Rücken, die Seiten des Leibes, Lenden und Füsse,

79) Felis Catus β) angorensis *Linn.* l. c. p. 62. Felis pilis longissimis tuto corpore vestita. Le Chat d'Angora. *Briss.* Quadr. p. 193.

M . .

Füsse, die übrigen Theile des Leibes aber heller, gezeichnet.

Diese Katze hat einen runden Kopf, aufgerichtete Ohren, eine wohlgebildete Stirne, grosse, nahe beysammenstehende Augen, eine hervorragende Nase, kurze Schnautze, kleines Maul und ein eben nicht besonders in die Augen fallendes Kinn. Alle diese Züge zusammen genommen, ertheilen ihr ein leutseliges Ansehen, das vornämlich von der Grösse der Augen und von der Kürze der Schnautze unterstützet wird.

Die Nähe der beyden Augen unter sich, am Mund und an den Nasenlöchern und ihre vorwärts gerichtete Stellung, scheinen eine Spitzfindigkeit anzuzeigen, welche durch die Gestallt der Stirne und des ganzen Kopfes, auch durch die Stellung der Ohren, mehr erhöhet wird.

Diese, theils leutselige, theils spitzfindige Gesichtsbildung leidet eine sehr merkliche Veränderung, wenn die Katze zu einer heftigen Leidenschaft gereitzet wird. In diesem Zustand sperret sie das Maul auf, die Augen gerathen in Feuer, sie kehrt ihre Ohren ganz nach der Seite und läßt sie herabsinken. Sie zeigt ihre Zähne, sträubet ihr Haar empor, blitzet mit den funkelnden Augen und zeigt in ihrer Gesichtsbildung eine Wildheit und eine furchtbare Wuth, welche sie durch schnelle, heftige Bewegungen, durch ein klägliches und schreckliches Geschrey noch mehr zu äussern pfleget.

Das dichte Haar der angorischen Katze bedecket die Gestallt ihres Körpers dermassen, daß man dessen Ver=

Verhältnisse gar nicht unterscheiden kann. Man sieht bloß einen länglichten Körper mit kurzen Füssen. Aus den Bewegungen des Thieres aber läßt sich abnehmen, was es für gelenke, biegsame Gliedmassen habe.

Fast alle Thiere haben auf jeder Seite der Schnautze einige lange, gerade, veste Haare, beynahe wie Schweinsborsten. Bey der Katze sind sie aber so stark und auf eine solche Art zusammen gesetzet, daß man sie gemeiniglich einen Knebelbart nennet. Man findet auch noch andere an jeder Seite der Stirn, unter dem Vorderwinkel des Auges und auf jeder Seite des Kopfes, über die Ecken des Mundes hin. Die meisten pflegen weiß, die längsten etwa drey Zoll zu seyn.

Zwoter Anhang,

Von der Schädlichkeit der Katzen und der unerkannten Gefahr, die man von ihnen zu fürchten hat.

Das einzige Verdienst welches man den Katzen eingestehen muß, schränkt sich bloß auf die Fähigkeit ein, unsere Wohnungen von der überhandnehmenden Menge der Mäuse und Ratten zu befreyen. Aus diesem einzigen Grunde sind sie uns gewissermaßen unentbehrliche Hausgenossen. Wie viel bey gänzlicher Abschaffung derselben die Menschen verlieren, die Mäuse hingegen gewinnen würden, läßt sich aus folgender Begebenheit erweisen.

Vor ohngefähr sechszehn Jahren war ein strenges Verboth an alle Hauswirthe der Insel Placida ergangen, in ihren Wohnungen Katzen zu halten, damit sich die Fasanen, welche zum Vergnügen des Königs von Neapel geheget wurden, desto stärker vermehren könnten. Kaum war dieser Befehl zwey Jahre lang befolget worden, als die Ratten dermassen überhand genommen hatten, daß von ihnen alles in den Häusern, Kirchen, alle Spinden und so gar die Orgelpfeifen, gänzlich zernaget wurden. Die vorräthige Nahrungsmittel der Eigenthümer selbiger Insel, die Leichname, so gar die Kinder in

den Wiegen mußten endlich diesem verheerenden Schwarm zum Raube dienen. Die sämmtlichen Einwohner befanden sich in der äußersten Bedrängniß. Trostlos naheten sie sich dem Thron ihres Monarchen, warfen sich demüthig zu seinen Füßen, um sein Mitleiden zu erflehen, und liessen mit ihrer ängstlichen Bitte nicht eher nach, bis der Befehl, keine Katzen halten zu dürfen, wieder aufgehoben, und hierdurch die schwere Landplage, welche sie zu dulden gehabt, wieder von ihnen genommen war.

Wenn wir diesen einzigen Dienst ausnehmen, welchen die Katzen uns, nicht so wohl aus Zuneigung für die Menschen, als aus eigenem Interesse und natürlichem Antriebe, leisten, und mit einem verachtenden Blick auf den lächerlichen Gebrauch, welchen die Alten aus dem Kopf, der Leber und Galle, dem Blute, Fett oder Schmalz, dem Harn, Koth und Nachgeburt der Katzen erzwingen wollten, herabsehen [80]; so hat man übrigens von ihrer wilden, hähmtückischen Gemüthsart tausend Uebel und Gefahren zu fürchten. Um hiervon einige Proben zu geben, wollen wir, zum Beschluß ihrer Geschichte, noch das

Schreiben eines Arztes an den Hrn. von Francheville [81])

in einer getreuen Uebersetzung mittheilen.

Ich nehme mir die Ehre, Ihnen meine Beobachtungen über einen wichtigen Gegenstand im gemeinen Leben

80) S. Merkleins Thierreich p. 103. &c.

81) S. *Gaz. litt. de Berlin* 1768. p. 11 — 13.

Leben mitzutheilen. Busbeck erzählet, daß der ehemalige türkische Prophet Mahomet, als er beym Lesen sich mit einem Arm auf den Tisch gestützet, und seine Katze auf dem Aermel eingeschlafen wäre, sich, da er nach dem Tempel gehen müssen, lieber den Aermel abgeschnitten, als die Katze aus ihrem Schlaf erwecket hätte. Ohnstreitig würde Mahomet, in ähnlichen Fällen, auch heute noch getreue Nachfolger finden; denn es giebt nur allzuviele Menschen, welche die Katzen mit einer wirklichen Art von Leidenschaft lieben. Diese Kazenfreunde (Galeophiles) begnügen sich nicht damit, ihre Katzen auf den Schooß zu nehmen, sie aus der Hand fressen zu lassen, sie zu liebkosen, zu streicheln oder zu küssen; vielmehr treiben sie die Zärtlichkeit bis zur äussersten Thorheit, nehmen ihre Katzen mit ins Bette und lassen sie ohne Bedenken in ihren Armen ruhen. Diese thörichte Leidenschaft wird gemeiniglich von den Aeltern auf die Kinder erblich fortgepflanzet und von diesen mit gleichem Eifer unterhalten.

Ohnstreitig wissen dergleichen Katzenpatronen wenig oder gar nichts von der Gefahr, die sie von den abgöttischen Gegenständen ihrer thörichten Leidenschaft zu befürchten haben. Ganz gewiß muß es ihnen unbekannt seyn, daß, nach dem einstimmigen Ausspruch vieler Aerzte, nicht allein das Gehirn der Kazen für diejenigen, welche davon essen, sondern auch der Harn, das Haar, die Klauen, die Zähne, der Athem und so gar der Blick derselben, ein wahres Gift ausmachen. Von der Schädlichkeit ihres Gehirns wird in den *Ephemerid. Nat. Curiof.* Dec. I. An.3.Obferv 198.folgende Beobachtung aufbehalten: „Ein Mensch der über böse Augen klagte, wurde von

„jemanden

„jemanden beredet, zween Löffel voll pulverisirtes Ka„tzengehirn dawider einzunehmen. Er that es, ver„fiel gleich darauf in Unsinnigkeit, verlohr auf einmal „sein Gedächtniß dermassen, daß er die bekannteste „Sache nicht mehr nennen konnte, und starb, ohne „Hülfe, in diesem kläglichen Zustand". — In eben diesen Schriften lieset man auch die Heilungsmethode und Gegenmittel, die Ambrosius Paräus denjenigen vorgeschrieben, die ohngefähr durch den Genuß des Katzengehirns vergiftet worden. Die Hauptsache läuft darauf hinaus, ihnen gleich ein gutes Brechmittel, hernach aber zu wiederhohltenmalen ½ Skrupel Moschus in gutem Wein zu geben. Um seiner giftigen Eigenschaft willen bedienten sich ehemals lüderliche Mädchen desselben, um Liebestränke für diejenige Mannspersonen daraus zu bereiten, welche sie zu ihrer Liebe zwingen wollten. S. Merklein l. c. p. 104 [82])

Mathioli hat schon Leute gekennt, welche nicht ruhen konnten, wenn sie nicht einige Katzen im Bette neben sich liegen hatten. Da sie eine Weile den Hauch dieser Thiere durch Einathmen in sich gezogen, hatten sie endlich an der Schwindsucht ihr Leben vor der Zeit verlieren, und ihre Thorheit mit dem Tode büßen müssen. Wenn aus dem Leibe der Katzen nicht wirklich bößartige Theilchen ausdufteten, wie sollte man die Erscheinung erklären, die eben dieser Mathioli erzählet und welche sich oftmals ereignet hat?

Als er sich in Deutschland aufhielt und mit guter Gesellschaft, zur Winterszeit, in einem grossen Zimmer

 speisete,

82) Cf. *Gaz. lit. de Berlin* 1771. p. 274. und 1768. p. 13.

speisete, hatte die Wirthin, welcher das Naturel eines ihrer damaligen Gäste schon bekannt war, in einem Kasten eine junge Katze eingesperrt, welche sie auferziehen wollte. Dieser Vorsicht ohnerachtet, fieng der Gast, welchem die Katzen von Natur zuwider waren, allmählig an die Farbe zu verändern, so blaß, wie eine Leiche, zu werden, an allen Gliedern zu zittern, und, zum grösten Erstaunen der ganzen Gesellschaft, halb ohnmächtig auszurufen, es müsse in irgend einem Winkel des Zimmers eine Katze verborgen seyn. Die Wirthin säumte nicht, ihren kleinen Liebling aus dem Hause zu bringen, und sogleich konnte der beängstigte Gast wieder frischen Athem schöpfen. Hr. von Francheville hat in Berlin ein ähnliches Beyspiel an einem Goldschmidt erlebt, und uns ist selbst ein merkwürdiger Vorfall dieser Art vorgekommen, den wir im I Bande des Berl. Magaz. p. 228. rc. beschrieben haben.

Ausserdem weis man, daß die Katzen für Kinder in der Wiege ausserordentlich nachtheilig werden können, weil sie oft sich auf ihr Gesicht gelegt und selbige im Schlaf erstickt haben. So gar erwachsene Personen haben sich, um ihrer selbst willen, immer für diesen Thieren in Acht zu nehmen, weil sie von Natur eifersüchtig, rachgierig, boßhaft, hähmtückisch und verrätherisch sind. Man erzählet Beyspiele der Eifersucht und Rache, wofür das Mitleiden erzittern muß. Ein einziges mag zur Warnung für alle zärtliche Katzenfreunde hinreichend seyn. Es betrift einen französischen reformirten Prediger, Namens Mariette, der um der Religion willen seine Zuflucht nach Engelland nahm.

Dieser

Dieser Prediger hatte seinen Wohnplaß in Kanterbury aufgeschlagen, wo er nach seiner Bequemlichkeit leben konnte, besonders da ihm der Erzbischof daselbst einen ganzen Kirchsprengel anvertrauet hatte. Ob es ihm gleich nicht untersagt war, sich zu verheyrathen, war er doch nie zu einer solchen Veränderung geneigt gewesen. Sein gröstes und einziges Vergnügen war eine grosse Katze, die er schon zehn bis zwölf Jahr, unter beständigen Liebkosungen an sich gewöhnet hatte. Er hegte für dieses Thier ausserordentlich viel Neigung, und wenn keine Fremde bey ihm speiseten, gab er ihr auf einem besondern Teller immer dieselbe Leckerbißen, wovon er selbst speisete. Dieser gefährliche, von seinem Herrn allzu sehr verzärtelte Liebling, war zur Dankbarkeit allein Ursach am beklagenswürdigen Ende dieses Predigers. Unglücklicher Weise mußte sein Bruder, der ihn eben besuchte, einen traurigen Zeugen seines Todes abgeben. Von ihm hat man auch die Erzählung, bey seiner Zurückkunft aus Engelland, so gehöret, wie er sie mit angesehen und wie sie hier im Auszug erfolget:

Hr. Mariette hatte von seinen benachbarten Amtsbrüdern einst viele zu einer Mittagsmahlzeit eingeladen. Sein Bruder war bey diesem Schmause zugegen. Die Gäste wurden vortreflich bewirthet und an einem wohl genutzten Ueberfluß von Wein ließ es der Wirth bey dieser Gelegenheit nicht fehlen. Die erwähnte Katze, der verzärtelte Liebling des Hrn. Mariette, hatte die grossen Anstalten zur prächtigen Bewirthung der Gäste in der Stille mit angesehen, und geglaubt, man würde ihm auf einem besondern Teller von allen Leckerbissen, eben so gewissenhaft, zu kosten geben, als er es bisher von seinem Herrn ge-

wohnt war. Allein Hr. Mariette war entweder zu beschäftigt, an seinen Liebling zu denken, oder, welches noch wahrscheinlicher ist, er wollte seine Schwachheit vor seinen Augen verbergen. Kurz, er begnügte sich diesmal damit, seine Katze zu rufen, und ihr ein Stückchen Hünerkeule über die Schulter zu reichen. Das eifersüchtige Thier würdigte weder diesen Leckerbißen, ihn anzuriechen, noch seinen Herrn oder einen andern Gast, sich während ihrer Mahlzeit ihnen zu nähern. Gegen vier Uhr verlies man die Tafel. Zweene von den Gästen blieben zurück, um ein wenig Mittagsruhe zu halten. Hr. Mariette's Bruder führte sie in eine Kammer, wo sie, auf seinem Bette zwo gute Stunden schliefen. Dem Hrn. Wirth gefiel es, ihrem Beyspiel zu folgen.

Da Hr. Mariette sich mit seinem erzürnten Liebling allein befand, und in eben dem Zimmer, wo man gespeiset hatte, auf einem Sopha eingeschlummert war, schien im ganzen Haus alles ruhig zu seyn. Der Bruder hatte zur Veränderung einen Spatziergang nach dem Garten gethan. In dieser stillen Zwischenzeit kam ein Bedienter des Erzbischofs von Kanterbury mit einem wichtigen Schreiben an den Prediger des Ortes. Der Bruder eilte, den Hrn. Mariette zu wecken; allein der gute Mann war in einen ununterbrechbaren Schlaf versunken, und von seinem beleidigten Liebling erdrosselt worden. Anfänglich glaubte sein Bruder, er müßte von einem plötzlichen Schlagfluß getroffen seyn. Da er also die beyden andern Prediger aufgeweckt und herbey gerufen hatte, zeigten ihm diese die schreckliche Spuren der Katzenklauen am Halse des Erwürgten, welche ihm ein deutliches Licht von der Todesart seines Bruders aufsteckten.

Die

Die mörderische Katze war indessen schlau genug in eben dem Zimmer zu bleiben, und sich zu stellen, als ob sie schlief. Der noch lebende Hr. Mariette kam zufälliger weise auf einen besondern Versuch, um sich mehr Gewißheit in einer so bedenklichen Sache zu verschaffen. Er bat seine beyde Freunde, sich zu verbergen. Er selbst band eine Schnur an den Fuß des Erwürgten, stellte sich in einen Winkel, zog an der Schnur und bewegte den Verstorbnen so natürlich, daß die betrogne Katze, die noch einiges Leben in ihrem Herrn wahrzunehmen, und ihn nicht völlig erdrosselt zu haben glaubte, noch einmal über ihn herfiel, um ihn, auf die Art, wie vorher, folgends zu erwürgen. Hr. Mariette, der nun keiner weitern Ueberzeugung bedurfte, verfolgte das grausame Thier mit seinem Degen; allein sie entkam glücklich und hat sich in diesem Hause nie wieder sehen lassen.

M. . .

Innhalt.

Verfolg,

derjenigen Bücher, so bey dem Verleger dieses Buchs, Joachim Pauli, herausgekommen, und um beygesetzte Preise in Menge zu haben sind.

Berliner Sammlungen, zur Beförderung der Arzneywissenschaft, der Naturgeschichte, der Haushaltungskunst, Kameralwissenschaft, und der dahin einschlagenden Litteratur, 2ten B. 1tes St. Berl. 1770. 5 gr.

Der Innhalt davon ist:

I. Von der Verwandschaft der Physick mit dem Ackerbau.
II. Von dem Nutzen der Naturwissenschaft für die Geistlichen auf dem Lande.
III. Nachrichten von dem Siberischen Elfenbein.
IV. Gedanken vom Bauwesen.
V. Beschreibung einer bequemen Handmaschine zum Steinschneiden.
VI. Vermischte Anzeigen neuer Schriften.
VII. Fortgesetzte Anzeigen vermischter periodischer Schriften.

Innhalt des 2ten B. 2tes St. 8. 770. 5 gr.

I. Von dem Werthe und der Seltenheit der vorzüglichsten Versteinerungen.
II. Von der Qwaßia.
III. Des Herrn Professor Schraders zu Rinteln Nachricht von der Qwaßia.
IV. Anmerkung von den Bäumen die am geschicktesten sind, Landstrassen zu besetzen.
V. Beschreibung der Hyäne, eines afrikanischen Raubthieres, mit einem Kupfer.
VI. Vermischte Anzeigen neuer Schriften.
VII. Fortgesetzte Anzeige vermischter period. Schriften.
— D. Ausländische hieher gehöriger Journale.
— E. Medicinisch-periodische Schriften.
— F. Periodische Schriften vermischter Gesellschaften und grosser Akademien. 8.

Ingleichen des 2ten B. 3tes St. 8. 770. 5 gr.

Innhalt.

I. Verzeichniß den in der Gegend um Weimar, und besonders um Thangelstädt befindlichen Erdschnecken.

II. Ha-